IMMANUEL KANT

Anthropologie in pragmatischer Hinsicht



IMMANUEL KANT

Anthropologie

in pragmatischer Hinsicht

Fünfte Auflage

Herausgegeben, eingeleitet und mit
Personen- und Sachregister versehen

von

Karl Vorländer



Der Philosophischen Bibliothek
Band 44

Leipzig · Verlag von Felix Meiner · 1912.

Vorwort des Herausgebers.

Die äußere wie innere Einrichtung dieser völlig umgestalteten Neuausgabe von Kants Anthropologie entspricht derjenigen meiner übrigen Kant-Ausgaben (Bd. 38—42, 45 und 46 der *Philosophischen Bibliothek).* Nur konnte die Einleitung diesmal von einer Übersicht des Gedankenganges absehen, da die „Anthropologie", im Unterschiede von den bisher von mir herausgegebenen Kantschriften, keinen systematischen, sondern populären Charakter trägt, mithin einer solchen Einführung in ihre Gedanken ebensowenig wie die von Gedan herausgegebene „Physische Geographie" (Bd. 49) bedarf. Das Einzelregister S. 7f., vor allem aber das ebendeshalb besonders ausführlich gestaltete Sachregister am Schlusse des Buches, bieten dafür genügenden Ersatz. Für den Text durfte ich die heute textkritisch in erster Reihe stehende Akademie-Ausgabe O. Külpes zugrunde legen, dem ich dafür meinen verbindlichsten Dank sage. Im übrigen sind für die Textgestalt — auch in äußerer Beziehung, wie Rechtschreibung und Interpunktion — die bisher von mir befolgten Grundsätze maßgebend gewesen, so daß ich von der Akademie-Ausgabe öfters abgewichen bin. Die in vorliegender Ausgabe zum erstenmal erscheinenden Varianten folgen in einem besonderen Verzeichnis am Schluß der Einleitung. Die als „Anhang" (S. 291—313) beigefügten, gleichfalls in der Akademie-Ausgabe zum ersten Male abgedruckten „Er-

gänzungen“ aus Kants Manuskript werden gewiß allen Lesern, die sich für Kants Arbeitsweise interessieren, willkommen sein. Wo ich bei den erklärenden Anmerkungen unter dem Text die von Külpe gegebenen literarischen Nachweise — dankbar — benutzt habe, ist dies besonders vermerkt. Über alles weitere gibt die „Einleitung“ Aufschluß.

Solingen, im Juli 1912.

Karl Vorländer.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers III
Einleitung des Herausgebers VII

Anthropologie in pragmatischer Hinsicht.*)
S. 1—290.

I. Teil. Anthropologische Didaktik. S. 9—224.

1. Buch (§ 1—59). Vom Erkenntnisvermögen 11
2. Buch (§ 60—72). Vom Gefühl der Lust und Unlust . 153
3. Buch (§ 73—88). Vom Begehrungsvermögen . . . 183

II. Teil. Anthropologische Charakteristik. S. 225—290.

A. Vom Charakter der Person 226
B. „ „ des Geschlechts 250
C. „ „ des Volks 260
D. „ „ der Rasse 273
E. „ „ der Gattung 274

Ergänzungen aus Kants Handschrift 291
Personen-Register 314
Sach-Register 317

*) Das der 2. Auflage des Originals vorgedruckte genauere Einzelregister findet sich unten S. 7f.



Einleitung des Herausgebers.

I. Zur Entstehung und Charakteristik der „Anthropologie“.

1. Kants „Anthropologie“, das letzte noch von ihm selbst herausgegebene Werk des 74jährigen Philosophen, ist, ebenso wie die „Physische Geographie“ (Bd. 51 der *Philos. Bibl.)*, aus seinen Vorlesungen über diesen Gegenstand hervorgewachsen. Sein Interesse war schon früh, neben den großen Grundproblemen der Philosophie, auch dem anthropologischen, wir würden heute eher sagen: praktisch-psychologischen Gebiete, der Menschenkenntnis im weitesten Sinne des Wortes zugewandt. Bereits dem Knaben mußte die Nähe des Hafens mit seinem lebhaften Schiffsverkehr aus aller Herren Länder Anregung in Fülle bieten; ebenso dem Studenten der Umgang mit Litauern, Polen und Kurländern, sowie der Aufenthalt in einer der größten damaligen Städte Deutschlands. Und der Magister Kant war bekanntlich so wenig weltfremd, daß er vielmehr in allen Kreisen Königsbergs ein gern gesehener Gast war, an den vornehmsten Tafeln das Wort führte[1]). Allerdings Reisen, wie sie heute als eine der wichtigsten Vorbedingungen anthropologischer Kenntnisse gelten, hat er nicht gemacht, obwohl er selbst sie als wichtiges Mittel zur Erweiterung der Welt- und Menschenkenntnis angesehen hat (Vorrede, unten S. 4). Um so eifriger hat er, spätestens von seiner Hauslehrerzeit an, zahlreiche und umfangreiche Reisebeschreibungen gelesen.

[1]) Vgl. K. Vorländer, Kants Leben (Phil. Bibl. 126, 1911), Kap. II, 5 und III, 4.

Das bezeugen nicht nur seine ältesten Biographen, das war nicht bloß unter seinen Freunden so bekannt, daß z. B. Hamann in einem Briefe an ihn vom 27. Juli 1759 davon wie von etwas Selbstverständlichem spricht, sondern er selbst nennt auch in dem „Entwurf und Ankündigung eines Collegii der Physischen Geographie" von 1756 die Titel der wichtigsten Reisebeschreibungen und Journale, die er zu diesem Zweck gelesen. Eben dies Kolleg über Physische Geographie — das erste über diesen Gegenstand an einer deutschen Universität gelesene, von dem wir wissen — enthielt bereits zahlreiche anthropologische Bemerkungen; denn sein „politischer" Teil wollte „die Völkerschaften, die Gemeinschaft, die die Menschen untereinander durch die Regierungsform, Handlung und gegenseitiges Interesse haben, die Religion, Gebräuche usw. kennen lehren".

Indes die geographische Vorlesung genügte auf die Dauer doch ihm selbst nicht mehr zum Ausdruck derjenigen seiner Gedanken, die außerhalb der strengeren Philosophie lagen, zumal als im Laufe der sechziger Jahre sich sein philosophisches Interesse immer stärker von der äußeren Natur ab- und der Natur des Menschen zuwandte. Wie die populären Schriften dieser Periode, unter dem Einfluß Rousseaus und der Engländer, diesen anthropologischen Zug zeigen, vor allem die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (die keineswegs bloß ästhetisch sind, wie man aus dem Titel schließen könnte), der „Versuch über die Krankheiten des Kopfes", die „Träume eines Geistersehers": so mußte er auch in den Vorlesungen zutage treten. Zu Anfang der siebziger Jahre führte Kant daher neben dem geographischen ein zweites „auf Weltkenntnis abzweckendes" Kolleg ein, das wie jenes erstere die Natur, seinerseits den Menschen behandeln sollte[1]). Näheres über den damit verfolgten Zweck erfahren wir aus einem Briefe an Marcus Herz, der von Reicke an das Ende des Jahres 1773 gesetzt wird. „Ich lese in diesem

[1]) Vgl. sein Programm ‚zur Ankündigung der Vorlesungen der physischen Geographie im Sommerhalbjahre 1775‘, das auch die anthropologische Abhandlung ‚Von den verschiedenen Rassen der Menschen‘ enthält (Bd. 50 der *Phil. Bibl*).

Winter zum zweiten Mal ein *collegium privatum* der *Anthropologie,* welches ich jetzt zu einer ordentlichen *academ*ischen *disciplin* zu machen gedenke. . . . . Die Absicht, die ich habe, ist, durch dieselbe die Quellen aller Wissenschaften, die der Sitten, der Geschicklichkeit, des Umganges, der Methode, Menschen zu bilden und zu regieren, mithin alles Praktischen zu eröffnen. Da suche ich alsdenn mehr Phänomena u. ihre Gesetze, als die erste Gründe der Möglichkeit der *modification* der menschlichen Natur überhaupt . . . Ich bin unablässig so bei der Beobachtung selbst im gemeinen Leben, daß meine Zuhörer vom ersten Anfange bis zu Ende niemals eine trockene, sondern durch den Anlaß, den sie haben, unaufhörlich ihre gewöhnliche Erfahrung mit meinen Bemerkungen zu vergleichen, jederzeit eine unterhaltende Beschäftigung haben [Kant: „habe“]. Ich arbeite in Zwischenzeiten daran, aus dieser in meinen Augen sehr angenehmen Beobachtungslehre eine Vorübung der Geschicklichkeit, der Klugheit und selbst der Weisheit vor die *academ*ische Jugend zu machen[1]), welche nebst der physischen *geographie* von aller anderen Unterweisung unterschieden ist und die Kenntnis der Welt heißen kann“ (*Briefwechsel, Akad. Ausg. I, S. 138f.*).

Dies Kolleg über Anthropologie hat er, wie Emil Arnoldt zuerst aus den Senatsakten nachgewiesen hat, zum erstenmal im Wintersemester 1772/73, anstatt des nicht zustande gekommenen über Theoretische Physik, gelesen, im Lektionskatalog zuerst für den folgenden Winter (1773 bis 1774) angekündigt[2]), und, da es rasch Anklang fand, seitdem in jedem Winterhalbjahr wiederholt; zum letzten-

---

[1]) Aus dieser Bemerkung braucht man keineswegs (mit B. Erdmann) zu schließen, daß er damals schon ein Buch über Anthropologie zu schreiben beabsichtigt habe.

[2]) Daher der Irrtum B. Erdmanns in der Einleitung zu seiner Ausgabe der *Reflexionen Kants zur Anthropologie* (Leipzig 1882) S. 48, den E. Arnoldt in seinen *Kritischen Exkursen im Gebiete der Kantforschung* (Königsberg 1894) S. 272f. berichtigt hat. Vgl. auch die Neuausgabe der letzteren in *E. Arnoldt, Gesammelte Werke* (hrsg. von *O. Schöndörffer*) V, S. 338ff., wo der Herausgeber einzelne Ergänzungen bringt.

mal vom 14. Oktober 1795 bis 27. Februar 1796 vor 53 eingeschriebenen Zuhörern, nachdem er die gleichzeitig begonnene Vorlesung über Metaphysik, infolge seiner damals schon sich geltend machenden körperlichen Schwäche, bereits am 18. Dezember 1795 geschlossen hatte. Die „Anthropologie“ war ein vierstündiges Privatkolleg, das mindestens von 1776/77 an regelmäßig in jedem Winter Mittwochs und Sonnabends vormittag von 8 bis 10 gehalten wurde. Die höchste Zuhörerzahl (70) wurde 1791/92 erreicht, die niedrigste (28) wird für eins der Anfangssemester (1775/76) verzeichnet; der Durchschnitt hat etwa 50 betragen. Als Kompendium — bekanntlich waren solche damals für alle Kollegien vorgeschrieben, eine Ausnahme wurde nur für Kants „Physische Geographie“ gemacht, die nach den „eigenen Diktaten“ des Philosophen gelesen werden durfte — diente Baumgartens „Empirische Psychologie“, genauer gesagt, der diese enthaltende Teil von Baumgartens Handbuch der Metaphysik.

In der Tat stellt denn auch Kants „Anthropologie“ nicht dasjenige, was wir heute unter dieser Wissenschaft verstehen, sondern eben eine Art empirische Seelenlehre oder, wie es der Herausgeber einer Nachschrift dieser Vorlesungen (s. S. XII) einfach ausgedrückt hat, „Menschenkunde“ dar. In seinen eigenen Vorlesungen über Metaphysik kürzte er daher, wie er schon 1778 an Markus Herz schreibt, den Abschnitt über Empirische Psychologie, seitdem er Anthropologie las. Ihr Wert beruht nicht und sollte nicht beruhen in methodischer Systematik, war also kein philosophischer im engeren Sinne; vielmehr bestand und besteht er in der Feinheit der Beobachtung, der Schärfe der Zergliederungen, der Fülle der geistreichen oder witzigen Bemerkungen, dem Umfang und der Tiefe der Menschenkenntnis.

Sie wurden denn mit Vorliebe auch von erwachsenen Männern oder von jüngeren Nichtstudierenden (z. B. Offizieren) besucht. Sein Biograph R. B. Jachmann schreibt darüber: „Eine leichtere, aber äußerst anziehende Belehrung gewährte sein Vortrag über Anthropologie und physische Geographie, welche auch (sc. von den Privat-

vorlesungen) am häufigsten besucht wurden. Hier sah man den hohen Denker in der Sinnenwelt umherwandeln und Menschen und Natur mit der Fackel einer originellen Vernunft beleuchten. Seine scharfsinnigen Bemerkungen, welche das Gepräge einer tiefen Menschen- und Naturkenntnis an sich trugen, waren in einen mit Witz und Genialität gefüllten Vortrag gekleidet, der einen jeden Zuhörer entzückte. Es war eine Freude zu sehen, wie hier Jünglinge sich der neuen Ansicht erfreuten, welche ihnen über Menschen und Natur eröffnet wurde, und neben ihnen so gelehrte und kenntnisreiche Geschäftsmänner als der Geheime Justiz- und Regierungsrat Morgenbesser und andere saßen und auch für ihren Geist volle Nahrung fanden. In diesen Vorträgen war Kant allen alles und hat vielleicht durch sie den größten Nutzen fürs gemeine Leben gestiftet"[1]). Der Philosoph empfahl diese Vorlesung auch wohl selbst solchen, die ihm für seine tiefer dringenden systematischen Vorlesungen noch nicht reif erschienen, so z. B. einem 20jährigen Leutnant van Hogendorp, der darüber erzählt: „Ich offenbarte ihm meinen Wunsch, ihn in der Öffentlichkeit zu hören; und auf seinen Rat besuchte ich seine Vorlesungen über Anthropologie. Dort habe ich die Grundsätze geschöpft, die später mich in meinen Beziehungen zu den Menschen zu leiten dienten; und ich habe ihre Richtigkeit durch die glücklichen Anwendungen bewährt gefunden, die ich manchmal davon gemacht habe"[2]).

2. Die Frage, wie sich der Inhalt des Buches von 1798 zu dem der Vorlesungen im ganzen und im einzelnen verhält, ist eine äußerst weitschichtige und wird überdies eine einigermaßen sichere Lösung erst dann erfahren können, wenn die Akademie-Ausgabe von Kants Werken in ihrer Abteilung *Vorlesungen* verschiedene Vorlesungsnachschriften aus verschiedenen Epochen in authentischer

---

[1]) *R. B. Jachmann, I. Kant geschildert in Briefen etc.* Königsberg 1804, S. 32f. Vgl. auch *Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters I. Kants.* Königsberg 1804, S. 84, 87.

[2]) Vgl. *K. Vorländer, Kants Leben* S. 97f.

Form, nebst dem dazu gehörigen Bericht über ihre Herkunft, Entstehungszeit usw., gebracht haben wird (was leider noch in ziemlich weitem Felde zu liegen scheint). Wir müssen deshalb von einer Beantwortung derselben absehen. Für diejenigen unserer Leser, die sich dafür interessieren, bemerken wir, daß bisher dafür folgendes Material vorliegt: 1. *Kants Anweisung zur Menschen- und Weltkenntnis.* Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre 1790/91. Von *Fr. Ch. Starke,* 127 Seiten, Leipz. 1831. 2. *Immanuel Kants Menschenkunde oder philosophische Anthropologie.* Nach handschriftlichen Vorlesungen herausgegeben von *Fr. Ch. Starke,* Leipz. 1831, XX und 374 Seiten. [Wertvoller als Nr. 1, aber gleich dieser nach Kants Vorlesungen — wahrscheinlich aus dem Anfang der achtziger Jahre — vom Herausgeber willkürlich bearbeitet.] 3. Das Buch von *O. Schlapp: Kants Lehre vom Genie und die Entstehung der Kritik der Urteilskraft* (Göttingen 1901, XII und 463 Seiten) bringt zahlreiche zu seinem Thema gehörige Mitteilungen aus verschiedenen Anthropologienachschriften, deren es (S. 8—17) nicht weniger als 15 (reduzierbar auf 8 verschiedene Typen) aufzählt. Dazu wird 4. Erich Adickes in Bd. XV der Akad.-Ausgabe, dessen Erscheinen für die nächste Zeit verheißen ist, „zwei umfassende Kollegentwürfe aus den siebziger und achtziger Jahren" veröffentlichen (Einleitung zu Bd. XIV, S. LIII).

Der letzterwähnte Band XV wird dann auch zum erstenmal alles erreichbare anthropologische Material aus Kants Nachlaß bringen, als „Reflexionen zur Anthropologie", dem Gang von Kants Handbuch folgend „in kleine sachliche Gruppen geteilt und innerhalb dieser chronologisch geordnet" (ebd.). Bisher mußten wir uns in dieser Beziehung begnügen mit: 1. *Reflexionen Kants zur Anthropologie.* Aus Kants handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von *Benno Erdmann,* Leipzig 1882 (einer allerdings auch schon sehr wertvollen Auswahl, aus Kants Handexemplar von Baumgartens „Metaphysik"). 2. Den von *Rudolf Reicke* 1889ff. veröffentlichten *Losen Blättern aus Kants Nachlaß* (mitten unter logisches, ethisches, metaphysisches usw. Material verstreut).

Näher geht uns an und leichter zu beantworten ist die Frage: Wann entstand aus den Vorlesungen das Buch?

Schon lange hatten des Philosophen Verehrer — namentlich solche, die nicht selbst zu seinen Füßen gesessen — eine Herausgabe seiner Vorlesungen über Anthropologie gewünscht. Mag sein, daß er sie — wie die über Logik und Physische Geographie — bisher aus dem einfachen Grunde zurückgehalten hatte, den eine Königsberger Korrespondenz vom 12. April 1797 im *Neuen Teutschen Merkur* des Jahres 1797 (Bd. II, S. 82f.) angibt: der Rücksicht auf die ihn bis dahin noch hörenden Studierenden. Wenn es auch nach den genauen Nachweisen, die Arnoldt gegeben hat[1]), durchaus falsch ist, daß „die Studenten unter allen seinen Vorlesungen fast nur diese noch besuchten“, so las er doch 1797 keine Kollegia mehr und fand daher „keine Bedenken weiter, diese der Welt mitzuteilen“. In der Tat scheint sich Kant bald nach Abschluß seiner letzten Vorlesungen (Sommer 1796) an die Ausarbeitung des Manuskriptes gemacht zu haben. Im Frühjahr 1797 war er vermutlich noch damit beschäftigt, denn er schrieb im März 1797 Hufeland nach Jena, er werde dessen *Makrobiotik* „auch für die Anthropologie benutzen“. Noch vor Ende des Jahres aber war die Schrift druckfertig, denn Biester schreibt am 20. September 1797 aus Berlin: „Mit der größten Freude wird die lesende Welt Ihre Anthropologie empfangen; es ist vortrefflich, daß Sie dieselbe noch in diesem Jahre der Druckerei übergeben, da man sie schon so lange zu sehen gewünscht hat“[2]). Gleichwohl erschien das Buch erst zur Michaelismesse 1798.

3. Bei den Kantianern erregte es natürlich großes Wohlgefallen. So schreibt Kiesewetter am 25. November 1798: „Ihr Streit der Fakultäten und Ihre Anthropologie haben mir unendlich viel Freude gemacht, die letztere vergegen-

---

[1]) a. a. O. S. 634ff. Die Notiz des *Merkur* entnehmen wir Külpes Einleitung zu der Akademie-Ausgabe (WW. VII, S. 354).

[2]) Briefe III S. 201, vgl. auch die Erkundigung Tieftrunks vom 5. Nov. d. J.: „Das Publikum hofft auf eine Anthropologie von Ihnen, wird sie bald erscheinen?“ (ebd. S. 217).

wärtigt mir oft die glückliche Zeit, da ich Ihres mündlichen Unterrichts genoß; eine Zeit, die mir ewig unvergeßlich sein wird." Im Winter 1799/1800 hielt dieser Jünger Kants in Berlin über die „Anthropologie" sogar jeden Sonntag vormittag von 10 bis 12 vielbesuchte Vorlesungen vor einem gemischten Publikum. „Mein ziemlich großer Hörsaal ist gedrängt voll. Ich zähle Personen von allen Ständen, Studierende, Bürger, Offiziere etc. zu meinen Zuhörern" (Kiesewetter an Kant, 15. November 1799). Aber auch die Göttinger Lichtenberg und Blumenbach äußerten sich, wie Kants Schüler Lehmann am 1. Januar 1799 berichtet, sehr befriedigt. Beiden habe das Buch „viel Vergnügen gemacht", und beide ließen Kant bitten, doch auch die Ausgabe der „Physischen Geographie" ja nicht zurückzuhalten, da sonst das Publikum zu viel verlieren würde.

Weniger zustimmend drückte sich Goethe in einem vertraulichen Briefe vom 19. Dezember 1798 gegen Schiller aus. Zwar sei ihm Kants Anthropologie ein „sehr wertes" Buch und werde es „künftig noch mehr sein, wenn ich es in geringeren Dosen wiederholt genieße", aber „im ganzen, wie es dasteht", sei es doch „nicht erquicklich". Der Mensch sehe sich in ihm „immer im pathologischen Zustand". Auch sei ihm (Goethe) „alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben". Doch werde, „wenn man zu guter Stunde ein paar Seiten drin liest, die geistreiche Behandlung immer reizend sein". Und gegenüber Voigt äußerte er am nämlichen Tage sogar: Kants Schrift mache auf ihn „durch die kalte Höhe, von der aus die Vernunft auf das ganze Leben wie auf eine böse Krankheit heruntersieht, einen untröstlichen und unheimlichen Eindruck". Freilich hatte der Dichter damals gerade keinen „guten" Tag. Das „Sudelwetter" und der „traurige Anblick des Himmels und der Erde" hatten ihn mißgestimmt: „Mechanische Arbeiten gehen nicht vom Flecke und geistige auch nicht. Schon diesem Briefe merke ich an, daß ich meine Gedanken nicht wie sonst beisammen habe." Sonst hätte ihm auch kaum das witzig, ja heiter geschriebene Buch einen so grämlichen oder kalten Eindruck machen

können. — Schiller aber ward durch des Freundes Urteil so angesteckt, daß er am 22. Dezember, noch ohne das Buch selbst (nach dem er „sehr verlangend" sei) gelesen zu haben (!), erwidert: „Die pathologische Seite, die er [Kant] am Menschen immer herauskehrt, und die bei einer Anthropologie vielleicht am Platze sein mag, verfolgt einen fast in allem, was er schreibt, und sie ist's, die seiner praktischen Philosophie ein so grämliches Ansehen gibt. Daß dieser heit're und jovialische Geist seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz hat losmachen können, ja selbst gewisse düstere Eindrücke der Jugend etc. nicht ganz verwunden hat, ist zu verwundern und zu beklagen. Es ist immer noch etwas in ihm, was einen, wie bei Luthern, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren derselben nicht ganz vertilgen konnte." Eine andere, nach der Lektüre erfolgte und weniger beeinflußte, Äußerung Schillers als diese, die zu seinen früheren Anschauungen über den kritischen Philosophen in starkem Gegensatze steht, ist leider nicht erhalten[1]).

Bei dem größeren Publikum hatte das letzte Werk des greisen Philosophen jedenfalls einen guten Absatz zu verzeichnen. Nicht ohne Grund hatte der *Neue Teutsche Merkur* in jener Vorankündigung (s. oben) geschrieben: „Es wird vor vielen seiner früheren unsterblichen Werke den Vorzug haben, daß es bei einer großen Fülle neuer Ansichten und merkwürdiger Anekdoten zugleich eine weit größere Popularität hat und auch dem Uneingeweihten sogleich verständlich ist." So war denn die erste Auflage, obwohl sie in der ungewöhnlichen Höhe von nicht weniger als 2000 Exemplaren erschienen war[2]), schon binnen etwa anderthalb Jahren vergriffen, und konnte bereits Ostern 1800 eine ebenso starke zweite Auflage erscheinen. Schon im März 1800 leistet ihm sein Verleger Nicolovius Abschlagszahlungen vom Honorar für diese zweite Auflage (vgl. Kant an Nicolovius, 28. März), deren

---

[1]) Vgl. K. Vorländer, Kant-Schiller-Goethe. Leipzig 1907.
[2]) Schubert in Kants S. W. Bd. VII, S. XVI.

letzte Korrektur zu besorgen, der eifrige Kantianer Chr. G. Schütz in Jena „das angenehme Geschäft“ gehabt hatte (Schütz an Kant, 22. Mai 1800). Schütz sowohl wie ein früherer Hörer Kants, der Oberfiskal Mosqwa in Warschau, erboten sich auf den Schlußsatz der Vorrede (in unserer Ausgabe S. 6, Anm.) hin bereitwilligst, ihm auch bei der Drucklegung der „Physischen Geographie“ behilflich zu sein (Mosqwa an Kant, 2. Juli 1800). Außerdem war bereits 1799 zu Leipzig und Frankfurt einer der fast bei keinem Werke Kants fehlenden Nachdrucke erschienen. Nach dem Tode des Philosophen erlahmte dann das Interesse. Die „Anthropologie“ teilte, wie das S. XVIIIf. folgende Verzeichnis ihrer sämtlichen Ausgaben beweist, das Schicksal der Kantischen Philosophie überhaupt: beinahe vergessen zu werden, um seit etwa einem halben Jahrhundert zu neuem Leben zu erwachen.

4. Was sollen nun wir Heutigen von dem Werte der „Anthropologie“ urteilen? Sollen wir sie so gering einschätzen, wie B. Erdmann es a. a. O. S. 56f. tut, demzufolge sie „nicht viel mehr als eine Aufarbeitung von Resten“ wäre, übriggeblieben, nachdem der reiche psychologische Stoff, den Kant in seinen anthropologischen Vorlesungen zum Ausdruck gebracht, bereits in seinen früheren Schriften zum größten Teil verausgabt worden sei? Gewiß, eine philosophische Quelle ersten Ranges ist die Anthropologie nicht, aber das will sie auch nicht sein: obwohl manche Ausführungen, namentlich der ersten, allgemeineren Abschnitte, gerade als endgültige Formulierungen des spätesten Kant, auch ein systematisches Interesse bieten und der Schlußabschnitt einen wertvollen Ausdruck seiner geschichtsphilosophischen Ansicht darstellt. Aber gegen die Meinung Erdmanns spricht schon der Umstand, daß neben dem anthropologischen Kolleg doch zahlreiche andere Vorlesungen hergingen (regelmäßig: Logik, Metaphysik, Physische Geographie, daneben: Moralphilosophie, Naturrecht, Pädagogik u. a.), die gleichwohl dem ersteren Stoff und Anregung genug übrig ließen. Freilich treten in dem Buche

des 74jährigen manche Schwächen des Alters zutage. Der Stil ist nicht so frisch und flüssig, die Gedanken tragen manchmal eine weniger lebhafte Färbung, als sie uns in den aus früheren Jahren stammenden Vorlesungsnachschriften, z. B. der *Menschenkunde* von Starke (s. oben), entgegentritt. Es finden sich häufig Wiederholungen derselben Gedanken, zuweilen bis auf die Form, daneben Lücken und Ungleichmäßigkeiten in der Behandlung des Stoffes; darin hat Erdmann recht. Und gegenüber den großen Werken seiner glänzendsten Zeit kann man gewiß das bekannte *sarcinas colligere* auf die ‚Anthropologie' anwenden[1]). Aber deshalb in ihr nur ein „dürftiges Gerippe" von Gedanken erblicken wollen, heißt doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Sie ist vielmehr voll nicht nur von geistreichen Einfällen und witzigen Anekdoten, sondern auch von ebenso scharfsinniger wie tiefer Menschenkenntnis und Menschenbeobachtung. Lernen wir in den großen wissenschaftschaftlichen Werken den Philosophen, so lernen wir hier den geistvollen und unterhaltenden Plauderer, wie er von seinen Tischgesellschaften her den Freunden, den auf allen Lebensgebieten bewanderten großen Anreger, wie er den Zuhörern seiner populären Vorlesungen bekannt war, kurzum den Menschen Kant kennen. Mehr als aus jeder anderen seiner Schriften. Am nächsten kommen ihr vielleicht die ‚Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen' (1764), von denen ein Rezensent meinte, daß sie nicht bloß in die Studierzimmer der Gelehrten, sondern auch auf die — Toilettentische der Damen gehörten; allein sie sind weit weniger umfangreich und zeigen ihn daher, abgesehen davon, daß sie 34 Jahre früher geschrieben sind, zwar weniger trocken, aber auch minder vielseitig. Anders die mit der ganzen Erfahrung des mehr als Siebzigjährigen abgefaßte Anthropologie. Mag sich der Alters-

[1]) Als ihn an einem Mittage 1794 seine Freunde (Hippel, Scheffner, Barowski) fragten, was für gelehrte Arbeiten noch von ihm zu hoffen seien, antwortete er bescheiden: „Ach, was kann das sein! Sarcinas colligere (= mein Bündel schnüren, meine Siebensachen zusammenpacken)! Daran kann ich jetzt nur noch denken!" *(Borowski S. 184).*

stil auch öfter bemerkbar machen, mag die Gliederung in die Schubfächer der „Didaktik“ und „Charakteristik“, und in jener wieder nach den drei Seelenvermögen den heutigen Leser etwas schablonenhaft, mögen Einzelheiten, wie z. B. der Abschnitt über das „Bezeichnungsvermögen“, sogar etwas seltsam anmuten: wir müssen daran denken, daß diese und andere äußerliche Dinge größtenteils aus dem zugrunde gelegten Baumgartenschen Kompendium herrühren[1]). In diesen äußeren Rahmen aber, und das ist die Hauptsache, spannt der Philosoph seine feinen und tiefen Betrachtungen über alle Gebiete des menschlichen Seelenlebens: äußere Sinne und „inneren“ Sinn, Anschauung und Denken, gesunde und krankhafte Seelenzustände, Affekte und Leidenschaften, Temperamente und Charaktere, und, vom Einzelnen zur Gesamtheit übergehend, über die beiden Geschlechter, die Völker in ihrer Eigenart und schließlich die ganze „Menschengattung“. Er führt uns vom ersten Erwachen des Ich-Bewußtseins im kleinen Kinde (§ 1), ja vom ersten Schrei des Neugeborenen (§ 82), bis zu dem fernen Ideal einer dereinstigen „kosmopolitischen“ Organisation der gesamten Menschheit, an dem er trotz aller Verderbtheiten der „schlimmen Rasse, welche Menschengattung heißt,“ zeitlebens festgehalten hat.

II. Textphilologisches.

A. Die bisherigen Ausgaben.

1. *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt von Immanuel Kant. Königsberg bey Friedrich Nicolovius. 1798.* XIV und 334 Seiten.

2. *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt von Immanuel Kant. Zweyte verbesserte Auflage. Königsberg bey Friedrich Nicolovius. 1800.* XVI und 332 Seiten.

---

[1]) Vgl. E. Adickes a. a. O. S. L.

Nach Kants Tode:

3. Derselbe Titel. *Dritte verbesserte Auflage. Königsberg, in der Universitäts-Buchhandlung* [von Nicolovius] *1820.* XVI und 332 Seiten. Ein Herausgeber ist nicht genannt.

4. *I. K.s Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Vierte Original-Ausgabe mit einem Vorwort von J. F. Herbart. Leipzig, Verlag von Immanuel Müller. 1833.*

5. Ein Nachdruck erschien „Frankfurt und Leipzig" 1799.

6. In Bd. VII der Gesamtausgabe von *Rosenkranz und Schubert,* als dessen *Zweite Abteilung,* S. 1—279, herausgegeben von *F. W. Schubert.* Leipzig. L. Voss. 1838.

7. In Bd. X der Gesamtausgabe von *Hartenstein,* Leipzig 1838—39.

8. In Bd. VII von *Hartensteins* Gesamtausgabe *in chronologischer Reihenfolge. 1868—69.* XIII und S. 429 bis 658.

9. Als Bd. 44 (früher 14) der *Philosophischen Bibliothek* von *J. H. von Kirchmann.* Berlin 1869, 2. Aufl. 1872, 3. Aufl. 1880, 4. Aufl. (Lpz.) 1899. XIII und 266 Seiten.

10. In Bd. VII der Akademie-Ausgabe von Kants Werken, S. 117—333, dazu Anmerkungen usw. S. 354 bis 413, herausgegeben von *Oswald Külpe.* Berlin 1907.

Ihnen schließt sich demnach vorliegende Ausgabe als elfte an.

Außerdem stehen noch zwei weitere Gesamtausgaben bevor:

12. Immanuel Kants *Sämtliche Werke in sechs Bänden.* Für die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker im Auftrage des Insel-Verlages herausgegeben von Dr. Felix Groß. Leipzig 1912ff.

13. *Immanuel Kants Werke,* in Gemeinschaft mit Hermann Cohen, A. Buchenau, O. Buek, A. Görland, B. Kellermann herausgegeben von *Ernst Cassirer.* Berlin 1912ff.

B. Zur Textgeschichte.

Die Abweichungen der zweiten Auflage (1800) von der ersten (1798) sind ziemlich zahlreich, wenn sie sich auch nirgendwo auf Wesentliches, sondern beinahe immer nur auf Stilistisches beziehen. Da sie indes meistens Verbesserungen enthalten, so ist diese letzte zu Kants Lebzeiten erschienene — freilich, wie wir wissen (oben S. XVI) nicht von ihm selbst, sondern von Schütz in der letzten Korrektur besorgte — Auflage mit Recht schon von Schubert dem Neudruck zugrunde gelegt worden. Die nach Kants Tod hinzugekommene dritte und vierte Auflage enthalten nur ganz geringfügige, auf je drei bis vier Stellen sich beziehende Veränderungen. Wir haben sämtliche Varianten der 1. Auflage, soweit sie sich nicht auf völlig gleichgültige stilistische Bagatellen bezogen, unter dem Texte angeführt.

Außerdem ist erfreulicherweise in unserem Falle — dem einzigen, soweit wir wissen, abgesehen von der *Religion innerhalb* und der Dissertation *De igne* (1755) — das Kantische Manuskript erhalten geblieben. Es befindet sich nach Külpes Bericht[1]), dem wir hier folgen, im Besitz der Rostocker Universitäts-Bibliothek, in die es wahrscheinlich aus dem Nachlaß des dortigen Philosophieprofessors Jakob Sigismund Beck, der gerade in den neunziger Jahren mit Kant in lebhaftem Briefwechsel stand, gekommen ist. Es enthält 150 ziemlich eng beschriebene Folioseiten, daneben noch zahlreiche Randbemerkungen, die nur an wenigen (in unserem Abdruck durch Fragezeichen bezeichneten) Stellen unleserlich waren. Eine nach diesem von dem Philosophen selbst niedergeschriebenen Manuskripte hergestellte Abschrift hat vermutlich, nach der Gewohnheit Kants, die Vorlage für den Druck gebildet. Wir haben alle den Sinn berührenden, in vielen Fällen, namentlich da, wo sie mit der ersten Auflage übereinstimmen, auch die stilistischen Varianten dieser Handschrift angeführt: die kleineren, nach dem Vorgang der Akademie-

[1]) Akademie-Ausgabe VII, S. 355.

Ausgabe, unter dem Texte, während die zahlreichen längeren durchstrichenen, also nicht in den Druck aufgenommenen Stellen, sowie sämtliche Randbemerkungen in einen besonderen „Anhang“ (S. 291 ff.) verwiesen wurden. Diese Originalhandschrift (in unserer Ausgabe mit H bezeichnet) bietet nun in einer ganzen Reihe von Fällen gegenüber dem Druck die bessere Fassung. Wo dies nach unserem Urteil entschieden der Fall war, haben wir, zumal da ja doch die letzte Korrektur auch vor dem *Erst*druck durch einen Schüler Kants oder gar einen Korrektor (nicht von ihm selbst) besorgt worden ist, kein Bedenken getragen, abweichend von dem konservativeren Verfahren der Akademie-Ausgabe, auch an einer Reihe weiterer Stellen den Text von H einzusetzen. Auch hier ist natürlich die abweichende Lesart des Drucks vermerkt worden, so daß sich der Leser selbst entscheiden kann.

C. Textänderungen des Herausgebers.

Es werden im folgenden nur solche Textänderungen aufgeführt, die in die *dieser* Ausgabe zum erstenmal erscheinen, abweichend also auch von dem Text der Akademie-Ausgabe. Es sind zumeist Stellen, an denen wir den Text von Kants Handschrift der Lesart des Drucks vorgezogen haben. Im übrigen vgl. unsere Anmerkungen auf den betr. Seiten.

Seite 4 a) mit angrenzenden sowohl als auch entlegenen [?]
„ 7 b) „Von der Einbildungskraft“ [Zusatz].
„ 8 a) „Anthropologische Bemerkungen über den Geschmack“ [Zusatz].
„ 11 a) *denken* statt denken.
„ 12 a) *Wohltun* st. Unrechttun.
„ 12 f) „sich“ [Zusatz].
„ 14 b) „und“ und „allein steht, beim Publikum bloß darum“ [Zusatz].
„ 14 c) Wagestück st. *Wagestück*.
„ 14 d) *seltener* st. seltener.
„ 24 a) „dabei“ [Zusatz].
„ 25 c) scheinbar größere Gestalt st. scheinbare Größe.
„ 27 a) „von dem“ [Zusatz].
„ 41 a) sie st. an ihr.
„ 42 b) angegriffen st. angezogen.
„ 44 a) Neigungen st. Neigung.
„ 59 a) wohlangebautes st. wohlgebautes.
„ 64 b) in st. sich in.

Seite 99 b) die ... Die st. das ... Das.
„ 100 a) Swedenborg st. Schwedenborg.
„ 101 c) Interpunktionen st. Interpunktion.
„ 106 b) Ärger noch st. Ärger.
„ 110 d) selbst eine st. eine.
„ 120 d) ihrer Sprache und ihrem Glauben st. beiden.
„ 145 d) Algeziras st. Ageziras.
„ 168 c) sich oder st. sich.
„ 175 d) Pracht st. Pracht.
„ 206 a) im st. am.
„ 221 b) Gelehrte st. gelehrte.
„ 232 a) nicht sofort st. sofort nicht.
„ 235 b) feinen st. feinem.
„ 276 b) dazu bestimmt st. bestimmt [?].
„ 284 c) Charakterzug st. Charakter.

Anthropologie

in

pragmatischer Hinsicht,

abgefaßt

von

Immanuel Kant.

Vorrede.[a])

Alle Fortschritte in der Kultur, wodurch der Mensch seine Schule macht, haben das Ziel, diese erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zum Gebrauch für die Welt anzuwenden; aber der wichtigste Gegenstand in derselben, auf den er jene verwenden kann, ist der Mensch: weil er sein eigener letzter Zweck ist. — Ihn also seiner Spezies nach als mit Vernunft begabtes Erdwesen zu erkennen, verdient besonders Weltkenntnis genannt zu werden, ob er gleich nur einen Teil der Erdgeschöpfe ausmacht.

Eine Lehre von der Kenntnis des Menschen, systematisch abgefaßt (Anthropologie), kann es entweder in physiologischer oder in pragmatischer Hinsicht sein. — Die physiologische Menschenkenntnis geht auf die Erforschung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das, was er als freihandelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll. — Wer den Naturursachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlassen, hin und her (nach dem Cartesius[b])) vernünfteln; muß aber dabei gestehen: daß er in diesem Spiel seiner Vorstellungen bloßer Zuschauer sei und die Natur machen lassen muß, indem er die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf die Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht, mithin alles theoretische Vernünfteln hierüber reiner Verlust ist. — — Wenn er aber die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtnis hinderlich oder beförderlich befunden worden, dazu benutzt, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hiezu die Kenntnis des Menschen braucht, so würde dieses einen Teil der Anthropologie in pragma-

a) Die ganze Vorrede fehlt in der Handschrift.
b) z. B. in *Passions de l'âme*, Art. 42 (Phil. Bibl. Bd. 29, S. 23 der 3. Auflage).

tischer Absicht ausmachen, und das ist eben die, mit welcher wir uns hier beschäftigen. |

[120] Eine solche Anthropologie als Weltkenntnis, welche auf die Schule folgen muß, betrachtet, wird eigentlich alsdann noch nicht pragmatisch genannt, wenn sie ein ausgebreitetes Erkenntnis der Sachen in der Welt, z. B. der Tiere, Pflanzen und Mineralien in verschiedenen Ländern und Klimaten, sondern wenn sie Erkenntnis des Menschen als Weltbürgers enthält. — Daher wird selbst die Kenntnis der Menschenrassen als zum Spiel der Natur gehörender Produkte noch nicht zur pragmatischen, sondern nur zur theoretischen Weltkenntnis gezählt.

Noch sind die Ausdrücke: die Welt kennen und Welt haben in ihrer Bedeutung ziemlich weit auseinander: indem der eine nur das Spiel versteht, dem er zugesehen hat, der andere aber mitgespielt hat. — Die sogenannte große Welt aber, den Stand der Vornehmen, zu beurteilen, befindet sich der Anthropologe in einem sehr ungünstigen Standpunkte, weil diese sich untereinander zu nahe, von anderen aber zu weit befinden.

Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen, sei es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen. Man muß aber doch vorher zu Hause durch Umgang mit seinen Stadt- oder Landesgenossen*) sich Menschenkenntnis erworben haben, wenn man wissen will, wonach man auswärts suchen solle, um sie in größerem Umfange zu erweitern. Ohne einen solchen Plan (der schon Menschenkenntnis voraussetzt) bleibt der Weltbürger in Ansehung seiner Anthropologie immer sehr

*) Eine große Stadt, der Mittelpunkt eines Reichs, in welchem sich die Landeskollegia der Regierung desselben befinden, die eine Universität (zur Kultur der Wissenschaften) und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Inneren des Landes sowohl als auch mit angrenzenden [a]) entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten einen Verkehr begünstigt, — eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelflusse, kann schon für einen schicklichen Platz zu Erweiterung sowohl der Menschenkenntnis als auch der Weltkenntnis genommen werden, wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann.

a) Einen besseren Sinn gäbe: mit angrenzenden sowohl als auch entlegenen usw.

eingeschränkt. Die Generalkenntnis geht hierin immer vor der Lokalkenntnis voraus, wenn jene durch Philosophie geordnet und geleitet werden soll: ohne welche alles erworbene Erkenntnis nichts als fragmentarisches Herumtappen und keine Wissenschaft abgeben kann.

* * *

Allen Versuchen aber, zu einer solchen Wissenschaft mit Gründlichkeit zu gelangen, stehen erhebliche, der menschlichen Natur selber anhängende Schwierigkeiten entgegen. |

1. Der Mensch, der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird entweder verlegen (geniert) erscheinen, und da kann er sich nicht zeigen, wie er ist; oder er verstellt sich, und da will er nicht gekannt sein, wie er ist. [121]

2. Will er auch nur sich selbst erforschen, so kommt er, vornehmlich was seinen Zustand im Affekt betrifft, der alsdann gewöhnlich keine Verstellung zuläßt, in eine kritische Lage: nämlich daß, wenn die Triebfedern in Aktion sind, er sich nicht beobachtet, und wenn er sich beobachtet, die Triebfedern ruhen.

3. Ort und Zeitumstände bewirken, wenn sie anhaltend sind, Angewöhnungen, die, wie man sagt, eine andere Natur sind und dem Menschen das Urteil über sich selbst erschweren, wofür er sich halten, vielmehr aber noch, was er aus dem anderen, mit dem er im Verkehr ist, sich für einen Begriff machen soll; denn die Veränderung der Lage, worein der Mensch durch sein Schicksal gesetzt ist, oder in die er sich auch als Abenteurer selbst setzt, erschweren es der Anthropologie sehr, sie zum Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben.

Endlich sind zwar eben nicht Quellen, aber doch Hilfsmittel zur Anthropologie: Weltgeschichte, Biographien, ja Schauspiele und Romane. Denn obzwar beiden letzteren eigentlich nicht Erfahrung und Wahrheit, sondern nur Erdichtung untergelegt wird, und Übertreibung der Charaktere und Situationen, worein Menschen gesetzt werden, gleich als im Traumbilde aufzustellen, hier erlaubt ist, jene also nichts für die Menschenkenntnis zu lehren scheinen,

so haben doch jene Charaktere, so wie sie etwa ein Richardson oder Molière entwarf, ihren **Grundzügen** nach aus der Beobachtung des wirklichen Tun und Lassens der Menschen genommen werden müssen: weil sie zwar im Grade übertrieben, der Qualität nach aber doch mit der menschlichen Natur übereinstimmend sein müssen.

Eine systematisch entworfene und doch populär (durch Beziehung auf Beispiele, die sich dazu von jedem Leser auffinden lassen) in pragmatischer Hinsicht abgefaßte Anthropologie führt den Vorteil für das lesende Publikum bei sich: daß durch die Vollständigkeit der Titel, unter welche diese oder jene menschliche, ins Praktische einschlagende [122] beobachtete Eigen|schaft gebracht werden kann, so viel Veranlassungen und Aufforderungen demselben hiermit gegeben werden, jede besondere zu einem eigenen Thema zu machen, um sie in das ihr zugehörende Fach zu stellen; wodurch die Arbeiten in derselben sich von selbst unter die Liebhaber dieses Studiums verteilen und durch die Einheit des Plans nachgerade zu einem Ganzen vereinigt werden; wodurch dann der Wachstum der gemeinnützigen Wissenschaft befördert und beschleunigt wird*). |

*) In meinem anfänglich frei übernommenen, späterhin mir als Lehramt aufgetragenen Geschäfte **der reinen Philosophie** habe ich einige dreißig Jahre hindurch [a]) zwei auf **Weltkenntnis** abzweckende Vorlesungen, nämlich (im Winter-) **Anthropologie** und (im Sommerhalbenjahre) **physische Geographie** gehalten, welchen als populären Vorträgen beizuwohnen, auch andere Stände geraten fanden; von deren ersterer dies das gegenwärtige Handbuch ist, von der zweiten aber ein solches aus meiner zum Text gebrauchten, wohl keinem anderen als mir leserlichen Handschrift zu liefern mir jetzt für mein Alter kaum noch möglich sein dürfte.

a) Nämlich Vorlesungen über **Physische Geographie** sicher seit Sommersemester 1757, wahrscheinlich aber auch schon Sommer 1756 (vgl. *E. Arnoldt, Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung,* 1894, S. 283ff., dazu O. Schöndörffer in E. Arnoldts *Gesammelte Schriften* Bd. V, S. 338 Anm.) bis 1796, während die Vorlesungen über **Anthropologie** erst Winter 1772/73 hinzukamen und bis Winter 1795/96 gehalten worden sind (vgl. Arnoldt, *Krit. Exkurse* S. 269ff.). Vor 1772 ist das Kolleg über physische Geographie von Kant übrigens öfters auch im **Winter**semester gelesen worden.

Inhalt.[a])

Seite

Erster Teil. Anthropologische Didaktik.

Erstes Buch. Vom Erkenntnisvermögen. § 1—59.

§ 1. Vom Bewußtsein seiner selbst 11
§ 2. Vom Egoism 13
§ 3. Vom wirklichen Bewußtsein seiner Vorstellungen . 17
§ 4. Vom Beobachten seiner selbst 18
§ 5. Von den Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewußt zu sein 22
§ 6. Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewußtsein seiner Vorstellungen 26
§ 7. Von der Sinnlichkeit im Gegensatz mit dem Verstande 29
§ 8—11. Apologie der Sinnlichkeit 33
§ 12. Vom Können in Ansehung des Erkenntnisvermögens überhaupt 37
§ 13. Von dem künstlichen Spiel mit dem Sinnenschein 41
§ 14. Von dem erlaubten moralischen Schein 43
§ 15—23. Von den fünf äußern Sinnen 46
§ 24. Vom inneren Sinn 57
§ 25. Von den Ursachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach 58
§ 26—27. Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verluste des Sinnenvermögens . . . 63
§ 28—30. Von der Einbildungskraft[b]) 66
§ 31—33. Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiedenen Arten 76
§ 34—36. Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen durch die Einbildungskraft 86
§ 37. Von der unwillkürlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. i. vom Traume 97

a) Das Inhaltsverzeichnis ist Zusatz der 2. Auflage. Die Paragraphen- und Seitenziffern sind von mir hinzugesetzt.
b) Zusatz unserer Ausgabe (vgl. S. 66).

Seite
§ 38—39. Vom Bezeichnungsvermögen 98
§ 40—44. Vom Erkenntnisvermögen, sofern es auf Verstand gegründet wird 106
§ 45—53. Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Ansehung ihres Erkenntnisvermögens 114
§ 54. Von den Talenten im Erkenntnisvermögen, dem Witze, der Sagazität und 139
§ 55—59. der Originalität oder dem Genie. 140

Zweites Buch. Vom Gefühl der Lust und Unlust. § 60—72.

Von der sinnlichen Lust.
§ 60—66. A. Vom Gefühl für das Angenehme, oder der sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegenstandes 153
§ 67—70. B. Vom Gefühl für das Schöne oder dem Geschmack 167
§ 71—72. Anthropologische Bemerkungen über den Geschmack [a]. 174

Drittes Buch. Vom Begehrungsvermögen. § 73—88.
§ 73—79. Von den Affekten 183
§ 80—86. Von den Leidenschaften 202
§ 87. Von dem höchsten physischen Gut 216
§ 88. Von dem höchsten moralisch-physischen Gut . . 217

Zweiter Teil. Anthropologische Charakteristik.[b]
A. Vom Charakter der Person 226
1. Vom Naturell 227
2. Vom Temperament 227
3. Vom Charakter als der Denkungsart 234
Von der Physiognomik 239
B. Vom Charakter des Geschlechts 250
C. Vom Charakter des Volks 260
D. Vom Charakter der Rasse 273
E. Vom Charakter der Gattung 274
Schilderung des Charakters der Menschengattung . 286

---

a) Zusatz unserer Ausgabe (vgl. S. 174).
b) Von hier an fehlt auch bei Kant die Paragrapheneinteilung.

Der Anthropologie

Erster Teil.

Anthropologische Didaktik.

Von der Art, das Innere sowohl als das Äußere des Menschen zu erkennen.



Erstes Buch.

Vom Erkenntnisvermögen.

Vom Bewußtsein seiner selbst.

§ 1.

Daß der Mensch in seiner Vorstellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle andere auf Erden lebende Wesen. Dadurch ist er eine Person und, vermöge der Einheit des Bewußtseins bei allen Veränderungen, die ihm zustoßen mögen, eine und dieselbe Person, d. i. ein von Sachen, dergleichen die vernunftlosen Tiere sind, mit denen man nach Belieben schalten und walten kann, durch Rang und Würde ganz unterschiedenes Wesen, selbst wenn er das Ich noch nicht sprechen kann, weil er es doch in Gedanken hat: wie es alle Sprachen, wenn sie in der ersten Person reden, doch denken[a]) müssen, ob sie zwar diese Ichheit nicht durch ein besonderes Wort ausdrücken. Denn dieses Vermögen (nämlich zu denken) ist der Verstand.

Es ist aber merkwürdig: daß das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt durch Ich zu reden. so lange aber von sich in der dritten Person sprach (Karl will essen, gehen usw.), und daß ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu sein scheint, wenn es den Anfang macht, durch Ich zu sprechen: von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — Vorher fühlte es[b]) bloß sich selbst, jetzt denkt es[b]) sich selbst.

---

a) Von uns gesperrt, wie in Kants Handschrift.
b) H(andschrift): „er".

— Die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich schwer fallen.

Die Bemerkung, daß ein Kind vor dem ersten Vierteljahr nach seiner Geburt weder Weinen noch Lächeln äußert, scheint gleichfalls auf Entwicklung gewisser Vorstellungen von Beleidigung und Wohltun[a]), welche gar zur Vernunft hindeuten, zu beruhen. — Daß es den in diesem Zeitraum ihm vorgehaltenen glänzenden Gegen- [128] ständen mit Augen zu folgen anhebt, | ist der rohe Anfang des Fortschreitens[b]) von Wahrnehmungen (Apprehension der Empfindungsvorstellung), um sie[b]) zum Erkenntnis der Gegenstände der Sinne, d. i. der Erfahrung, zu erweitern.

Daß ferner[c]), wenn es nun zu sprechen versucht, das Radbrechen der Wörter es für Mütter und Ammen so liebenswürdig und diese geneigt macht, es beständig zu herzen und zu küssen, es auch wohl durch Erfüllung jedes Wunsches und Willens zum kleinen[d]) Befehlshaber zu verziehen: diese Liebenswürdigkeit des Geschöpfs im Zeitraum seiner Entwicklung zur Menschheit muß wohl auf Rechnung seiner Unschuld und Offenheit aller seiner noch fehlerhaften Äußerungen, wobei noch kein Hehl und nichts Arges ist, einerseits, anderseits aber auf den natürlichen Hang der Ammen[e]) zum Wohltun an einem Geschöpf, welches sich[f]) einschmeichelnd sich des andern Willkür gänzlich überläßt, geschrieben werden, da ihm eine Spielzeit eingewilligt wird, die glücklichste unter allen, wobei der Erzieher dadurch, daß er sich selber gleichsam zum Kinde macht, diese Annehmlichkeit nochmals genießt.

Die Erinnerung seiner Kinderjahre reicht aber bei weitem nicht bis an jene Zeit, weil sie nicht die Zeit der

---

a) So von uns nach H wiederhergestellt; in der 1. und 2. Aufl.: „Unrechttun".

b) „des Fortschreitens" und „um sie" fehlt in H.

c) Fehlt in H.

d) H: „zum [eingebildeten] kleinen".

e) „der Ammen" fehlt in H.

f) „sich" Zusatz unserer Ausgabe (nach H).

Erfahrungen, sondern bloß zerstreuter, unter den Begriff des Objekts noch nicht vereinigter[a]) Wahrnehmungen war.

Vom Egoism.

§ 2.

Von dem Tage an, da der Mensch anfängt, durch Ich zu sprechen, bringt er sein geliebtes Selbst, wo er nur darf, zum Vorschein, und der Egoism schreitet unaufhaltsam fort; wenn nicht offenbar (denn da widersteht ihm der Egoism anderer), doch verdeckt, um mit scheinbarer Selbstverleugnung und vorgeblicher Bescheidenheit sich desto sicherer im Urteil anderer einen vorzüglichen Wert zu geben.

Der Egoism kann dreierlei Anmaßungen enthalten: die des Verstandes, des Geschmacks und des praktischen Interesse, d. i. er kann logisch oder ästhetisch oder praktisch sein.

Der logische Egoist hält es für unnötig, sein Urteil auch am Verstande anderer zu prüfen; gleich als ob er dieses Probiersteins (*criterium veritatis externum*) gar nicht bedürfe. Es ist aber so gewiß, daß wir dieses Mittel, uns der Wahrheit unseres Urteils zu versichern, nicht entbehren können, daß es vielleicht der wichtigste Grund ist, warum das gelehrte Volk so dringend nach der Freiheit der Feder schreit; weil, wenn diese ver|weigert [129] wird, uns zugleich ein großes Mittel entzogen wird, die Richtigkeit unserer eigenen Urteile zu prüfen, und wir dem Irrtum preisgegeben werden. Man sage ja nicht, daß wenigstens die Mathematik privilegiert sei, aus eigener Machtvollkommenheit abzusprechen; denn wäre nicht die wahrgenommene durchgängige Übereinstimmung der Urteile des Meßkünstlers mit dem Urteile aller anderen, die sich diesem Fache mit Talent und Fleiß widmeten, vorhergegangen, so würde sie selbst der Besorgnis, irgendwo in Irrtum zu fallen, nicht entnommen sein. — Gibt es doch auch manche Fälle, wo wir sogar dem Urteil unserer

---

a) H: „unter keinen Begriff des Objekts vereinigter".

eigenen Sinne allein nicht trauen, z. B. ob ein Geklingel bloß in unseren Ohren, oder ob es das Hören wirklich gezogener Glocken sei, sondern noch andere zu befragen nötig finden, ob es sie nicht auch so dünke. Und ob wir gleich im Philosophieren wohl eben nicht, wie die Juristen sich auf Urteile der Rechtserfahrenen, uns auf anderer Urteile zu Bestätigung unserer eigenen berufen dürfen[a]), so würde doch ein jeder Schriftsteller, der keinen Anhang findet und[b]) mit seiner öffentlich erklärten Meinung, die sonst von Wichtigkeit ist, allein steht, beim Publikum bloß darum[b]) in Verdacht des Irrtums kommen.

Eben darum ist es ein Wagestück[c]): eine der allgemeinen Meinung, selbst der Verständigen, widerstreitende Behauptung ins Publikum zu spielen. Dieser Anschein des Egoismus heißt die Paradoxie. Es ist nicht eine Kühnheit, etwas auf die Gefahr, daß es unwahr sei, sondern nur daß es bei wenigen Eingang finden möchte, zu wagen. — Vorliebe fürs Paradoxe ist zwar logischer Eigensinn, nicht Nachahmer von anderen sein zu wollen, sondern als ein seltener[d]) Mensch zu erscheinen, statt dessen ein solcher oft nur den Seltsamen macht. Weil aber doch ein jeder seinen eigenen Sinn haben und behaupten muß (*Si omnes patres sic, at ego non sic.* Abaelard)[e]): so ist der Vorwurf der Paradoxie, wenn sie nicht auf Eitelkeit, sich bloß unterscheiden zu wollen, gegründet ist, von keiner schlimmen[f]) Bedeutung. — Dem Paradoxen ist das Alltägige entgegengesetzt, was die gemeine Meinung auf seiner Seite hat. Aber bei diesem ist ebensowenig Sicherheit, wo nicht noch weniger, weil es einschläfert[g]); statt dessen das Paradoxon das Gemüt zur Aufmerksam-

---

a) H: „dürfen, ja nicht sollen".

b) „und" und „allein steht, beim Publikum bloß darum" fehlt in der 1. und 2. Auflage; von uns, weil der Sinn dadurch klarer wird, nach H wiederhergestellt.

c) Im Druck gesperrt.

d) Im Druck nicht gesperrt.

e) Abälards bekannteste Schrift führte den Titel: *Sic et non* (Vorländer, Gesch. d. Phil. I, S. 243).

f) „schlimmen" fehlt in H.

g) H und 1. Auflage: „einschlummert".

keit und Nachforschung erweckt, die oft zu Entdeckungen führt.

Der ästhetische Egoist ist derjenige, dem sein eigener Geschmack schon genügt; es mögen nun andere seine Verse, Malereien, Musik u. dgl. noch so schlecht finden, tadeln oder gar verlachen. Er beraubt sich selbst des Fortschritts zum Besseren, wenn er sich mit seinem Urteil isoliert, sich | selbst Beifall klatscht und den Pro- [130] bierstein des Schönen der Kunst nur in sich allein sucht.

Endlich ist der moralische Egoist der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin sieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl als Eudämonist[a]) bloß im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt. Denn weil jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem macht, was er zur Glückseligkeit rechnet, so ist's gerade der Egoism, der es so weit bringt, gar keinen Probierstein des echten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemein geltendes Prinzip sein muß[b]). — Alle Eudämonisten sind daher praktische .Egoisten.

Dem Egoism kann nur der Pluralism entgegengesetzt werden, d. i. die Denkungsart: sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten. — So viel gehört davon zur Anthropologie. Denn was diesen Unterschied nach metaphysischen Begriffen betrifft, so liegt er ganz außer dem Felde der hier abzuhandelnden Wissenschaft. Wenn nämlich bloß die Frage wäre, ob ich als denkendes Wesen außer meinem Dasein noch das Dasein eines Ganzen anderer, mit mir in Gemeinschaft stehender Wesen (Welt genannt) anzunehmen Ursache habe, so ist sie nicht anthropologisch, sondern bloß metaphysisch.

---

a) Hinter „Eudämonist“ in H noch die durchstrichenen Worte: „[in seinem Prinzip sehr irrig belehrt]“.

b) Statt dessen in H: „als welcher [nur in den für jedermann geltenden Bestimmungsgründen des freien Willens in Ansehung des Zwecks gefunden werden kann]“.

Anmerkung.

Über die Förmlichkeit der egoistischen Sprache.

Die Sprache des Staatsoberhaupts zum Volk ist in unseren Zeiten gewöhnlich pluralistisch (Wir N. von Gottes Gnaden usw.). Es frägt sich, ob der Sinn hiebei nicht vielmehr egoistisch, d. i. eigene Machtvollkommenheit anzeigend, und eben dasselbe bedeuten solle, was der König von Spanien mit seinem *Io, el Rey* (Ich, der König) sagt. Es scheint aber doch: daß jene Förmlichkeit der höchsten Autorität ursprünglich habe Herablassung (Wir, der König und sein Rat oder die Stände) andeuten sollen. — Wie ist es aber zugegangen, daß die wechselseitige Anrede, welche in den alten, klassischen Sprachen durch Du, mithin unitarisch ausgedrückt wurde, von verschiedenen, vornehmlich germanischen Völkern pluralistisch durch Ihr bezeichnet worden? wozu die Deutschen noch zwei, eine größere Auszeichnung der Person, mit der man [131] spricht, | andeutende Ausdrücke, nämlich den des Er und des Sie[a]) (gleich als wenn es gar keine Anrede, sondern Erzählung von Abwesenden und zwar entweder einem oder mehreren wäre), erfunden haben; worauf endlich, zu Vollendung aller Ungereimtheiten der vorgeblichen Demütigung unter dem Angeredeten und Erhebung des anderen über sich, statt der Person das Abstraktum der Qualität des Standes des Angeredeten (Ew. Gnaden, Hochgeb., Hoch- und Wohledl. u. dgl.) in Gebrauch gekommen. — Alles vermutlich durch das Feudalwesen, nach welchem dafür gesorgt wurde, daß von der königlichen Würde an durch alle Abstufungen bis dahin, wo die Menschenwürde gar aufhört, und bloß der Mensch bleibt, d. i. bis zu dem Stande des Leibeigenen, der allein von seinem Oberen durch Du angeredet werden, oder eines Kindes, was noch

---

a) H und 1. Auflage: „in Ihr und Sie umgewandelt? wozu die letzteren noch einen mittleren, zur Mäßigung der Herabsetzung des Angeredeten ausgedachten Ausdruck, nämlich den des Er . . .“

nicht einen eigenen Willen haben darf, — der Grad der Achtung, der dem Vornehmeren gebührt, ja nicht verfehlt würde[a]).

Von dem willkürlichen Bewußtsein seiner Vorstellungen.

§ 3.

Das Bestreben, sich seiner Vorstellungen bewußt zu werden[b]), ist entweder das Aufmerken (*attentio*), oder das Absehen von einer Vorstellung, deren ich mir bewußt bin (*abstractio*). — Das letztere ist nicht etwa bloße Unterlassung und Verabsäumung des ersteren (denn das wäre Zerstreuung, *distractio*), sondern ein wirklicher Akt des Erkenntnisvermögens, eine Vorstellung, deren ich mir bewußt bin, von der Verbindung mit anderen in einem Bewußtsein abzuhalten. — Man sagt daher nicht, etwas abstrahieren (absondern), sondern von etwas, d. i. einer Bestimmung des Gegenstandes meiner Vorstellung, abstrahieren, wodurch diese die Allgemeinheit eines Begriffs erhält und so in den Verstand aufgenommen wird.

Von einer Vorstellung abstrahieren zu können, selbst wenn sie sich dem Menschen durch den Sinn aufdringt, ist ein weit größeres Vermögen als das, zu attendieren: weil es eine Freiheit des Denkungsvermögens und die Eigenmacht des Gemüts beweist, den Zustand seiner Vorstellungen in seiner Gewalt zu haben (*animus sui compos*). — In dieser Rücksicht ist nun das Abstraktionsvermögen viel schwerer, aber auch wichtiger als das der Attention, wenn es Vorstellungen der Sinne betrifft.

Viele Menschen sind unglücklich, weil sie nicht abstrahieren können. Der Freier könnte eine gute Heirat machen, wenn er nur über eine Warze | im Gesicht oder [132] eine Zahnlücke seiner Geliebten[c]) wegsehen könnte. Es ist aber eine besondere Unart unseres Attentionsvermögens, gerade darauf, was fehlerhaft an anderen ist, auch un-

a) „der Grad — würde" fehlt in H.
b) H und 1. Auflage: „Dieses Verfahren mit sich selbst".
c) „seiner Geliebten" fehlt in H.

willkürlich seine Aufmerksamkeit zu heften: seine Augen auf einen dem Gesicht gerade gegenüber am Rock fehlenden Knopf oder die Zahnlücke oder einen angewohnten Sprachfehler zu richten und den anderen dadurch zu verwirren, sich selbst aber auch im Umgange das Spiel zu verderben. — Wenn das Hauptsächliche gut ist, so ist es nicht allein billig, sondern auch klüglich gehandelt, über das Üble an anderen, ja selbst unseres eigenen Glückszustandes wegzusehen; aber dieses Vermögen zu abstrahieren ist eine Gemütsstärke[a]), welche nur durch Übung erworben werden kann.

Von dem Beobachten seiner selbst.

§ 4.

Das Bemerken (*animadvertere*) ist noch nicht ein Beobachten (*observare*) seiner selbst. Das letztere ist eine methodische Zusammenstellung der an uns selbst gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters seiner selbst abgibt und leichtlich zu Schwärmerei und Wahnsinn hinführt.

Das Aufmerken (*attentio*) auf sich selbst, wenn man mit Menschen zu tun hat, ist zwar notwendig, muß aber im Umgange nicht sichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affektiert (geschroben). Das Gegenteil von beiden ist die Ungezwungenheit (das *air dégagé*): ein Vertrauen zu sich selbst, von anderen in seinem Anstande nicht nachteilig beurteilt zu werden. Der, welcher sich so stellt, als ob er sich vor dem Spiegel beurteilen[b]) wolle, wie es ihm lasse, oder so spricht, als ob er sich (nicht bloß als ob ein anderer ihn) sprechen höre, ist eine Art von Schauspieler. Er will repräsentieren[c]) und erkünstelt einen Schein von seiner eigenen Person; wodurch, wenn man

---

a) H: „Seelenstärke".

b) H: „[bewundern]".

c) H: „repräsentieren [d. i. vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen und [wird] zeigt sich läppisch (auf törichte Art eitel)]".

diese Bemühung an ihm wahrnimmt, er im Urteil anderer einbüßt, weil sie den Verdacht einer Absicht zu betrügen erregt. — Man nennt die Freimütigkeit in der Manier, sich äußerlich zu zeigen, die zu keinem solchen Verdacht Anlaß gibt, das natürliche Betragen (welches darum doch nicht alle schöne Kunst und Geschmacks-Bildung[a]) ausschließt), und es gefällt durch die bloße Wahrhaftigkeit in Äußerungen. Wo aber zugleich Offenherzigkeit aus Einfalt, d. i. aus Mangel einer schon zur Regel gewordenen Verstellungskunst, aus der Sprache hervorblickt, da heißt sie Naivetät. |

Die offene Art, sich zu erklären, an einem der Mannbarkeit sich nähernden Mädchen oder einem mit der städtischen Manier unbekannten Landmann, erweckt durch die Unschuld und Einfalt (die Unwissenheit in der Kunst zu Scheinen) ein fröhliches Lachen bei denen, die in dieser Kunst schon geübt und gewitzigt sind. Nicht ein Auslachen mit Verachtung; denn man ehrt doch hiebei im Herzen die Lauterkeit und Aufrichtigkeit; sondern ein gutmütiges, liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der bösen, obgleich auf unsere schon verdorbene Menschennatur gegründeten, Kunst zu Scheinen, die man eher beseufzen als belachen sollte: wenn man sie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht*). Es ist eine augenblickliche Fröhlichkeit, wie von einem bewölkten Himmel, der sich an einer Stelle einmal öffnet, den Sonnenstrahl durchzulassen, aber sich sofort wieder zuschließt, um der blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht zu schonen. [133]

Was aber die eigentliche Absicht dieses Paragraphs be-

---

*) In Rücksicht auf diese könnte man den bekannten Vers des Persius so parodieren: *Naturam videant ingemiscantque relicta*[b]).

---

a) H: „Kunst der Bildung".

b) D. h. = Mögen sie die Natur bemerken und über ihren Verlust seufzen. Der Vers in den Satiren des Persius (III 38) heißt dort: *„Virtutem videant intabescantque relicta"*, d. h. = mögen sie die Tugend bemerken und über ihren Verlust sich (vor Neid) verzehren.

trifft, nämlich die obige Warnung, sich mit der Ausspähung und gleichsam studierten[a] Abfassung einer inneren[a] Geschichte des unwillkürlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen, so geschieht sie darum, weil es der gerade Weg ist, in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen und ohne unser Zutun, wer weiß woher[a], auf uns einfließenden Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu geraten. Denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben; wie eine Bourignon[b] mit schmeichelhaften, oder ein Pascal mit schreckenden und ängstlichen Vorstellungen, in welchen Fall[c] selbst ein sonst vortrefflicher Kopf, Albrecht Haller, geriet[c], der bei seinem lange geführten, oft auch unterbrochenen Diarium seines Seelenzustandes[d] zuletzt dahin gelangte, einen berühmten Theologen, seinen vormaligen akademischen Kollegen, den D. Leß[e], zu befragen: ob er nicht in seinem weitläuftigen Schatz der Gottesgelahrtheit Trost für seine beängstigte Seele antreffen könne.

Die verschiedenen Akte der Vorstellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich sie herbeirufe, ist des Nachdenkens wohl wert, für Logik und Metaphysik nötig und nützlich. — Aber sich belauschen zu wollen, so wie sie auch ungerufen von selbst ins Gemüt kommen (das ge-

---

a) „studierten“, „inneren“, „wer weiß woher“ fehlt in H.

b) Antoinette Bourignon (1616—1680), eine Schwärmerin und Sektenstifterin aus Lille, die namentlich in den Niederlanden wirkte, und deren mystisch-theosophische Schriften nicht weniger als 21 Bände füllen.

c) „mit schreckenden — Fall“ und „geriet“ fehlt in der 1. Aufl.

d) Albrecht von Haller in: „Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst“, 1787.

e) Leß, Dr. und Prof. der Theologie in Göttingen (1736 bis 1797), an den Haller wenige Tage vor seinem Tode (Dez. 1777) durch einen Brief an Heyne die Anfrage gelangen ließ: „was für ein Buch (es muß nicht lang sein) in meinen Umständen und wider die Schrecken des Todes, hingegen für die Festergreifung des Verdienstes des Heilandes, ich fruchtbar lesen könnte“ [Külpe]. — „den D. Leß“ fehlt in H.

schieht durch | das Spiel der unabsichtlich dichtenden[a]) [134] Einbildungskraft), ist, weil alsdann die Prinzipien des Denkens nicht (wie sie sollen) vorangehen, sondern hintennach folgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnisvermögen und ist entweder schon eine Krankheit des Gemüts (Grillenfängerei)[b]) oder führt zu derselben und zum Irrhause. Wer von inneren Erfahrungen (von der Gnade, von Anfechtungen) viel zu erzählen weiß, mag bei seiner Entdeckungsreise zur Erforschung seiner selbst immer nur in Anticyra[c]) vorher[d]) anlanden. Denn es ist mit jenen inneren[d]) Erfahrungen[e]) nicht so bewandt, wie mit den äußeren von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten Erfahrungen abgeben[f]). Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen, wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung notwendig ist, stattfindet*). |

---

*) Wenn wir uns die innere Handlung (Spontaneität), wodurch ein Begriff (ein Gedanke) möglich wird, die Reflexion, die Empfänglichkeit (Rezeptivität), wodurch eine Wahrnehmung *(perceptio)*, d. i. empirische Anschauung, möglich wird, die Apprehension, beide Akte aber mit Bewußtsein vorstellen, so kann das Bewußtsein seiner selbst *(apperceptio)* in das der Reflexion und das der Apprehension eingeteilt werden. Das erstere ist ein Bewußtsein des Verstandes, das zweite der innere Sinn; jenes die reine, dieses die empirische Apperzeption, da dann jene fälschlich der innere Sinn genannt wird. — In der Psycho-

---

a) „unabsichtlich dichtenden" fehlt in H.

b) „Grillenfängerei" desgl.

c) Anticyra, Küstenstadt in Phokis, deren Einwohner die auf ihren Bergen in Menge wachsende Nieswurz zu einem gut wirkenden Heilmittel gestaltet hatten, weshalb Anticyra bei Horaz mehrfach (*Sat. II 3, 83, ebd. 166, De Arte poetica 300)* als Kurort angeraten wird. Kant lag die Anspielung außerdem wohl auch durch einen Aufsatz des *Teutschen Merkur* 1784 (II S. 151) nahe: „Über das Reisen und jemand, der nach Anticyra reisen sollte" [Külpe].

d) „vorher" und „inneren" fehlt in H.

e) „Erfahrungen" Zusatz der 2. Auflage.

f) So die 1. Auflage. Statt „Erfahrungen abgeben" hat H „werden", die 2. Auflage das von der Akademie-Ausgabe akzeptierte, uns weniger gut dünkende „erscheinen".

[135] Von den Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewußt zu sein.

§ 5.

Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewußt zu sein, darin scheint[a]) ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, daß wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? Diesen Einwurf machte schon Locke, der darum auch das Dasein solcher Art Vorstellungen verwarf[b]). — Allein wir können uns doch mittelbar bewußt sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt sind. — Dergleichen Vorstellungen heißen dann dunkele; die übrigen sind klar und, wenn ihre Klarheit sich auch auf die Teilvorstellungen eines Ganzen derselben und ihre Verbindung[c]) erstreckt, deutliche Vorstellungen, es sei des Denkens oder der Anschauung.

---

logie erforschen wir uns selbst nach unseren Vorstellungen des inneren Sinnes; in der Logik aber nach dem, was das intellektuelle Bewußtsein an die Hand gibt. — Hier scheint uns nun das Ich doppelt zu sein (welches widersprechend wäre): 1. das Ich als Subjekt des Denkens (in der Logik), welches die reine Apperzeption bedeutet (das bloß reflektierende Ich), und von welchem gar nichts weiter zu sagen, sondern das eine ganz einfache Vorstellung ist; 2. das Ich als das Objekt der Wahrnehmung, mithin des inneren Sinnes, was eine Mannigfaltigkeit von Bestimmungen enthält, die eine innere Erfahrung möglich machen.

Die Frage, ob bei den verschiedenen inneren Veränderungen des Gemüts (seines Gedächtnisses oder der von ihm angenommenen Grundsätze) der Mensch, wenn er sich dieser Veränderungen bewußt ist, noch sagen könne, er sei ebenderselbe (der Seele nach), ist eine ungereimte Frage; denn er kann sich dieser Veränderungen nur dadurch bewußt sein, daß er sich in den verschiedenen Zuständen als ein und dasselbe Subjekt vorstellt, und das Ich des Menschen ist zwar der Form (der Vorstellungsart) nach, aber nicht der Materie (dem Inhalte) nach zwiefach.

---

a) 1. Auflage und H beginnen kürzer: „§ 5. Es scheint hierin . . .“

b) In seinem *Essay concerning human unterstanding* (Phil. Bibl. Bd. 75) II 1, § 9ff.

c) „derselben und ihre Verbindung“ fehlt in H.

Wenn ich weit von mir auf einer Wiese einen Menschen zu sehen mir bewußt bin, ob ich gleich seine Augen, Nase, Mund usw. zu sehen mir nicht bewußt bin, so schließe ich eigentlich nur, daß dies Ding ein Mensch sei; denn wollte ich darum, weil ich mir nicht bewußt bin, diese Teile des Kopfs (und so auch die übrigen Teile dieses Menschen) wahrzunehmen, die Vorstellung derselben in meiner Anschauung gar nicht zu haben behaupten, so würde ich auch nicht sagen können, daß ich einen Menschen sehe; denn aus diesen Teilvorstellungen ist die ganze (des Kopfs oder des Menschen)[a] zusammengesetzt.

Daß das Feld unserer Sinnenanschauungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewußt sind, ob wir gleich unbezweifelt schließen können, daß wir sie haben, d. i. dunkeler Vorstellungen im Menschen (und so auch in Tieren), unermeßlich sei, die klaren dagegen nur unendlich wenige Punkte derselben enthalten, die dem Bewußtsein offen liegen; daß gleichsam auf der großen Karte unseres Gemüts nur wenig Stellen illuminiert sind: kann uns Bewunderung über unser eigenes Wesen einflößen; denn eine höhere Macht dürfte nur rufen: es werde Licht!, so würde auch ohne Zutun des Mindesten (z. B. wenn wir einen Literator mit allem dem nehmen, was er in seinem Gedächtnis hat) gleichsam eine halbe Welt ihm vor Augen liegen. Alles, was das bewaffnete Auge durchs Teleskop (etwa am Monde) oder durchs Mikroskop (an Infusionstierchen) entdeckt, wird durch unsere bloßen Augen gesehen; denn diese optischen Mittel bringen ja nicht mehr Lichtstrahlen und dadurch erzeugte Bilder | [136] ins Auge, als auch ohne jene künstliche Werkzeuge sich auf der Netzhaut gemalt haben würden, sondern breiten sie nur mehr aus, um uns ihrer bewußt zu werden. — Eben das gilt von den Empfindungen des Gehörs, wenn der Musiker mit zehn Fingern und beiden Füßen eine Phantasie auf der Orgel spielt und wohl auch noch mit einem neben ihm Stehenden spricht, wo so eine Menge Vorstellungen in wenig Augenblicken in der Seele erweckt

a) „oder des Menschen“ desgl.

werden, deren jede zu ihrer Wahl überdem noch ein besonderes Urteil über die Schicklichkeit bedurfte, weil ein einziger der Harmonie nicht gemäßer Fingerschlag sofort als Mißlaut vernommen werden würde, und doch das Ganze so ausfällt, daß der frei phantasierende Musiker oft wünschen möchte, manches von ihm glücklich ausgeführte Stück, dergleichen er vielleicht sonst mit allem Fleiß nicht so gut zustande zu bringen hofft, in Noten aufbehalten zu haben.

So ist das Feld dunkler Vorstellungen das größte im Menschen. — Weil es aber diesen nur in seinem passiven Teile, als Spiel der Empfindungen wahrnehmen läßt, so gehört die Theorie derselben doch nur zur physiologischen Anthropologie, nicht zur pragmatischen, worauf es hier eigentlich abgesehen ist.

Wir spielen nämlich oft mit dunkelen Vorstellungen und haben ein Interesse dabei[a]), beliebte oder unbeliebte Gegenstände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stellen; öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel dunkeler Vorstellungen, und unser Verstand vermag nicht sich wider die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluß derselben versetzt, ob er sie gleich als Täuschung anerkennt.

So ist es mit der Geschlechtsliebe bewandt, sofern sie eigentlich nicht das Wohlwollen, sondern vielmehr den Genuß ihres Gegenstandes beabsichtigt. Wieviel Witz ist nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was zwar beliebt ist, aber doch den Menschen mit der gemeinen Tiergattung in so naher Verwandtschaft sehen läßt, daß die Schamhaftigkeit dadurch aufgefordert wird, und die Ausdrücke in feiner Gesellschaft nicht unverblümt, wenn gleich zum Belächeln durchscheinend genug, hervortreten dürfen. — Die Einbildungskraft mag hier gern im Dunkeln spazieren, und es gehört immer nicht gemeine Kunst dazu, wenn, um den Cynism zu vermeiden, man nicht in den lächerlichen Purism zu verfallen Gefahr laufen will.

Anderseits sind wir auch oft genug das Spiel dunkeler

---

a) „dabei“ nur in H.

Vorstellungen, welche nicht verschwinden wollen, wenn sie gleich der Verstand | beleuchtet. Sich das Grab in [137] seinem Garten oder unter einem schattichten Baum, im Felde oder im trockenen Boden zu bestellen, ist oft eine wichtige Angelegenheit für einen Sterbenden: obzwar er im ersteren Fall keine schöne Aussicht zu hoffen, im letzteren aber von der Feuchtigkeit den Schnupfen zu besorgen nicht Ursache hat.

Daß das Kleid den Mann mache, gilt in gewisser Maße auch für den Verständigen. Das russische Sprichwort sagt zwar: „Man empfängt den Gast nach seinem Kleide und begleitet ihn nach seinem Verstande“; aber der Verstand kann doch den Eindruck dunkler Vorstellungen von einer gewissen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Person macht, nicht verhüten, sondern allenfalls nur das vorläufig über sie gefällte Urteil hintennach zu berichtigen den Vorsatz haben[a]).

Sogar wird studierte Dunkelheit oft mit gewünschtem Erfolg gebraucht, um Tiefsinn und Gründlichkeit vorzuspiegeln; wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel gesehene Gegenstände immer größer gesehen werden, als sie sind*). Das Skotison (mach's dunkel!) ist der Machtspruch[b]) aller Mystiker, um durch gekünstelte

*) Dagegen beim Tageslicht besehen, scheint das, was heller ist als die umgebenden Gegenstände, auch größer zu sein, z. B. weiße Strümpfe stellen vollere Waden vor als schwarze; ein Feuer, in der Nacht auf einem hohen Berge angelegt, scheint größer zu sein, als man es beim Ausmessen befindet. — Vielleicht läßt sich daraus auch die scheinbar größere Gestalt[c]) des Mondes und ebenso die dem Anschein nach größere Weite der Sterne voneinander nahe am Horizont erklären; denn in beiden Fällen erscheinen uns leuchtende Gegenstände, die nahe am Horizont durch eine mehr verdunkelnde Luftschicht gesehen werden als hoch am Himmel, und, was dunkel ist, wird durch das umgebende Licht auch als kleiner beurteilt. Beim Scheibenschießen würde also eine schwarze Scheibe mit einem weißen Zirkel in der Mitte zum Treffen günstiger sein als umgekehrt.

a) H: „hintennach nur berichtigen“.
b) H: „Wahlspruch“.
c) Das „größere Gestalt“ der H erscheint uns besser als das (scheinbare) „Größe“ des Drucks. Über die Sache vgl. auch § 11.

Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken[a]). — Aber überhaupt ist auch ein gewisser Grad des Rätselhaften in einer Schrift dem Leser nicht unwillkommen: weil ihm dadurch seine eigene Scharfsinnigkeit fühlbar wird, das Dunkele in klare Begriffe aufzulösen.

Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewußtsein seiner Vorstellungen.

§ 6.

Das Bewußtsein seiner Vorstellungen, welches zur Unterscheidung eines Gegenstandes von anderen zureicht, ist **Klarheit**. Das [138] jenige aber, wodurch auch die Zusammensetzung der Vorstellungen klar wird, heißt **Deutlichkeit**. Die letztere macht es allein, daß eine Summe von Vorstellungen Erkenntnis wird; worin dann, weil eine jede Zusammensetzung mit Bewußtsein Einheit desselben, folglich eine Regel für jene voraussetzt, Ordnung in diesem Mannigfaltigen gedacht wird. — Der deutlichen Vorstellung kann man nicht die verworrene (*perceptio confusa*), sondern muß ihr bloß die undeutliche (*mere clara*) entgegensetzen. Was verworren ist, muß zusammengesetzt sein; denn im Einfachen gibt es weder Ordnung noch Verwirrung. Die letztere ist also die Ursache der Undeutlichkeit, nicht die Definition derselben. — In jeder vielhaltigen Vorstellung (*perceptio complexa*), dergleichen ein jedes Erkenntnis ist (weil dazu immer Anschauung und Begriff erfordert wird), beruht die Deutlichkeit auf der Ordnung, nach der die Teilvorstellungen zusammengesetzt werden, die dann entweder (die bloße Form betreffend) eine bloß logische Einteilung in obere und untergeordnete (*perceptio primaria et secundaria*), oder eine reale Einteilung in Haupt- und Nebenvorstellungen (*perceptio principalis et adhaerens*) veranlassen; durch welche Ordnung das Erkenntnis deutlich wird. — Man sieht wohl, daß, wenn das Vermögen der Erkenntnis

a) „um — anzulocken" fehlt in H.

überhaupt Verstand (in der allgemeinsten Bedeutung des Worts) heißen soll, dieser das Auffassungsvermögen (*attentio*) gegebener Vorstellungen, um Anschauung, das Absonderungsvermögen dessen, was mehreren gemein ist (*abstractio*), um Begriff, und das Überlegungsvermögen (*reflexio*), um Erkenntnis des Gegenstandes hervorzubringen, enthalten müsse.

Man nennt den, welcher diese Vermögen im vorzüglichen Grade besitzt, einen Kopf; den, dem sie in sehr kleinem Maße beschert sind, einen Pinsel (weil er immer von anderen geführt zu werden bedarf); den aber, der sogar Originalität im Gebrauch desselben bei sich führt (kraft deren er, was gewöhnlicherweise unter fremder Leitung gelernt werden muß, aus sich selbst hervorbringt), ein Genie.

Der nichts von dem[a]) gelernt hat, was man doch gelehrt werden muß, um es zu wissen, heißt ein Ignorant, wenn er es hätte wissen sollen, sofern er einen Gelehrten vorstellen will; denn ohne diesen Anspruch kann er ein großes Genie sein. Der, welcher nicht selbst denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beschränkter Kopf (borniert) genannt. — Man kann ein vaster[b]) Gelehrter (Maschine zur Unterweisung anderer, wie man selbst unterwiesen worden) und in Ansehung des vernünftigen Ge|brauchs seines historischen Wissens dabei[c]) [139] doch sehr borniert sein. — Der, dessen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, in der öffentlichen Mitteilung[d]) den Zwang der Schule (also Mangel der Freiheit im Selbstdenken) verrät, ist der Pedant; er mag übrigens Gelehrter oder Soldat oder gar Hofmann sein. Unter diesen ist der gelehrte Pedant im Grunde[e]) noch der erträglichste, weil man doch von ihm lernen kann: da hingegen die Peinlichkeit in Formalien (die Pedanterie) bei den letzteren nicht allein nutzlos, sondern auch wegen des Stolzes, der dem

a) „von dem" nur in H.
b) H: „großer".
c) „in Ansehung — dabei" fehlt in H.
d) „in der öffentlichen Mitteilung" desgl.
e) „im Grunde" desgl.

Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich wird, da es der Stolz eines Ignoranten ist.

Die Kunst aber oder vielmehr die Gewandtheit, im gesellschaftlichen Tone zu sprechen und sich überhaupt modisch zu zeigen, welche, vornehmlich wenn es Wissenschaft betrifft, fälschlich Popularität genannt wird, da sie vielmehr geputzte Seichtigkeit heißen sollte, deckt manche Armseligkeit des eingeschränkten Kopfs. Aber nur Kinder lassen sich dadurch irre leiten. „Deine Trommel (sagte der Quäker beim Addison[a]) zu dem in der Kutsche neben ihm schwatzenden Offizier) ist ein Sinnbild von dir: sie klingt, weil sie leer ist."

Um die Menschen nach ihrem Erkenntnisvermögen (dem Verstande überhaupt) zu beurteilen, teilt man sie in diejenigen ein, denen Gemeinsinn (*sensus communis*), der freilich nicht gemein (*sensus vulgaris*) ist, zugestanden werden muß, und in Leute von Wissenschaft. Die ersteren sind der Regeln Kundige in Fällen der Anwendung (*in concreto*), die anderen für sich selbst und vor ihrer Anwendung (*in abstracto*). — Man nennt den Verstand, der zu dem ersteren Erkenntnisvermögen gehört, den gesunden Menschenverstand (*bon sens*), den zum zweiten den hellen[b]) Kopf (*ingenium perspicax*[b])). — Es ist merkwürdig, daß man sich den ersteren, welcher gewöhnlich nur als praktisches Erkenntnisvermögen betrachtet wird, nicht allein als einen, welcher der Kultur entbehren kann, sondern als einen solchen, dem sie wohl gar nachteilig ist, wenn sie nicht weit genug getrieben wird, vorstellig macht, ihn daher bis zur Schwärmerei hochpreiset und ihn als eine Fundgrube in den Tiefen des Gemüts verborgen liegender Schätze vorstellt, auch bisweilen seinen Ausspruch als Orakel (den Genius des Sokrates[c])) für zuverlässiger erklärt als alles, was studierte

---

a) Joseph Addison (1672—1719), bekannter englischer Satiriker und Moralist. Der oben erwähnte Ausspruch befindet sich in der von ihm 1711—12 herausgegebenen Wochenschrift *The Spectator*, Nr. 132 [Külpe].

b) H: „klaren" und *perspicax* fehlt.

c) Vgl. auch weiter unten § 10 (S. 35) und § 45.

Wissenschaft immer zu Markte bringen würde. — Soviel ist gewiß, daß, wenn die Auflösung einer Frage auf den allgemeinen und angeborenen Regeln des Verstandes (deren Besitz Mutterwitz genannt wird) beruht, es unsicherer ist, sich nach studierten und künstlich aufgestellten Prinzipien | [140] (dem Schulwitz) umzusehen und seinen Beschluß darnach abzufassen, als wenn man es auf den Ausschlag der im Dunkeln des Gemüts liegenden Bestimmungsgründe des Urteils in Masse ankommen läßt, welches man den logischen Takt nennen könnte: wo die Überlegung den Gegenstand sich auf vielerlei Seiten vorstellig macht und ein richtiges Resultat herausbringt, ohne sich der Akte, die hiebei im Inneren des Gemüts vorgehen, bewußt zu werden.

Der gesunde Verstand aber kann diese seine Vorzüglichkeit nur in Ansehung eines Gegenstandes der Erfahrung beweisen: nicht allein durch diese an Erkenntnis zu wachsen, sondern sie (die Erfahrung) selbst zu erweitern, aber nicht in spekulativer, sondern bloß in empirisch-praktischer[a]) Rücksicht. Denn in jener bedarf es wissenschaftlicher Prinzipien *a priori*; in dieser aber können es auch Erfahrungen, d. i. Urteile sein, die durch Versuch und Erfolg kontinuierlich bewährt werden.

Von der Sinnlichkeit im Gegensatz mit dem Verstande.

§ 7.

In Ansehung des Zustandes der Vorstellungen ist mein Gemüt entweder handelnd und zeigt Vermögen (*facultas*), oder es ist leidend und besteht in Empfänglichkeit (*receptivitas*). Ein Erkenntnis enthält beides verbunden in sich, und die Möglichkeit eine solche zu haben führt den Namen des Erkenntnisvermögens von dem vornehmsten Teil derselben, nämlich der Tätigkeit des Gemüts, Vorstellungen zu verbinden oder voneinander zu sondern.

Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüt

---

a) H: „praktischer“.

leidend verhält, durch welche also das Subjekt affiziert wird (dieses mag sich nun selbst affizieren oder von einem Objekt affiziert werden), gehören zum sinnlichen, diejenigen aber, welche ein bloßes Tun (das Denken) enthalten, zum intellektuellen Erkenntnisvermögen. Jenes wird auch das untere, dieses aber das obere Erkenntnis- [141] vermögen genannt*). Jenes hat den | Charakter der Passivität des inneren Sinnes der Empfindungen, dieses der Spontaneität der Apperzeption, d. i. des reinen Bewußtseins der Handlung, welche das Denken ausmacht und zur Logik (einem System der Regeln des Verstandes), so wie jener zur Psychologie (einem Inbegriff aller inneren Wahrnehmungen unter Naturgesetzen) gehört und innere Erfahrung begründet.

Anmerkung. Der Gegenstand der Vorstellung, der nur die Art enthält, wie ich von ihm affiziert werde, kann von mir nur erkannt werden, wie er mir erscheint, und alle Erfahrung (empirische Erkenntnis), die innere nicht minder als die äußere, ist nur Erkenntnis der Gegenstände, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie (für sich allein betrachtet) sind. Denn es kommt alsdann nicht bloß

*) Die Sinnlichkeit bloß in der Undeutlichkeit der Vorstellungen, die Intellektualität dagegen in der Deutlichkeit zu setzen und hiemit einen bloß formalen (logischen) Unterschied des Bewußtseins statt des realen (psychologischen), der nicht bloß die Form, sondern auch den Inhalt des Denkens betrifft, zu setzen, war ein großer Fehler der Leibniz-Wolffischen Schule[a]), nämlich die Sinnlichkeit bloß in einem Mangel (der Klarheit der Teilvorstellungen), folglich der Undeutlichkeit zu setzen, die Beschaffenheit aber der Verstandesvorstellung in der Deutlichkeit; da jene doch etwas sehr Positives und ein unentbehrlicher Zusatz zu der letzteren ist, um ein Erkenntnis hervorzubringen. — Leibniz aber war eigentlich schuld daran. Denn er, der platonischen Schule anhängig, nahm angeborne reine Verstandesanschauungen, Ideen genannt, an, welche im menschlichen Gemüt, jetzt nur verdunkelt, angetroffen würden und deren Zergliederung und Beleuchtung durch Aufmerksamkeit wir allein die Erkenntnis der Objekte, wie sie an sich selbst sind, zu verdanken hätten.

a) Vgl. dazu Vaihingers Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft II, S. 447ff.

auf die Beschaffenheit des Objekts der Vorstellung, sondern auf die des Subjekts und dessen Empfänglichkeit an, welcher Art die sinnliche Anschauung sein werde, darauf das Denken desselben (der Begriff vom Objekt) folgt. — Die formale Beschaffenheit dieser Rezeptivität kann nun nicht wiederum noch von den Sinnen abgeborgt werden, sondern muß (als Anschauung) *a priori* gegeben sein, d. i. es muß eine sinnliche Anschauung sein, welche übrig bleibt, wenn gleich alles Empirische (Sinnenempfindung Enthaltende) weggelassen wird, und dieses Förmliche der Anschauung ist bei inneren Erfahrungen die Zeit.

Weil Erfahrung empirisches Erkenntnis ist, zum Erkenntnis aber (da es auf Urteilen beruht) Überlegung (*reflexio*), mithin Bewußtsein der Tätigkeit in Zusammenstellung des Mannigfaltigen der Vorstellung nach einer Regel der Einheit desselben, d. i. Begriff und (vom Anschauen unterschiedenes) Denken überhaupt, erfordert wird: so wird das Bewußtsein in das diskursive (welches als logisch, weil es die Regel gibt, voran gehen muß) und das intuitive Bewußtsein eingeteilt werden; das erstere (die reine Apperzeption seiner Gemütshandlung) ist einfach. Das Ich der Reflexion hält kein Mannigfaltiges in sich und ist in allen Urteilen immer ein und dasselbe, weil es bloß dies Förmliche des Bewußtseins, dagegen die innere Erfahrung das Materielle desselben und ein Mannigfaltiges | der empirischen inneren Anschauung, das [142] Ich der Apprehension, (folglich eine empirische Apperzeption) enthält.

Ich als denkendes Wesen bin zwar mit Mir als Sinnenwesen ein und dasselbe Subjekt; aber als Objekt der inneren empirischen Anschauung, d. i. sofern ich innerlich von Empfindungen in der Zeit, sowie sie zugleich oder nacheinander sind, affiziert werde, erkenne ich mich doch nur, wie ich mir selbst erscheine, nicht als Ding an sich selbst. Denn es hängt doch von der Zeitbedingung, welche kein Verstandesbegriff (mithin nicht bloße Spontaneität) ist, folglich von einer Bedingung ab, in Ansehung deren mein Vorstellungsvermögen leidend ist (und gehört zur Rezeptivität). — Daher erkenne ich mich durch innere Erfahrung immer

nur, wie ich mir erscheine; welcher Satz dann oft böslicherweise so verdreht wird, daß er so viel sagen wolle: es scheine mir nur (*mihi videri*), daß ich gewisse Vorstellungen und Empfindungen habe, ja überhaupt daß ich existiere. — Der Schein ist der Grund zu einem irrigen Urteil aus subjektiven Ursachen, die fälschlich für objektiv gehalten werden; Erscheinung ist aber gar kein Urteil, sondern bloß empirische Anschauung, die durch Reflexion und den daraus entspringenden Verstandesbegriff zur inneren Erfahrung und hiemit Wahrheit wird.

Daß die Wörter innerer Sinn und Apperzeption von den Seelenforschern gemeinhin für gleichbedeutend genommen werden, unerachtet der erstere allein ein psychologisches (angewandtes), die zweite aber bloß ein logisches (reines) Bewußtsein anzeigen soll, ist die Ursache dieser Irrungen. Daß wir aber durch den ersteren uns nur erkennen können, wie wir uns erscheinen, erhellt daraus, weil Auffassung (*apprehensio*) der Eindrücke des ersteren eine formale Bedingung der inneren Anschauung des Subjekts, nämlich die Zeit voraussetzt, welche kein Verstandesbegriff ist und also bloß als subjektive Bedingung gilt[a]), wie nach der Beschaffenheit der menschlichen Seele uns innere Empfindungen gegeben werden, also diese uns nicht, wie das Objekt an sich ist, zu erkennen gibt.

* * *

Diese Anmerkung gehört eigentlich nicht zur Anthropologie. In dieser sind nach Verstandesgesetzen vereinigte Erscheinungen Erfahrungen, und da wird nach der Vorstellungsart der Dinge, wie sie auch ohne ihr Verhältnis zu den Sinnen in Betrachtung zu ziehen (mithin an sich [143] selbst) | sind, gar nicht gefragt; denn diese Untersuchung gehört zur Metaphysik, welche es mit der Möglichkeit der Erkenntnis *a priori* zu tun hat. Aber es war doch nötig, so weit zurückzugehen, um auch nur die Verstöße des spekulativen Kopfs in Ansehung dieser Frage abzuhalten. Da übrigens die Kenntnis des Menschen durch innere

a) „gilt“ Zusatz der 2. Auflage.

Erfahrung, weil er darnach großenteils auch andere beurteilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit ist, als die richtige Beurteilung anderer, indem der Forscher seines Inneren leichtlich, statt bloß zu beobachten, manches in das Selbstbewußtsein hinein trägt, so ist es ratsam und sogar notwendig, von beobachteten Erscheinungen in sich selbst anzufangen und dann allererst zu Behauptung gewisser Sätze, die die Natur des Menschen angehen, d. i. zur inneren Erfahrung, fortzuschreiten.

Apologie für die Sinnlichkeit.

§ 8.

Dem Verstande bezeigt jedermann alle Achtung, wie auch die Benennung desselben als oberen Erkenntnisvermögens es schon anzeigt; wer ihn lobpreisen wollte, würde mit dem Spott jenes das Lob der Tugend erhebenden Redners (*stulte, quis unquam vituperavit!*) abgefertigt werden. Aber die Sinnlichkeit ist in üblem Ruf. Man sagt ihr viel Schlimmes nach: z. B. 1. daß sie die Vorstellungskraft verwirre; 2. daß sie das große Wort führe und als Herrscherin, da sie doch nur die Dienerin des Verstandes sein sollte, halsstarrig und schwer zu bändigen sei; 3. daß sie sogar betrüge und man in Ansehung ihrer nicht genug auf seiner Hut sein könne. — Anderseits fehlt es ihr aber auch nicht an Lobrednern, vornehmlich unter Dichtern und Leuten von Geschmack, welche die Versinnlichung der Verstandesbegriffe nicht allein als Verdienst hochpreisen, sondern auch gerade hierin und daß die Begriffe nicht so mit peinlicher Sorgfalt in ihre Bestandteile zerlegt werden müßten, das Prägnante (die Gedankenfülle) oder das Emphatische (den Nachdruck) der Sprache und das Einleuchtende (die Helligkeit im Bewußtsein) der Vorstellungen setzen, die Nacktheit des Verstandes aber geradezu für Dürftigkeit erklären*). Wir

*) Da hier nur vom Erkenntnisvermögen und also von Vorstellung[a]) (nicht dem Gefühl der Lust oder Unlust) die Rede

a) H: „Vorstellung der Gegenstände".

brauchen hier keinen Panegyristen, sondern nur einen Advokaten wider den Ankläger. |

[144] Das Passive in der Sinnlichkeit, was wir doch nicht ablegen können, ist eigentlich die Ursache alles des Übels, was man ihr nachsagt. Die innere Vollkommenheit des Menschen besteht darin: daß er den Gebrauch aller seiner Vermögen in seiner Gewalt habe, um ihn seiner freien Willkür zu unterwerfen. Dazu aber wird erfordert, daß der Verstand herrsche, ohne doch die Sinnlichkeit (die an sich Pöbel ist, weil sie nicht denkt) zu schwächen: weil ohne sie es keinen Stoff geben würde, der zum Gebrauch des gesetzgebenden Verstandes verarbeitet werden könnte.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Erste Anklage.

§ 9.

Die Sinne verwirren nicht. Dem, der ein gegebenes Mannigfaltige zwar aufgefaßt, aber noch nicht geordnet hat, kann man nicht nachsagen, daß er es verwirre. Die Wahrnehmungen der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewußtsein) können nur innere Erscheinungen heißen. Der Verstand, der hinzukommt und sie unter einer Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannigfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirisches Erkenntnis, d. i. Erfahrung. Es liegt also an dem seine Obliegenheit vernachlässigenden Verstande, wenn er keck urteilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheit derselben klagt, die der sinnlich gearteten Natur des Menschen zuschulden kommen müsse. Dieser Vorwurf trifft sowohl die ungegründete Klage über die Verwirrung der äußeren als der inneren Vorstellungen durch die Sinnlichkeit.

---

ist, so wird Empfindung nichts weiter als Sinnenvorstellung (empirische Anschauung) zum Unterschiede sowohl von Begriffen (dem Denken), als auch von der reinen Anschauung (des Raums und der Zeitvorstellung) bedeuten.

Die sinnlichen Vorstellungen kommen freilich denen des Verstandes zuvor und stellen sich in Masse dar. Aber desto reichhaltiger ist der Ertrag, wenn der Verstand mit seiner Anordnung und intellektuellen Form hinzukommt und z. B. prägnante Ausdrücke für den Begriff, emphatische für das Gefühl und interessante Vorstellungen für die Willensbestimmung ins Bewußtsein bringt. — Der Reichtum, den die Geistesprodukte in der Redekunst und Dichtkunst dem Verstande auf einmal (in | Masse) [145] darstellen, bringt diesen zwar oft in Verlegenheit wegen seines vernünftigen Gebrauchs, und der Verstand gerät oft[a]) in Verwirrung, wenn er sich alle Akte der Reflexion, die er hiebei wirklich, obzwar im Dunkelen anstellt, deutlich machen und auseinandersetzen soll. Aber die Sinnlichkeit ist hiebei in keiner Schuld, sondern es ist vielmehr Verdienst von ihr, dem Verstande reichhaltigen Stoff, wogegen die abstrakten Begriffe desselben oft nur schimmernde Armseligkeiten sind, dargeboten zu haben.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Zweite Anklage.

§ 10.

Die Sinne gebieten nicht über den Verstand. Sie bieten sich vielmehr nur dem Verstande an, um über ihren Dienst zu disponieren. Daß sie ihre Wichtigkeit nicht verkannt wissen wollen, die ihnen vornehmlich in dem zukommt, was man den gemeinen Menschensinn (*sensus communis*) nennt, kann ihnen nicht für Anmaßung über den Verstand herrschen zu wollen angerechnet werden. Zwar gibt es Urteile, die man eben nicht förmlich vor den Richterstuhl des Verstandes zieht, um von ihm abgeurteilt zu werden; die daher unmittelbar durch den Sinn diktiert zu sein scheinen. Dergleichen enthalten die sogenannten Sinnsprüche oder orakelmäßigen Anwandlungen (wie diejenigen, deren Ausspruch Sokrates seinem Genius zuschrieb). Es wird nämlich dabei vorausgesetzt[b]), daß

a) „in Verlegenheit — oft“ nur in H.
b) „Es wird dabei vorausgesetzt“ Zusatz der 2. Auflage.

das erste Urteil über das, was in einem vorkommenden Falle zu tun recht und weise ist, gemeiniglich auch das richtige sei und durch Nachgrübeln nur verkünstelt werde. Aber sie kommen in der Tat nicht aus den Sinnen, sondern aus wirklichen[a]), obzwar dunkelen Überlegungen des Verstandes. — Die Sinne machen darauf keinen Anspruch und sind wie das gemeine Volk, welches, wenn es nicht Pöbel ist (*ignobile vulgus*), seinem Obern, dem Verstande, sich zwar gern unterwirft, aber doch gehört werden will. Wenn aber gewisse Urteile und Einsichten als unmittelbar aus dem innern Sinn (nicht vermittelst des Verstandes) hervorgehend, sondern dieser als für sich gebietend und Empfindungen für Urteile geltend angenommen werden, so ist das bare Schwärmerei, welche mit der Sinnenverrückung in naher Verwandtschaft steht. |

[146] Rechtfertigung der Sinnlichkeit wider die Dritte Anklage.

§ 11.

Die Sinne betrügen nicht. Dieser Satz ist die Ablehnung des wichtigsten, aber auch genau erwogen nichtigsten Vorwurfs, den man den Sinnen macht; und dieses darum, nicht weil sie immer richtig urteilen, sondern weil sie gar nicht urteilen; weshalb der Irrtum immer nur dem Verstande zu Last fällt. — Doch gereicht diesem der Sinnenschein (*species, apparentia*), wenngleich nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung; wonach der Mensch öfters in den Fall kommt, das Subjektive seiner Vorstellungsart für das Objektive (den entfernten Turm, an dem er keine Ecken sieht, für rund, das Meer, dessen entfernter Teil ihm durch höhere Lichtstrahlen ins Auge fällt, für höher als das Ufer [*altum mare*], den Vollmond, den er in seinem Aufgange am Horizont durch eine dunstige Luft sieht, obzwar er ihn durch denselben Sehewinkel ins Auge faßt, für entfernter, also auch für größer, als wie er hoch am Himmel erscheint) und so Erscheinung für

a) „wirklichen" Zusatz der 2. Auflage.

Erfahrung zu halten; dadurch aber in Irrtum, als einen Fehler des Verstandes, nicht den der Sinne, zu geraten.

* * *

Ein Tadel, den die Logik der Sinnlichkeit entgegenwirft, ist der: daß man dem Erkenntnis, so wie es durch sie befördert wird, Seichtigkeit (Individualität, Einschränkung aufs Einzelne) vorwirft, dahingegen den Verstand, der aufs Allgemeine geht, eben darum aber zu Abstraktionen sich bequemen muß, der Vorwurf der Trockenheit trifft. Die ästhetische Behandlung, deren erste Forderung Popularität ist, schlägt aber einen Weg ein, auf dem beiden Fehlern ausgebeugt werden kann.

Vom Können in Ansehung des Erkenntnisvermögens überhaupt.

§ 12.

Der vorhergehende Paragraph, der vom Scheinvermögen handelte in dem, was kein Mensch kann, führt uns zur Erörterung der Begriffe vom Leichten und Schweren (*leve et grave*[a]), welche dem Buchstaben nach im Deutschen zwar nur körperliche Beschaffenheiten und Kräfte bedeuten, dann aber, wie[b]) im Lateinischen, nach einer gewissen Analogie das | Tunliche (*facile*) und Komparativ- [147] Untunliche (*difficile*) bedeuten sollen; denn das Kaum-Tunliche wird doch von einem Subjekt, das an dem Grade seines dazu erforderlichen Vermögens zweifelt, in gewissen Lagen und Verhältnissen desselben für subjektiv-untunlich gehalten.

Die Leichtigkeit etwas zu tun (*promptitudo*) muß mit der Fertigkeit in solchen Handlungen (*habitus*) nicht verwechselt werden. Die erstere bedeutet einen gewissen Grad des mechanischen Vermögens: „ich kann, wenn ich will," und bezeichnet subjektive Möglichkeit; die zweite die subjektiv-praktische Notwendigkeit, d. i. Gewohnheit, mithin einen gewissen Grad des Willens, der durch

---

a) Statt *grave* haben H und 1. Auflage: „*ponderosum*".
b) „wie" Zusatz der 2. Auflage.

den oft wiederholten Gebrauch seines Vermögens erworben wird: „ich will, weil es die Pflicht gebietet." Daher kann man die Tugend nicht so erklären: sie sei die Fertigkeit in freien rechtmäßigen Handlungen; denn da wäre sie bloß Mechanism der Kraftanwendung; sondern Tugend ist die moralische Stärke in Befolgung seiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkungsart hervorgehen soll.

Das Leichte wird dem Schweren, aber oft auch dem Lästigen entgegengesetzt. Leicht ist einem Subjekt dasjenige, wozu ein großer Überschuß seines Vermögens über die zu einer Tat erforderliche Kraftanwendung in ihm anzutreffen ist. Was ist leichter, als die Förmlichkeiten der Visiten, Gratulationen und Kondolenzen zu begehen? Was ist aber auch einem beschäftigten Mann beschwerlicher? Es sind freundschaftliche Vexationen (Plackereien), die ein jeder herzlich wünscht loszuwerden, indes er doch auch Bedenken trägt, wider den Gebrauch zu verstoßen.

Welche Vexationen gibt es nicht in äußeren, zur Religion gezählten, eigentlich aber zur kirchlichen Form gezogenen Gebräuchen: wo gerade darin, daß sie zu nichts nutzen, und in der bloßen Unterwerfung der Gläubigen, sich durch Zeremonien und Observanzen, Büßungen und Kasteiungen (je mehr desto besser) geduldig hudeln zu lassen, das Verdienstliche der Frömmigkeit gesetzt wird; indessen daß diese Frondienste zwar mechanisch leicht (weil keine lasterhafte Neigung dabei aufgeopfert werden darf), aber dem Vernünftigen moralisch sehr beschwerlich und lästig fallen müssen. — Wenn daher der große moralische Volkslehrer sagte: „Meine Gebote sind nicht schwer"[a], so wollte er dadurch nicht sagen, sie bedürften nur geringen Aufwand von Kräften[b], um sie zu erfüllen; denn in der Tat sind sie als solche, welche reine Herzensgesinnungen fordern, das schwerste unter allem, was ge-[148] boten werden mag; aber sie sind für | einen Vernünftigen doch unendlich leichter als Gebote einer geschäftigen

a) 1. Brief des Joh. 5, 3; vgl. auch *Religion innerhalb* (Phil. Bibl. Bd. 45) S. 210 Anm.

b) H und 1. Auflage: „wenig Kräfteaufwand".

Nichtstuerei (*gratis anhelare, multa agendo nihil agere*)[a]), dergleichen die waren, welche das Judentum begründete; denn das Mechanisch-Leichte fühlt der vernünftige Mann zentnerschwer, wenn er sieht, daß die darauf verwandte Mühe doch zu nichts nützt.

Etwas Schweres leicht zu machen, ist Verdienst; es als leicht vorzumalen, ob man gleich es selbst zu leisten nicht vermag, ist Betrug. Das, was leicht ist, zu tun, ist verdienstlos. Methoden und Maschinen und unter diesen die Verteilung der Arbeiten unter verschiedene Künstler (fabrikenmäßige Arbeit) machen vieles leicht, was mit eigenen Händen ohne andere Werkzeuge zu tun schwer sein würde.

Schwierigkeiten zu zeigen, ehe man die Vorschrift zur Unternehmung gibt (wie z. B. in Nachforschungen der Metaphysik), mag zwar abschrecken, aber das ist doch besser, als sie zu verhehlen. Der alles, was er sich vornimmt, für leicht hält, ist leichtsinnig. Dem alles, was er tut, leicht läßt, ist gewandt; so wie der, dessen Tun Mühe verrät, schwerfällig. — Die gesellige Unterhaltung (Konversation) ist ein bloßes Spiel, worin alles leicht sein und leicht lassen muß. Daher die Zeremonie (das Steife) in derselben, z. B. das feierliche Abschiednehmen nach einem Gelage, als altväterisch abgeschafft ist.

Die Gemütsstimmung der Menschen bei Unternehmung eines Geschäfts ist nach Verschiedenheit der Temperamente verschieden. Einige fangen von Schwierigkeiten und Besorgnissen an (Melancholische), bei anderen ist die Hoffnung und vermeinte Leichtigkeit der Ausführung das erste, was ihnen in die Gedanken kommt (Sanguinische).

Was ist aber von dem ruhmredigen Ausspruche der Kraftmänner, der nicht auf bloßem Temperament gegründet ist, zu halten: „Was der Mensch will, das kann er"? Er ist nichts weiter als eine hochtönende Tautologie: was er nämlich auf den Geheiß seiner moralisch-gebietenden Vernunft will, das soll er, folglich kann er es auch tun (denn das Unmögliche wird ihm die Vernunft nicht ge-

---

a) d. i. = für nichts keuchen, mit vielem Tun doch nichts tun.

bieten). Es gab aber vor einigen Jahren solche Gecken, die das auch im physischen Sinn von sich priesen und sich so als Weltbestürmer ankündigten[a]), deren Rasse aber vorlängst ausgegangen ist.

Endlich macht das Gewohntwerden (*consuetudo*[b])), da nämlich Empfindungen von eben derselben Art durch ihre lange Dauer ohne Abwechslung die Aufmerksamkeit [149] von den Sinnen abziehen, und man sich | ihrer kaum mehr bewußt ist, zwar die Ertragung der Übel leicht (die man alsdann fälschlich mit dem Namen einer Tugend, nämlich der Geduld, beehrt), aber auch das Bewußtsein und die Erinnerung des empfangenen Guten schwerer, welches dann gemeiniglich zum Undank (einer wirklichen Untugend) führt.

Aber die Angewohnheit (*assuetudo*[c])) ist eine physische innere Nötigung, nach derselben Weise ferner zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt selbst den guten Handlungen eben dadurch ihren moralischen Wert, weil sie der Freiheit des Gemüts Abbruch tut und überdem zu gedankenlosen Wiederholungen ebendesselben Akts[d]) (Monotonie) führt und dadurch lächerlich wird. — Angewöhnte Flickwörter (Phrasen zu bloßer Ausfüllung der Leere an Gedanken) machen den Zuhörer unaufhörlich besorgt, das Sprüchelchen wiederum hören zu müssen, und den Redner zur Sprachmaschine. Die Ursache der Erregung des Ekels, den die Angewohnheit eines anderen in uns erregt, ist, weil das Tier hier gar zu sehr aus dem Menschen hervorspringt, das instinktmäßig nach der Regel der Angewöhnung gleich als eine andere (nichtmenschliche) Natur geleitet wird und so Gefahr läuft, mit dem Vieh in eine und dieselbe Klasse zu geraten. — Doch können gewisse Angewöhnungen absichtlich geschehen und eingeräumt werden, wenn nämlich die Natur der freien Willkür ihre Hilfe versagt, z. B. im Alter sich an die Zeit des Essens und Trinkens, die Qualität und

a) 1. Aufl.: „als Weltbestürmer von sich priesen".
b) 1. Aufl.: *„assuefactio"*.
c) 1. Aufl.: *„assuefactis"*.
d) „Akts" Zusatz der 2. Auflage.

Quantität desselben, oder auch des Schlafs zu gewöhnen und so allmählich mechanisch zu werden; aber das gilt nur als Ausnahme und im Notfall. In der Regel ist alle Angewohnheit verwerflich.

Von dem künstlichen Spiel mit dem Sinnenschein.

§ 13.

Das Blendwerk, welches durch Sinnenvorstellungen dem Verstande gemacht wird (*praestigiae*), kann natürlich oder auch künstlich sein und ist entweder Täuschung (*illusio*), oder Betrug (*fraus*). — Dasjenige Blendwerk, wodurch man genötigt wird, etwas auf das Zeugnis der Augen[a]) für wirklich zu halten, ob es zwar von eben demselben Subjekt durch seinen Verstand für unmöglich erklärt wird, heißt Augenverblendnis (*praestigiae*[b])).

Illusion ist dasjenige Blendwerk, welches bleibt, ob man gleich weiß, daß der vermeinte Gegenstand nicht wirklich ist. — Dieses Spiel | des Gemüts mit dem Sinnen- [150] schein ist sehr angenehm und unterhaltend, wie z. B. die perspektivische Zeichnung des Inneren eines Tempels[c]) oder, wie Raphael Mengs von dem Gemälde der Schule der Peripatetiker (mich deucht, von *Correggio*[d])) sagt: „daß, wenn man sie lange ansieht, sie zu gehen scheinen"; oder wie eine im Stadthaus von Amsterdam gemalte Treppe mit halbgeöffneter Tür jeden verleitet, sie[e]) hinaufzusteigen, und dergleichen.

Betrug aber der Sinne ist: wenn, sobald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Dergleichen sind die Taschenspielerkünste von allerlei Art. — Kleidung, deren Farbe zum Gesicht vorteilhaft absticht, ist Illusion; Schminke aber

---

a) 1. Aufl.: „seiner Sinne", H: „der Sinne".

b) H und 1. Auflage: *„fascinatio"*.

c) H: „Tempels [auf einem] [als ein Wandgemälde]".

d) Mit dem Gemälde kann doch wohl nur die sogenannte „Schule von Athen", von Rafael (nicht *Correggio!*) gemeint sein. Die von Kant angezogene Stelle hat Külpe (vgl. Akad. Ausgabe VII, S. 357) in den Schriften von R. Mengs nicht aufzufinden vermocht.

e) Im Druck: „an ihr".

Betrug. Durch die erstere wird man verleitet, durch die zweite geäfft. — Daher kommt es auch, daß man mit Farben nach der Natur bemalte Statuen menschlicher oder tierischer Gestalten nicht leiden mag: indem man jeden[a] Augenblick betrogen wird, sie für lebend zu halten, so oft sie unversehens zu Gesichte kommen.

Bezauberung (*fascinatio*) in einem sonst gesunden Gemütszustande ist ein Blendwerk der Sinne, von dem man sagt, daß es nicht mit natürlichen Dingen zugehe: weil das Urteil, daß ein Gegenstand (oder eine Beschaffenheit desselben) sei, bei darauf verwandter Attention mit dem Urteil, daß er nicht (oder anders gestaltet) sei, unwiderstehlich wechselt, — der Sinn also sich selbst zu widersprechen scheint; wie ein Vogel, der gegen den Spiegel, in dem er sich selbst sieht, flattert und ihn bald für einen wirklichen Vogel, bald nicht dafür hält. Dieses Spiel mit Menschen, daß sie ihren eigenen Sinnen nicht trauen, findet vornehmlich bei solchen statt, die durch Leidenschaft stark angegriffen[b] werden. Dem Verliebten, der (nach Helvetius[c]) seine Geliebte in den Armen eines anderen sah, konnte diese, die es ihm schlechthin ableugnete, sagen: „Treuloser, du liebst mich nicht mehr, du glaubst mehr, was du siehst, als was ich dir sage." — Gröber, wenigstens schädlicher war der Betrug, den die Bauchredner, die Gaßnere, die Mesmerianer[d] u. dgl. vermeinte Schwarzkünstler verübten. Man nannte vor alters die armen, unwissenden Weiber, die so etwas Übernatürliches tun zu können vermeinten, Hexen, und noch in diesem Jahrhundert war der Glaube daran nicht völlig aus-

---

a) H.: „einen".

b) Druck: „angezogen".

c) Helvetius, *De l'esprit I, cap. 2.*

d) Joh. Joseph Gaßner (1727—1779), katholischer Pfarrer in der Ostschweiz, berühmt als Teufelsaustreiber auch in Süddeutschland, bis ein kaiserlicher Befehl dem Unwesen ein Ende machte. — Fr. Mesmer (1733—1815), anfangs ebenfalls katholischer Theologe, machte sich bekannt als Erfinder des sogenannten tierischen Magnetismus (1775), der durch ihn 1778—84 in Paris zur Modesache wurde und zahlreiche Anhänger, selbst unter den Ärzten, fand. Er wird u. a. bei Wieland oft erwähnt.

gerottet*). Es scheint, das Gefühl der Verwunderung über | [151] etwas Unerhörtes habe an sich selbst viel Anlockendes für den Schwachen: nicht bloß, weil ihm auf einmal neue Aussichten eröffnet werden, sondern weil er dadurch von dem ihm lästigen Gebrauch der Vernunft losgesprochen zu sein, dagegen andere in der Unwissenheit sich gleich zu machen verleitet wird.

Von dem erlaubten moralischen Schein.

§ 14.

Die Menschen sind insgesamt, je zivilisierter, desto mehr Schauspieler; sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor anderen, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend jemand dadurch zu betrügen, weil ein jeder andere, daß es hiemit eben nicht herzlich gemeint sei, dabei einverständigt ist, und es ist auch sehr gut, daß es so in der Welt zugeht. Denn dadurch, daß Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur gekünstelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt und gehen in

---

*) Ein protestantischer Geistlicher in Schottland sagte noch in diesem Jahrhundert in dem Verhör über einen solchen Fall als Zeuge zum Richter: „Mein Herr, ich versichere Euch auf meine priesterliche Ehre, daß dieses Weib eine Hexe ist"; worauf der letztere erwiderte: „Und ich versichere Euch auf meine richterliche Ehre, daß Ihr kein Hexenmeister seid." Das jetzt deutsch gewordene Wort Hexe kommt von den Anfangsworten der Meßformel bei Einweihung der Hostie her, welche der Gläubige mit leiblichen Augen als eine kleine Scheibe Brot sieht, nach Aussprechung derselben aber mit geistigen Augen als den Leib eines Menschen zu sehen verbunden wird. Denn die Wörter *hoc est* haben zuerst das Wort[a]) *corpus* hinzugetan, wo *hoc est corpus* sprechen in *hocuspocus* machen verändert wurde, vermutlich aus frommer Scheu, den rechten Namen zu nennen und zu profanieren; wie es Abergläubische bei unnatürlichen Gegenständen zu tun pflegen, um sich daran nicht zu vergreifen.

---

a) H: „zuerst das *hocsten*, woraus nachher hexen als der Anfang der Zauberformel geworden ist, veranlaßt, dann aber auch das Wort" usw. Kants Etymologie gilt heute als irrig.

die Gesinnung über. — Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigungen[a]), zu betrügen, ist wiederum Rückkehr zum Gehorsam unter das Gesetz der Tugend und nicht Betrug, sondern schuldlose[b]) Täuschung unserer selbst.

So ist die Anekelung seiner eigenen Existenz aus der Leerheit des Gemüts an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt, der langen Weile[c]), wobei man doch zugleich ein Gewicht der Trägheit fühlt, d. i. des Überdrusses an aller Beschäftigung, die Arbeit[d]) heißen und jenen Ekel vertreiben könnte, weil sie mit Beschwerden verbunden ist, ein höchst widriges Gefühl, dessen[e]) Ursache keine andere ist als die natürliche Neigung zur Gemächlichkeit (einer Ruhe, vor der keine Ermüdung vorhergeht). — Diese Neigung ist aber betrügerisch, selbst [152] in Ansehung der Zwecke, welche | die Vernunft dem Menschen zum Gesetz macht, um mit sich selbst zufrieden zu sein, wenn er gar nichts tut (zwecklos vegetiert), weil er da doch nichts Böses tut. Sie also wieder zu betrügen (welches durch das Spiel mit schönen Künsten, am meisten aber durch gesellige Unterhaltung geschehen kann), heißt die Zeit vertreiben (*tempus fallere*); wo der Ausdruck schon die Absicht andeutet, nämlich die Neigung zur geschäftlosen Ruhe selbst zu betrügen, wenn durch schöne Künste das Gemüt spielend unterhalten, ja auch nur durch ein bloßes, an sich zweckloses Spiel in einem friedlichen Kampfe wenigstens Kultur des Gemüts bewirkt wird; widrigenfalls es heißen würde, die Zeit töten. — — Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet; man muß sie überlisten und, wie Swift sagt[f]), dem Walfisch eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, sich gerne täuschen zu lassen,

---

a) Druck: „Neigung“.
b) H: „rühmliche“.
c) H und 1. Auflage: „die lange Weile“.
d) H: „die [einen Zweck hat und] Arbeit“.
e) H: „Gefühl seiner eigenen Nichtswürdigkeit, deren“.
f) Jonathan Swift (1667—1745) in seinem ‚Märchen von der Tonne‘.

dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Der gute, ehrbare Anstand ist ein äußerer Schein, der anderen Achtung einflößt (sich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit schlecht zufrieden sein, wenn das männliche Geschlecht ihren Reizen nicht zu huldigen schiene. Aber Sittsamkeit (*pudicitia*), ein Selbstzwang, der die Leidenschaft versteckt, ist doch als Illusion sehr heilsam, um zwischen einem und dem anderen Geschlecht den Abstand zu bewirken, der nötig ist, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des Genusses des anderen abzuwürdigen. — Überhaupt ist alles, was man Wohlanständigkeit (*decorum*) nennt, von derselben Art, nämlich nichts als schöner Schein.

Höflichkeit (Politesse) ist ein Schein der Herablassung, der Liebe einflößt. Die Verbeugungen (Komplimente) und die ganze höfische Galanterie samt den heißesten Freundschaftsversicherungen mit Worten sind zwar nicht eben immer Wahrheit (Meine lieben Freunde: es gibt keinen Freund! *Aristoteles*[a)]), aber sie betrügen darum doch auch nicht, weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll, und dann vornehmlich darum, weil diese anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Gesinnungen dieser Art hinleiten.

Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze; ein Kind ist der, welcher sie für echtes Gold nimmt. — Es ist doch aber besser, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel im Umlauf zu haben[b)], und endlich kann es doch, wenngleich mit ansehnlichem Verlust, in bares[c)] Gold umgesetzt | werden. Sie für lauter Spielmarken, [153]

---

a) In der ‚Eudemischen Ethik‘ VII c. 12: *οὐδεὶς φίλος, ᾧ πολλοὶ φίλοι.* Genauer stimmt mit Kants Zitat die Stelle des Diog. Laertius V 1, 21: *ὦ φίλοι, οὐδεὶς φίλος* [Külpe]. Dasselbe Zitat bringt Kants *Metaphysik der Sitten* (ed. K. Vorländer, Phil. Bibl. 42) S. 331.

b) Die Handschrift fährt hier mit den später durchstrichenen Worten fort: „[oder mit bloßem gestempelten Papier, das gar keinen inneren Gehalt hat]“.

c) H: „wahres“.

die gar keinen Wert haben, auszugeben, mit dem sarkastischen Swift[a]) zu sagen: „Die Ehrlichkeit ist ein Paar Schuhe, die im Kote ausgetreten worden“ usw. oder mit dem Prediger Hofstede in seinem Angriff auf Marmontels Belisar selbst einen Sokrates zu verleumden[b]), um ja zu verhindern, daß irgend jemand an die Tugend glaube, ist ein an der Menschheit verübter Hochverrat. Selbst der Schein des Guten an anderen muß uns wert sein: weil aus diesem Spiel mit Verstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen[c]), endlich wohl Ernst werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns selbst muß ohne Verschonen weggewischt und der Schleier, womit die Eigenliebe unsere moralischen Gebrechen verdeckt, abgerissen werden: weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Tilgung seiner Schuld oder gar in Wegwerfung desselben die Überredung, nichts schuldig zu sein, sich vorspiegelt, z. B. wenn die Bereuung der Übeltaten am Ende des Lebens für wirkliche Besserung, oder vorsätzliche Übertretung[d]) als menschliche Schwachheit[d]) vorgemalt wird.

§ 15.

Von den fünf Sinnen.

Die Sinnlichkeit im Erkenntnisvermögen (das Vermögen der Vorstellungen in der Anschauung) enthält zwei Stücke: den Sinn und die Einbildungskraft. — Das erstere ist das Vermögen der Anschauung in der Gegenwart des Gegenstandes, das zweite auch ohne die Gegenwart desselben. — Die Sinne aber werden wiederum in

---

a) Im ‚Märchen von der Tonne‘, S. 86.

b) Der orthodox-reformierte Theologieprofessor Hofstede zu Rotterdam in seiner Schrift: ‚Des Herrn Marmontels herausgegebener Belisar beurteilt‘ (Lpz. 1769), cap. 23: ‚Der griechische Weltweise Sokrates entlarvt‘, die eine lebhafte Polemik hervorrief. Vgl. die Schrift von Kants späterem Gegner, Professor Eberhard (Halle): Neue Apologie des Sokrates, Berlin 1772 u. ö. [Külpe].

c) H: „welche Achtung verdienen“.

d) H: „Übertretungen — Schwachheiten“.

die äußeren und den inneren Sinn (*sensus internus*) eingeteilt; der erstere ist der, wo der menschliche Körper durch körperliche Dinge, der zweite, wo er durchs Gemüt affiziert wird; wobei zu merken ist, daß der letztere als bloßes Wahrnehmungsvermögen (der empirischen Anschauung) vom Gefühl der Lust und Unlust, d. i. der Empfänglichkeit des Subjekts, durch gewisse Vorstellungen zur Erhaltung oder Abwehrung des Zustandes dieser Vorstellungen bestimmt zu werden, verschieden gedacht wird, den man den inwendigen Sinn (*sensus interior*) nennen könnte. — Eine Vorstellung durch den Sinn, deren man sich als einer solchen bewußt ist, heißt besonders Sensation, wenn die Empfindung zugleich Aufmerksamkeit auf den Zustand des Subjekts erregt.

§ 16.

Man kann zuerst die Sinne der Körperempfindung in den der | Vitalempfindung (*sensus vagus*) und die der [154] Organempfindung (*sensus fixus*) und, da sie insgesamt nur da, wo Nerven sind, angetroffen werden, in diejenigen einteilen, welche das ganze System der Nerven, oder nur den zu einem gewissen Gliede des Körpers gehörenden Nerven affizieren. — Die Empfindung der Wärme und Kälte, selbst die, welche durchs Gemüt erregt wird (z. B. durch schnell wachsende Hoffnung oder Furcht), gehört zum Vitalsinn. Der Schauer, der den Menschen selbst bei der Vorstellung des Erhabenen überläuft, und das Gräuseln, womit Ammenmärchen in später Abendzeit die Kinder zu Bette jagen, sind von der letzteren Art; sie durchdringen den Körper, so weit als in ihm Leben ist.

Der Organsinne aber können füglich nicht mehr oder weniger als fünf aufgezählt werden, sofern sie sich auf äußere Empfindung beziehen.

Drei derselben aber sind mehr objektiv als subjektiv, d. i. sie tragen als empirische Anschauung mehr zur Erkenntnis des äußeren Gegenstandes bei, als sie das Bewußtsein des affizierten Organs rege machen; — zwei aber sind mehr subjektiv als objektiv; d. i. die Vorstellung

durch dieselbe ist mehr die des Genusses, als der Erkenntnis des äußeren Gegenstandes; daher über die erstere man sich mit anderen leicht einverständigen kann, in Ansehung der letzteren aber bei einerlei äußerer empirischer Anschauung und Benennung des Gegenstandes die Art, wie das Subjekt sich von ihm affiziert fühlt, ganz verschieden sein kann.

Die Sinne von der ersteren Klasse sind 1. der der Betastung (*tactus*), 2. des Gesichts (*visus*), 3. des Gehörs (*auditus*). — Von der zweiten a) des Geschmacks (*gustus*), b) des Geruchs (*olfactus*); insgesamt lauter Sinne der Organempfindung, gleichsam so vieler äußerer, von der Natur für das Tier zum Unterscheiden der Gegenstände zubereiteten Eingänge.

Vom Sinne der Betastung.

§ 17.

Der Sinn der Betastung liegt in den Fingerspitzen und den Nervenwärzchen (*papillae*) derselben, um durch die Berührung der Oberfläche eines festen Körpers die Gestalt desselben zu erkundigen. — Die Natur scheint allein dem Menschen dieses Organ angewiesen zu haben, damit er durch Betastung von allen Seiten sich einen Begriff von der Gestalt eines Körpers machen könne; denn die Fühl- [155] hörner der Insekten | scheinen nur die Gegenwart desselben, nicht die Erkundigung der Gestalt zur Absicht zu haben. — Dieser Sinn ist auch der einzige von unmittelbarer äußerer[a]) Wahrnehmung; eben darum auch der wichtigste und am sichersten belehrende, dennoch aber der gröbste: weil die Materie fest sein muß, von deren Oberfläche der Gestalt nach[b]) wir durch Berührung belehrt werden sollen. (Von der Vitalempfindung, ob die Oberfläche sanft oder unsanft, viel weniger noch, ob sie warm oder kalt anzufühlen sei, ist hier nicht die Rede.) — Ohne diesen Organsinn würden wir uns von einer körperlichen

---

a) H und 1. Auflage: „der unmittelbaren äußeren".
b) „der Gestalt nach" fehlt in der H.

Gestalt gar keinen Begriff machen können, auf deren Wahrnehmung also die beiden anderen Sinne der ersteren Klasse[a]) ursprünglich bezogen werden müssen, um Erfahrungskenntnis zu verschaffen.

Vom Gehör.

§ 18.

Der Sinn des Gehörs ist einer der Sinne von bloß mittelbarer Wahrnehmung[b]). — Durch die Luft, die uns umgibt, und vermittelst derselben wird ein entfernter Gegenstand in großem Umfange erkannt, und durch eben[c]) dieses Mittel, welches durch das Stimmorgan, den Mund, in Bewegung gesetzt wird[d]), können sich Menschen am leichtesten und vollständigsten mit anderen in Gemeinschaft der Gedanken und Empfindungen bringen, vornehmlich wenn die Laute, die jeder den anderen hören läßt, artikuliert sind und in ihrer gesetzlichen Verbindung durch den Verstand eine Sprache ausmachen. — Die Gestalt des Gegenstandes wird durchs Gehör nicht gegeben, und die Sprachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorstellung desselben, sind aber eben darum, und weil sie an sich nichts, wenigstens keine Objekte, sondern allenfalls nur innere Gefühle bedeuten, die geschicktesten Mittel der Bezeichnung der Begriffe, und Taubgeborene, die eben darum auch stumm (ohne Sprache) bleiben müssen, können nie zu etwas mehrerem als einem Analogon der Vernunft gelangen.

Was aber den Vitalsinn betrifft, so wird dieser durch Musik, als ein regelmäßiges Spiel von Empfindungen des Gehörs, unbeschreiblich lebhaft und mannigfaltig nicht bloß bewegt, sondern auch gestärkt, welche also gleichsam eine Sprache bloßer Empfindungen (ohne alle Begriffe) ist. Die Laute sind hier Töne und dasjenige fürs Gehör, was die

---

a) „Sinne der ersteren Klasse“ Zusatz der 2. Auflage.
b) H und 1. Auflage: „einer von den bloß mittelbaren Wahrnehmungen“.
c) „eben“ Zusatz der 2. Auflage.
d) H und zum Teil 1. Auflage: „dessen Gebrauch durch den Mund geschieht“.

Farben fürs Gesicht sind; eine Mitteilung der Gefühle in die Ferne in einem Raume umher an alle, die sich darin befinden, und ein gesellschaftlicher Genuß, der dadurch nicht vermindert wird, daß viele an ihm teilnehmen. |

[156] Von dem Sinn des Sehens.

§ 19.

Auch das Gesicht ist ein Sinn der mittelbaren Empfindung durch eine nur für ein gewisses Organ (die Augen) empfindbare bewegte Materie, durch Licht, welches nicht wie der Schall bloß eine wellenartige Bewegung eines flüssigen Elements[a]) ist, die sich im Raume umher nach allen Seiten verbreitet, sondern eine Ausströmung, durch welche ein Punkt für das Objekt im Raume bestimmt wird[b]), und vermittelst dessen uns das Weltgebäude in einem so unermeßlichen Umfange bekannt wird, daß, vornehmlich bei selbstleuchtenden Himmelskörpern, wenn wir ihre Entfernung mit unseren Maßstäben hier auf Erden vergleichen, wir über der Zahlenreihe ermüden und dabei fast mehr Ursache haben, über die zarte Empfindsamkeit dieses Organs in Ansehung der Wahrnehmung so geschwächter Eindrücke zu erstaunen, als über die Größe des Gegenstandes (des Weltgebäudes), vornehmlich wenn man die Welt im kleinen, so wie sie uns vermittelst der Mikroskopien vor Augen gestellt wird, z. B. bei den Infusionstierchen, dazu nimmt. — Der Sinn des Gesichts ist, wenngleich nicht unentbehrlicher als der des Gehörs, doch der edelste: weil er sich unter allen am meisten von dem der Betastung, als der eingeschränktesten Bedingung der Wahrnehmungen, entfernt und[c]) nicht allein die größte Sphäre derselben im Raume enthält, sondern auch sein Organ am wenigsten affiziert fühlt (weil es sonst nicht bloßes Sehen

---

a) 1. Auflage: „Bewegung des unendlich gröberen Flüssigen (der Luft)".

b) „ein Punkt — wird" fehlt in H.

c) H: „und [so damit unendlich mehr Stoff zum Denken hergibt]".

sein würde), hiemit also einer reinen Anschauung (der unmittelbaren Vorstellung des gegebenen Objekts ohne beigemischte merkliche Empfindung) näher kommt.

* * *

Diese drei äußeren Sinne leiten durch Reflexion das Subjekt zum Erkenntnis des Gegenstandes als eines Dinges außer uns. — Wenn aber die Empfindung so stark wird, daß das Bewußtsein der Bewegung des Organs stärker wird als das der Beziehung auf ein äußeres Objekt, so werden äußere Vorstellungen in innere verwandelt. — Das Glatte oder Rauhe im Anfühlbaren bemerken, ist ganz was anderes, als die Figur des äußeren Körpers dadurch erkundigen. Ebenso: wenn das Sprechen anderer so stark ist, daß einem, wie man sagt, die Ohren davon wehtun, oder wenn jemand, welcher aus einem dunkeln Gemach in den hellen Sonnenschein tritt, mit den Augen blinzelt, so wird der letzte durch zu | starke oder plötzliche Er- [157] leuchtung auf einige Augenblicke blind, der erste durch kreischende Stimme taub, d. i. beide können vor der Heftigkeit der Sinnesempfindung nicht zum Begriff vom Objekt kommen, sondern ihre Aufmerksamkeit ist bloß an die subjektive Vorstellung, nämlich die Veränderung des Organs, geheftet.

Von den Sinnen des Geschmacks und des Riechens.

§ 20.

Die Sinne des Geschmacks und des Geruchs sind beide mehr subjektiv als objektiv; der erstere in der Berührung des Organs der Zunge, des Schlundes und der Gaumen durch den äußeren Gegenstand, der zweite durch[a]) Einziehung der mit der Luft vermischten fremden Ausdünstungen, wobei der Körper, der sie ausströmt, selbst vom Organ entfernt sein kann[b]). Beide sind einander nahe

a) 1. Aufl.: „der zweite (des Riechens) auch in der Entfernung zu empfinden, durch“.
b) „wobei — kann“ Zusatz der 2. Auflage

verwandt, und wem der Geruch mangelt, der hat jederzeit nur einen stumpfen Geschmack[a]). — Man kann sagen, daß beide durch Salze (fixe und flüchtige), deren die eine durch die Flüssigkeit im Munde, die andere durch die Luft aufgelöst sein müssen, affiziert werden, welche in das Organ eindringen müssen, um diesem ihre spezifische Empfindung zukommen zu lassen.

Allgemeine Anmerkung über die äußeren Sinne.

§ 21.

Man kann die Empfindungen der äußeren Sinne in die des mechanischen und des chemischen Einflusses einteilen. Zu den mechanisch einfließenden gehören die drei obersten, zu denen von chemischem Einfluß die zwei niederen Sinne. Jene sind Sinne der Wahrnehmung (oberflächlich), diese des Genusses (innigste Einnehmung). — Daher kommt es, daß der Ekel, ein Anreiz, sich des Genossenen durch den kürzesten Weg des Speisekanals zu entledigen (sich zu erbrechen), als eine so starke Vitalempfindung den Menschen beigegeben worden, weil jene innigliche Einnehmung dem Tier gefährlich werden kann.

Weil es aber auch einen Geistesgenuß gibt, der in der Mitteilung der Gedanken besteht, das Gemüt aber diesen, wenn er uns aufgedrungen wird und doch als Geistesnahrung für uns nicht gedeihlich ist, widerlich findet[b]) (wie z. B. die Wiederholung immer einerlei witzig oder lustig sein sollender Einfälle uns selbst durch diese Einerleiheit ungedeihlich werden kann), so wird der Instinkt [158] der Natur, seiner loszuwerden, | der Analogie wegen gleichfalls Ekel genannt, ob er gleich[c]) zum inneren Sinn gehört.

Geruch ist gleichsam ein Geschmack in der Ferne, und andere werden gezwungen, mit zu genießen, sie mögen

---

a) Hinter „Geschmack" ist in H durchstrichen: „[Keiner von beiden Sinnesarten führt für sich allein zum Erkenntnis des Gegenstandes, wenn man nicht einen anderen Sinn zu Hilfe ruft, z. B.]".

b) „widerlich findet" Zusatz der 2. Auflage.

c) H: „gleich nur".

wollen oder nicht, und darum ist er als der Freiheit zuwider weniger gesellig als der Geschmack, wo unter vielen Schüsseln oder Bouteillen der Gast eine nach seiner Behaglichkeit wählen kann, ohne daß andere genötigt werden, davon mit zu genießen. — Schmutz scheint nicht sowohl durch das Widrige fürs Auge und die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermutenden Gestank Ekel zu erwecken. Denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) ist noch inniglicher, als die durch die einsaugenden Gefäße des Mundes oder des Schlundes.

Je stärker die Sinne bei eben demselben Grade des auf sie geschehenen Einflusses sich affiziert fühlen, desto weniger lehren sie. Umgekehrt: wenn sie viel lehren sollen, müssen sie mäßig affizieren. Im stärksten Licht sieht (unterscheidet) man nichts, und eine stentorisch angestrengte Stimme betäubt (unterdrückt das Denken).

Je empfänglicher der Vitalsinn für Eindrücke ist (je zärtlicher und empfindlicher), desto unglücklicher ist der Mensch; je empfänglicher für den Organsinn (empfindsamer), dagegen abgehärteter für den Vitalsinn der Mensch ist[a]), desto glücklicher ist er; — ich sage glücklicher, nicht eben moralisch-besser; — denn er hat das Gefühl seines Wohlseins mehr in seiner Gewalt. Die Empfindungsfähigkeit aus Stärke (*sensibilitas sthenica*) kann man zarte Empfindsamkeit, die aus Schwäche des Subjekts, dem Eindringen der Sinneneinflüsse ins Bewußtsein nicht hinreichend widerstehen zu können, d. i. wider Willen darauf zu attendieren, zärtliche[b]) Empfindlichkeit (*sensibilitas asthenica*) nennen.

Fragen.

§ 22.

Welcher Organsinn ist der undankbarste und scheint auch der entbehrlichste zu sein? Der des Geruchs. Es belohnt nicht, ihn zu kultivieren oder wohl gar zu ver-

---

a) „dagegen — ist" Zusatz der 2. Auflage.
b) H: „zarte".

feinern, um zu genießen[a]); denn es gibt mehr Gegenstände des Ekels (vornehmlich in volkreichern Örtern), als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann, und der Genuß durch diesen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend sein, wenn er vergnügen soll. — Aber als negative Bedingung des Wohlseins, um nicht schädliche | Luft [159] (den Ofendunst, den Gestank der Moräste und Äser[b])) einzuatmen, oder auch faulende Sachen zur Nahrung zu brauchen, ist dieser Sinn nicht unwichtig. — Eben dieselbe Wichtigkeit hat auch der zweite Genußsinn, nämlich der Sinn des Geschmacks, aber mit dem ihm eigentümlichen Vorzuge, daß dieser die Geselligkeit im Genießen befördert, was der vorige nicht tut, überdem auch daß er schon bei der Pforte des Eingangs der Speisen in den Darmkanal die Gedeihlichkeit derselben zum voraus beurteilt; denn diese ist mit der Annehmlichkeit in diesem Genusse, als einer ziemlich sicheren Vorhersagung der letzteren, wohl verbunden, wenn Üppigkeit und Schwelgerei den Sinn nur nicht verkünstelt hat. — Worauf der Appetit bei Kranken fällt, das pflegt ihnen auch gemeiniglich gleich einer Arznei gedeihlich zu sein. — Der Geruch der Speisen ist gleichsam ein Vorgeschmack[c]), und der Hungrige wird durch den Geruch von beliebten Speisen zum Genusse eingeladen, so wie der Satte dadurch abgewiesen wird.

Gibt es ein Vikariat der Sinne, d. i. einen Gebrauch des einen Sinnes, um die Stelle eines anderen zu vertreten? Dem Tauben kann man, wenn er nur sonst hat hören können, durch die Gebärdung, also durch die Augen desselben, die gewohnte Sprache ablocken; wozu auch die Beobachtung der Bewegung seiner Lippen gehört, ja durch das Gefühl der Betastung bewegter Lippen im Finstern kann eben dasselbe geschehen. Ist er aber taub geboren, so muß der Sinn des Sehens aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bei seiner Belehrung ab-

---

a) „um zu genießen“ fehlt in H.

b) H und 1. Auflage: „die der Moräste und Anger verfaulter Tiere“.

c) H und 1. Auflagen: „Geruch ist gleichsam ein Geschmack in der Ferne“.

gelockt hat, in ein Fühlen der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln desselben verwandeln; wiewohl er dadurch nie zu wirklichen Begriffen kommt, weil die Zeichen, deren er dazu bedarf, keiner Allgemeinheit fähig sind. — Der Mangel eines musikalischen Gehörs, obgleich das bloß physische unverletzt ist, da das Gehör zwar Laute, aber nicht Töne vernehmen, der Mensch also zwar sprechen, aber nicht singen kann, ist eine schwer zu erklärende Verkrüppelung; so wie es Leute gibt, die sehr gut sehen, aber keine Farben unterscheiden können, und denen alle Gegenstände wie im Kupferstich erscheinen.

Welcher Mangel oder Verlust eines Sinnes ist wichtiger, der des Gehörs oder des Gesichts? — Der erstere ist, wenn er angeboren wäre, unter allen am wenigsten ersetzlich; ist er aber nur später, nachdem der Gebrauch der Augen, es sei zur Beobachtung des Gebärdenspiels oder noch mittelbarer durch Lesung einer Schrift schon kultiviert worden, erfolgt: | so kann ein solcher Verlust, vor- [160] nehmlich bei einem Wohlhabenden, noch wohl notdürftig durchs Gesicht ersetzt werden. Aber ein im Alter Taubgewordener vermißt dieses Mittel des Umgangs gar sehr, und so wie man viele Blinde sieht, welche gesprächig, gesellschaftlich und an der Tafel fröhlich sind, so wird man schwerlich einen, der sein Gehör verloren hat, in Gesellschaft anders als verdrießlich, mißtrauisch und unzufrieden antreffen. Er sieht in den Mienen der Tischgenossen allerlei Ausdrücke von Affekt oder wenigstens Interesse und zerarbeitet sich vergeblich, ihre Bedeutung zu erraten, und ist also selbst mitten in der Gesellschaft[a]) zur Einsamkeit verdammt.

* * *

§ 23.

Noch gehört zu den beiden letzteren Sinnen (die mehr subjektiv als objektiv sind) eine Empfänglichkeit für gewisse Objekte äußerer[b]) Sinnenempfindungen von der be-

---

a) H und 1. Auflage: „ist, was den Umgang betrifft".
b) H: „gewisse äußere".

sonderen Art, daß sie bloß subjektiv sind und auf die Organe des Riechens und Schmeckens durch einen Reiz wirken, der doch weder Geruch noch Geschmack ist, sondern als die Einwirkung gewisser fixer Salze, welche die Organe zu spezifischen Ausleerungen reizen, gefühlt wird; daher denn diese Objekte nicht eigentlich genossen und in die Organe innigst aufgenommen werden, sondern nur sie berühren und bald darauf weggeschafft werden sollen; eben dadurch aber den ganzen Tag hindurch (die Essenszeit und den Schlaf ausgenommen) ohne Sättigung können gebraucht werden. — Das gemeinste Material derselben ist der Tobak, es sei ihn zu schnupfen, oder ihn in den Mund zwischen der Backe und dem Gaumen zur Reizung des Speichels zu legen, oder auch ihn durch Pfeifenröhre[a]), wie selbst das spanische Frauenzimmer in Lima durch einen angezündeten Zigarro[b]), zu rauchen. Statt des Tabaks bedienen sich die Malaien im letzteren Falle der Arekanuß, in ein Betelblatt gewickelt (Betelarek), welches eben dieselbe Wirkung tut. — Dieses Gelüsten (*Pica*), abgesehen von dem medizinischen Nutzen oder Schaden, den die Absonderung des Flüssigen in beiderlei Organen zur Folge haben mag, ist als bloße Aufreizung des Sinnengefühls überhaupt gleichsam ein oft wiederholter Antrieb der Rekollektion der Aufmerksamkeit auf seinen Gedankenzustand, der sonst einschläfern oder durch Gleichförmigkeit und Einerleiheit langweilig sein würde, statt dessen jene Mittel sie immer stoßweise wieder[c]) aufwecken. Diese [161] Art der Unterhaltung des | Menschen mit sich selbst vertritt die Stelle einer Gesellschaft, indem es die Leere der Zeit statt des Gespräches mit immer neu erregten Empfindungen und schnell vorbeigehenden[d]), aber immer wieder erneuerten Anreizen ausfüllt.

---

a) H: „Pfeifen".

b) H: „durch Zigarro", d. i. Tabaksblatt (spanisch). Zu Kants Zeit war das Tabakrauchen noch wenig üblich. Die erste Zigarrenfabrik wurde 1788 in Hamburg gegründet, hatte aber anfangs nur geringen Absatz.

c) „stoßweise wieder" fehlt in H.

d) H: „vorgehenden".

[a]) Vom inneren Sinn.

§ 24.

Der innere Sinn ist nicht die reine Apperzeption, ein Bewußtsein dessen, was der Mensch tut, denn dieses gehört zum Denkungsvermögen, sondern was er leidet, wiefern[b]) er durch sein eigenes Gedankenspiel affiziert wird. Ihm liegt die innere Anschauung, folglich das Verhältnis der Vorstellungen in der Zeit (so wie sie darin zugleich oder nacheinander sind) zum Grunde. Die Wahrnehmungen desselben und die durch ihre Verknüpfung zusammengesetzte (wahre oder scheinbare) innere Erfahrung ist nicht bloß anthropologisch, wo man nämlich davon absieht, ob der Mensch eine Seele (als besondere unkörperliche Substanz) habe oder nicht, sondern psychologisch, wo man eine solche in sich wahrzunehmen glaubt, und das Gemüt[c]), welches als bloßes Vermögen zu empfinden und zu denken vorgestellt ist, als besondere im Menschen wohnende Substanz angesehen wird. — Da gibt es alsdann nur einen inneren Sinn, weil es nicht verschiedene Organe sind, durch welche der Mensch sich innerlich empfindet, und man könnte sagen, die Seele ist das Organ des inneren Sinnes, von dem nun gesagt wird, daß er auch Täuschungen unterworfen ist, die darin bestehen, daß der Mensch die Erscheinungen desselben entweder für äußere Erscheinungen, d. i. Einbildungen für Empfindungen, nimmt, oder aber gar für Eingebungen[d]) hält, von denen ein anderes Wesen, welches doch kein Gegenstand äußerer Sinne ist, die Ursache sei: wo die Illusion alsdann Schwärmerei oder auch Geisterseherei und beides Betrug[e]) des

a) 1. Auflage: „**Anhang.** Vom inneren Sinn."
b) H und 1. Auflage: „wo".
c) H und 1. Auflage: „ein solches — statt des Gemüts".
d) „entweder — Eingebungen" Zusatz der 2. Auflage; die 1. Auflage statt dessen nur: „für solche".
e) H: „unvorsätzlich ist und Schwärmerei heißt oder auch absichtlich gekünstelt wird, um mit solchen Wesen in vermeinte Gemeinschaft zu kommen und alsdann Geisterseherei und Betrug . . ."

inneren Sinnes ist. In beiden Fällen ist es Gemütskrankheit: der Hang, das Spiel der Vorstellungen des inneren Sinnes für Erfahrungserkenntnis anzunehmen, da es doch nur eine Dichtung[a]) ist; oft auch sich[b]) selbst mit einer gekünstelten Gemütsstimmung hinzuhalten, vielleicht[b]) weil man sie für heilsam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorstellungen erhaben hält, und mit darnach geformten Anschauungen (Träumen im Wachen) sich zu hintergehen. — Denn nachgerade hält der Mensch das, was er sich selbst vorsätzlich ins Gemüt hineingetragen hat, für etwas, [162] das schon vorher in demselben | gelegen hätte, und glaubt das, was er sich selbst aufdrang, in den Tiefen seiner Seele nur entdeckt zu haben.

So war es mit den schwärmerisch-reizenden inneren Empfindungen einer Bourignon[c]), oder den schwärmerisch-schreckenden eines Pascal[c]) bewandt. Diese Verstimmung des Gemüts kann nicht füglich durch vernünftige Vorstellungen (denn was vermögen die wider vermeinte Anschauungen?) gehoben werden. Der Hang, in sich selbst gekehrt zu sein, kann samt den daher kommenden Täuschungen des inneren Sinnes nur dadurch[d]) in Ordnung gebracht werden, daß der Mensch in die äußere Welt und hiemit in die Ordnung der Dinge, die den äußeren Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird[d]).

[e]) Von den Ursachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach.

§ 25.

Die Sinnenempfindungen werden dem Grade nach vermehrt durch 1. den Kontrast, 2. die Neuigkeit, 3. den Wechsel, 4. die Steigerung.

---

a) H: „eine absichtliche Dichtung".
b) „oft auch sich", „hinzuhalten, vielleicht" fehlt in H.
c) Vgl. S. 20.
d) H und 1. Auflage kürzer: nur „durch Versetzung in die äußere Welt und — ins Gleis gebracht werden".
e) 1. Auflage: **Dritter Abschnitt.** Von den usw.

1. Der Kontrast.

Abstechung (Kontrast) ist die Aufmerksamkeit erregende Nebeneinanderstellung einander widerwärtiger Sinnesvorstellungen unter einem und demselben Begriffe. Sie ist vom Widerspruch unterschieden, welcher in der Verbindung einander widerstreitender Begriffe besteht. — Ein wohlangebautes[a]) Stück Landes in einer Sandwüste hebt die Vorstellung des ersteren durch den bloßen Kontrast; wie die angeblich paradiesischen Gegenden in der Gegend von Damaskus in Syrien. — Das Geräusch und der Glanz eines Hofes oder auch nur einer großen Stadt neben dem stillen, einfältigen und doch zufriedenen Leben des Landmanns; ein Haus unter einem Strohdach, inwendig mit geschmackvollen und bequemen Zimmern anzutreffen, belebt die Vorstellung, und man weilt gern dabei: weil die Sinne dadurch gestärkt werden. — — Dagegen Armut und Hoffart, prächtiger Putz einer Dame, die mit Brillanten umschimmert[b]) und deren Wäsche unsauber ist; — oder, wie ehemals bei einem polnischen Magnaten, verschwenderisch besetzte Tafeln und dabei zahlreiche Aufwärter, aber in | Bastschuhen, stehen nicht im Kontrast, sondern im [163] Widerspruch, und eine Sinnenvorstellung vernichtet oder schwächt die andere, weil sie unter einem und demselben Begriffe das Entgegengesetzte vereinigen will, welches unmöglich ist. — — Doch kann man auch komisch kontrastieren und einen augenscheinlichen[c]) Widerspruch im Ton der Wahrheit, oder etwas offenbar[c]) Verächtliches in der Sprache der Lobpreisung vortragen, um die Ungereimtheit noch fühlbarer zu machen, wie Fielding in seinem Jonathan Wild dem Großen, oder Blumauer in seinem travestierten Virgil, und z. B. einen herzbeklemmenden Roman, wie Clarissa[d]), lustig[e]) und mit Nutzen paro-

a) So in H. Der Druck hat: „wohlgebautes“.
b) H: „schimmert“.
c) „augenscheinlich“ und „offenbar“ fehlen in H.
d) Gemeint ist der bekannte Roman von Richardson.
e) H: „glücklich“.

dieren und so die Sinne stärken, dadurch daß man sie vom Widerstreite befreit, den falsche und schädliche[a]) Begriffe ihnen beigemischt haben.

2. Die Neuigkeit.

Durch das Neue, wozu auch das Seltene und das verborgen Gehaltene gehört, wird die Aufmerksamkeit belebt. Denn es ist Erwerb; die Sinnenvorstellung gewinnt also dadurch mehr Stärke. Das Alltägige oder Gewohnte löscht sie aus. Doch ist darunter nicht die Entdeckung, Berührung oder öffentliche Ausstellung[b]) eines Stücks des Altertums zu verstehen, wodurch eine Sache vergegenwärtigt wird, von der man nach dem natürlichen Lauf der Dinge hätte vermuten sollen, daß die Gewalt der Zeit sie längst vernichtet hätte. Auf einem Stück des Gemäuers des alten Theaters der Römer (in Verona oder Nimes) zu sitzen, einen Hausrat jenes Volks aus dem alten, nach viel Jahrhunderten unter der Lava entdeckten[c]) Herkulanum in Händen zu haben, eine Münze mazedonischer Könige, oder eine Gemme von der alten Skulptur vorzeigen zu können u. dgl., weckt die Sinne des Kenners zur größten Aufmerksamkeit. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntnis bloß ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Verborgenheit halber wird die Kuriosität genannt. Diese Neigung, ob sie zwar nur mit Vorstellungen spielend und sonst ohne Interesse an ihrem Gegenstande ist, wenn sie nur nicht auf Ausspähung dessen geht, was eigentlich nur andere interessiert, ist nicht zu tadeln. — Was aber den bloßen[d]) Sinneindruck betrifft, so macht jeder Morgen bloß durch die Neuigkeit seiner Empfindungen alle Vorstellungen der Sinne (wenn diese nur sonst nicht krankhaft sind) klärer und belebter, als sie gegen Abend zu sein pflegen. |

---

a) „und schädliche" fehlt in H.
b) In H nur: „Entdeckung oder Berührung".
c) „viel Jahrhunderte — bedeckten".
d) „bloßen" fehlt in H.

3. Der Wechsel. [164]

Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Empfindungen) bewirkt endlich Atonie derselben (Ermattung der Aufmerksamkeit auf seinen Zustand), und die Sinnenempfindung wird geschwächt. Abwechslung frischt sie auf; so wie eine in ebendemselben Tone, es sei geschriene oder mit gemäßigter, aber gleichförmiger[a]) Stimme abgelesene Predigt die ganze Gemeine in Schlaf bringt. — Arbeit und Ruhe, Stadt- und Landleben, im Umgange Unterredung und Spiel, in der Einsamkeit Unterhaltung bald mit Geschichten, bald mit Gedichten, einmal mit Philosophie und dann mit Mathematik stärken das Gemüt. — Es ist eben dieselbe Lebenskraft, welche das Bewußtsein der Empfindungen rege macht; aber die verschiedenen Organe derselben lösen einander in ihrer Tätigkeit ab. So ist es leichter, sich eine geraume Zeit im Gehen zu unterhalten, weil da ein Muskel (der Beine) mit dem anderen in der Ruhe wechselt, als steif auf einer und derselben Stelle stehen zu bleiben, wo einer unabgespannt eine Weile wirken muß. — Daher ist das Reisen so anlockend; nur schade, daß es bei müßigen Leuten eine Leere (die Atonie), als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurückläßt.

Die Natur hat es nun zwar schon selbst so geordnet, daß sich zwischen angenehmen und den Sinn unterhaltenden Empfindungen der Schmerz ungerufen einschleicht und so das Leben interessant macht. Aber absichtlich, der Abwechslung wegen, ihn beizumischen und sich wehe zu tun, sich aufwecken zu lassen, um das erneuerte Einschlafen recht zu fühlen, oder, wie in Fieldings Roman (der Findling) ein Herausgeber dieses Buchs nach des Verfassers Tode noch einen letzten Teil hinzufügte[b]), um der Abwechslung halber in die Ehe (womit die Geschichte schloß) noch Eifersucht hineinzubringen, ist abgeschmackt; denn die Verschlimmerung eines Zustandes ist nicht Vermehrung

---

a) „aber gleichförmiger" Zusatz des Drucks.

b) Der den Titel führte: *The History of Tom Jones the Foundling, in his Marriate State*, 2. Aufl. 1750 [Külpe].

des Interesse, welches die Sinne daran nehmen; selbst[a]) nicht in einem Trauerspiel. Denn Beendigung ist nicht Abwechslung[a]).

4. Die Steigerung bis zur Vollendung.

Eine kontinuierliche Reihe dem Grade nach verschiedener aufeinander folgender Sinnesvorstellungen [165] hat, wenn die folgende immer stärker | ist als die vorhergehende, ein Äußerstes der Anspannung (*intensio*), dem sich zu nähern erweckend, es zu überschreiten wiederum abspannend ist (*remissio*). In dem Punkte aber, der beide Zustände trennt, liegt Vollendung (*maximum*) der Empfindung, welche Unempfindlichkeit, mithin Leblosigkeit zur Folge hat.

Will man das Sinnenvermögen lebendig erhalten, so muß man nicht von den starken Empfindungen anfangen (denn die machen uns gegen die folgenden unempfindlich), sondern sie sich lieber anfänglich versagen und sich kärglich zumessen[b]), um immer höher steigen zu können. Der Kanzelredner fängt in der Einleitung mit einer kalten Belehrung des Verstandes an, die zu Beherzigung eines Pflichtbegriffs hinweiset, bringt hernach in die Zergliederung seines Textes ein moralisches Interesse hinein und endigt in der Applikation mit Bewegung aller Triebfedern der menschlichen Seele durch die Empfindungen, welche jenem Interesse Nachdruck geben können.

Junger Mann! versage dir die Befriedigung[c]) (der Lustbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe u. dgl.), wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epikurischen, um einen immer noch wachsenden Genuß im Prospekt zu haben. Dieses Kargen mit der Barschaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn du auch dem Gebrauch derselben am Ende des Lebens großenteils entsagt haben solltest. Das Bewußtsein, den

---

a) „selbst — Abwechslung" fehlt in H.
b) „und — zumessen" fehlt in H.
c) H: „Befriedigung der Sinne".

Genuß in deiner Gewalt zu haben, ist wie alles Idealische fruchtbarer und weiter umfassend als alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß es hiemit zugleich verzehrt wird und so von der Masse des Ganzen abgeht.

Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verlust des Sinnenvermögens.

§ 26.

Das Sinnenvermögen kann geschwächt, gehemmt oder gänzlich aufgehoben werden. Daher die Zustände der Trunkenheit, des Schlafs, der Ohnmacht, des Scheintodes (Asphyxie) und des wirklichen Todes[a]).

Die Trunkenheit ist der widernatürliche Zustand des Unvermögens, seine Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen, sofern er die Wirkung eines übermäßig genommenen Genießmittels ist[b]).

Der Schlaf ist der Worterklärung nach ein Zustand des Unvermögens | eines gesunden Menschen, sich der Vorstellungen durch äußere Sinne bewußt werden zu können. [166] Hiezu die Sacherklärung zu finden, bleibt den Physiologen überlassen, welche diese Abspannung, die doch zugleich eine Sammlung der Kräfte zu erneuerter äußeren Sinnenempfindung ist (wodurch sich der Mensch gleich als neugeboren in der Welt sieht, und womit wohl ein Dritteil unserer Lebenszeit unbewußt und unbedauert dahingeht), — wenn sie können, erklären mögen.

Der widernatürliche Zustand einer Betäubung der Sinnwerkzeuge, welche einen geringeren Grad der Aufmerksamkeit auf sich selbst als im natürlichen zur Folge hat, ist ein Analogon der Trunkenheit, daher der aus einem festen Schlaf schnell Aufgeweckte schlaftrunken genannt

a) Statt dieser beiden Sätze haben H und 1. Auflage: „Der Zustand des Menschen ist hiebei der des Schlafs oder der Trunkenheit oder der Ohnmacht und des wahren oder des Scheintodes.

b) Der vorangehende Satz ist Zusatz der 2. Auflage, während er sich in der 1. Auflage in wenig veränderter Form an anderer Stelle (vgl. S. 69c) findet.

wird. — Er hat noch nicht seine völlige Besinnung. — Aber auch im Wachen kann eine plötzlich jemanden anwandelnde Verlegenheit, sich zu besinnen, was man in einem unvorhergesehenen Falle zu tun habe, als Hemmung des ordentlichen und gewöhnlichen Gebrauchs seines Reflexionsvermögens, einen Stillstand im Spiel der Sinnenvorstellungen hervorbringen, bei dem man sagt: er ist aus der Fassung gebracht, außer sich, (vor Freude oder Schreck) perplex, verdutzt, verblüfft, hat den Tramontano*)[a]) verloren u. dgl., und dieser Zustand ist wie ein augenblicklich anwandelnder Schlaf, der eines Sammelns seiner Sinnenempfindungen bedarf, anzusehen. Im heftigen, plötzlich erregten Affekt (des Schrecks, des Zorns, auch wohl der Freude) ist der Mensch, wie man sagt, außer sich, (in einer Ekstasis, wenn man in[b]) einer Anschauung, die nicht die der Sinne ist, begriffen zu sein glaubt) seiner selbst nicht mächtig und für den Gebrauch äußerer Sinne einige Augenblicke gleichsam gelähmt.

§ 27.

Die Ohnmacht, welche[c]) auf einen Schwindel (einen schnell im Kreise wiederkehrenden und die Fassungskraft übersteigenden Wechsel vieler ungleichartigen Empfindungen) zu folgen pflegt, ist ein Vorspiel von dem Tod[d]).

---

*) Tramontano oder Tramontana heißt der Nordstern; und *perdere la tramontana*, den Nordstern (als Leitstern der Seefahrer) verlieren, heißt aus der Fassung kommen, sich nicht zu finden wissen[e]).

---

a) H: „die *Tramontane*".

b) Druck: „sich in".

c) H: „und der Tod, deren die erstere".

d) H: „von letzterem, d. i. dem Aufhören aller Empfindung, obzwar noch nicht die Ursache des letzteren".

e) Statt dieser richtigeren, vermutlich aus einer Notiz des *Allg. Literar. Anzeigers* 1798, S. 2087 f. geschöpften Erklärung hatte die 1. Auflage folgende: „Tramontano ist ein beschwerlicher Nordwind in Italien, sowie Sirocco ein noch schlimmerer Südostwind. Wenn nun ein junger, ungeübter Mann in eine über seine Erwartung glänzende Gesellschaft (vornehmlich von Damen)

Die gänzliche Hemmung dieser insgesamt ist Asphyxie oder der Scheintod, welcher, so viel man äußerlich wahrnehmen kann, nur durch den Erfolg von dem wahren zu unterscheiden ist (wie bei Ertrunkenen, Gehenkten, im Dampf Erstickten).

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine | Erfahrung zu machen, dazu gehört [167] Leben), sondern nur an anderen wahrnehmen[a]). Ob es schmerzhaft sei, ist aus dem Röcheln oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurteilen; vielmehr scheint es eine bloß mechanische Reaktion der Lebenskraft und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmählichen Freiwerdens von allem Schmerz zu sein. — Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch dem Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tod ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben[b]), sondern, wie Montaigne richtig sagt[c]), vor dem Gedanken, gestorben (d. i. tot) zu sein; den also der Kandidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Kadaver, was nicht mehr er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe oder irgend sonstwo denkt. — Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke Ich bin nicht kann

---

tritt, so gerät er leicht in Verlegenheit, wovon er zu sprechen anfangen solle. Nun wäre es unschicklich, mit einer Zeitungsnachricht den Anfang zu machen; denn man sieht nicht, was ihn gerade darauf gebracht hat. Da er aber eben von der Straße kommt, so ist das schlimme Wetter das beste Einleitungsmittel, und wenn er sich auch auf dieses (z. B. den Nordwind) nicht besinnt, so sagt der Italiener: ‚Er hat den Nordwind verloren'." — In der Handschrift fehlt die ganze Anmerkung. NB. Die Redensart *perdre la tramontane* findet sich auch bei den französischen Klassikern, z. B. in Lafontaines Erzählung *Le Tableau*.

a) H: „aus Erfahrung an anderen vermuten".

b) „Sterben" im Druck nicht gesperrt.

c) Weder in dem ausführlichen Kapitel (Essais II, 19), in dem Montaigne zeigt, daß Philosophieren bedeute: sterben lernen, noch an den zahlreichen anderen Stellen, in denen er vom Tode handelt, haben wir diesen Gedanken gefunden; eher den entgegengesetzten: nicht das Totsein, sondern das Sterben setze den Menschen in Furcht (II, c. 13). — In H fehlt auch der Hinweis auf Montaigne.

gar nicht existieren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin. Ich kann wohl sagen: ich bin nicht gesund, u. dgl. Prädicata von mir selbst verneinend denken (wie es bei allen *verbis* geschieht); aber in der ersten Person sprechend das Subjekt selbst verneinen, wobei alsdann dieses sich selbst vernichtet, ist ein Widerspruch.

[a]) Von der Einbildungskraft.

§ 28.

Die Einbildungskraft (*facultas imaginandi*), als ein Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes, ist entweder produktiv, d. i. ein Vermögen der ursprünglichen Darstellung des letzteren (*exhibitio originaria*), welche also vor der Erfahrung vorhergeht; oder reproduktiv[b]), der abgeleiteten (*exhibitio derivativa*), welche eine vorher gehabte empirische Anschauung ins Gemüt[c]) zurückbringt. — Reine Raumes- und Zeitanschauungen gehören zur ersteren Darstellung; alle übrige setzen empirische Anschauung voraus, welche, wenn sie mit dem Begriffe vom Gegenstande verbunden und also empirisches Erkenntnis wird, Erfahrung heißt. — Die Einbildungskraft, sofern sie auch unwillkürlich Einbildungen hervorbringt, heißt Phantasie. Der, welcher diese für (innere oder äußere) Erfahrungen zu halten gewohnt ist, ist ein Phantast. — Im Schlaf (einem Zustande der Gesundheit) ein unwillkürliches Spiel seiner Einbildungen zu sein, heißt träumen[d]).

Die Einbildungskraft ist (mit anderen Worten)[e]) entweder dichtend (produktiv), oder bloß zurückrufend [168] (reproduktiv). Die produktive aber | ist dennoch darum

a) In H und 1. Auflage geht vorher: „Der Sinnlichkeit im Erkenntnisvermögen **Zweites Kapitel.**

b) „reproduktiv“ fehlt in H.

c) „ins Gemüt“ desgl.

d) In H und 1. Auflage folgt die Überschrift: „Einteilung“.

e) Der eingeklammerte Zusatz fehlt in H.

eben[a]) nicht schöpferisch, nämlich nicht vermögend, eine Sinnenvorstellung, die vorher unserem Sinnesvermögen nie gegeben war, hervorzubringen, sondern man kann den Stoff zu derselben immer nachweisen. Dem, der unter den sieben Farben die rote nie gesehen hätte, kann man diese Empfindung nie faßlich machen, dem Blindgeborenen aber gar keine; selbst nicht die Mittelfarbe, die aus der Vermischung zweier hervorgebracht wird; z. B. die grüne. Gelb und blau, miteinander gemischt, geben grün; aber die Einbildungskraft würde nicht die mindeste Vorstellung von dieser Farbe, ohne sie vermischt gesehen zu haben, hervorbringen.

Ebenso ist es mit jedem besonderen aller fünf Sinne bewandt, daß nämlich die Empfindungen aus denselben in ihrer Zusammensetzung nicht durch die Einbildungskraft können gemacht, sondern ursprünglich dem Sinnesvermögen abgelockt werden müssen. Es hat Leute gegeben, die für die Lichtsvorstellung keinen größeren Vorrat in ihrem Sehevermögen hatten, als weiß oder[b]) schwarz, und für die, ob sie gleich gut sehen konnten, die sichtbare Welt nur wie ein Kupferstich erschien. Ebenso gibt es mehr Leute, als man wohl glaubt, die von gutem, ja sogar äußerst feinem, aber schlechterdings nicht musikalischem Gehör sind, deren Sinn für Töne, nicht bloß um sie nachzumachen (zu singen), sondern auch nur vom bloßen Schall zu unterscheiden, ganz unempfänglich ist. — Ebenso mag es mit den Vorstellungen des Geschmacks und Geruchs bewandt sein, daß nämlich für manche spezifische Empfindungen dieser Stoffe des Genusses der Sinn mangelt, und einer den anderen hierüber zu verstehen glaubt, indessen daß die Empfindungen des einen von denen des anderen nicht bloß dem Grade nach, sondern spezifisch ganz und gar unterschieden sein mögen. — Es gibt Leute, denen der Sinn des Geruchs gänzlich mangelt, die die Empfindung des Einziehens der reinen Luft durch die Nase für Geruch halten und daher aus allen Beschreibungen, die man ihnen

a) „darum eben“ fehlt in H.
b) H: „und“.

von dieser Art zu empfinden machen mag, nicht klug werden können; wo aber der Geruch mangelt, da fehlt es auch sehr[a]) am Geschmack, den, wo er nicht ist, zu lehren und beizubringen vergebliche Arbeit ist. Der Hunger aber und die Befriedigung desselben (die Sättigung)[b]) ist ganz was anderes als der Geschmack.

Wenn also gleich die Einbildungskraft eine noch so große Künstlerin, ja Zauberin ist, so ist sie doch nicht schöpferisch, sondern muß den Stoff zu ihren Bildungen [169] von den Sinnen hernehmen. Diese aber sind nach | den eben gemachten Erinnerungen nicht so allgemein mitteilbar, als die Verstandesbegriffe. Man nennt aber (wiewohl nur uneigentlich) auch die Empfänglichkeit für Vorstellungen der Einbildungskraft in der Mitteilung bisweilen einen Sinn und sagt: Dieser Mensch hat hiefür keinen Sinn, ob es zwar eine Unfähigkeit nicht des Sinnes, sondern zum Teil des Verstandes ist, mitgeteilte Vorstellungen aufzufassen und im Denken zu vereinigen. Er denkt selbst nichts bei dem, was er spricht, und andere verstehen ihn daher auch nicht; er spricht Unsinn (*non sense*), welcher Fehler noch von dem Sinnleeren unterschieden ist, wo Gedanken so zusammen gepaart werden, daß ein andererc[c]) nicht weiß, was er[c]) daraus machen soll. — Daß das Wort Sinn (aber nur im Singular) so häufig für Gedanken gebraucht, ja wohl gar eine noch höhere Stufe, als die des Denkens ist, bezeichnen soll; daß man von einem Ausspruche sagt: es liege in ihm ein reichhaltiger oder tiefer Sinn (daher das Wort Sinnspruch), und daß man[d]) den gesunden Menschenverstand auch Gemeinsinn nennt und ihn[d]), obzwar dieser Ausdruck eigentlich nur die niedrigste Stufe vom Erkenntnisvermögen bezeichnet, doch obenan setzt, gründet sich darauf: daß die Einbildungskraft, welche dem Verstande Stoff unterlegt, um den Begriffen desselben Inhalt (zum Erkenntnisse) zu

---

a) „sehr“ fehlt in H.
b) „(die Sättigung)“ Zusatz der 2. Auflage.
c) H: „man — man“.
d) „daß man“, „nennt und ihn“ Zusätze der 2. Auflage.

verschaffen, vermöge der Analogie ihrer (gedichteten) Anschauungen mit wirklichen Wahrnehmungen jenen[a]) Realität zu verschaffen scheint[b]).

§ 29.

Die Einbildungskraft*) zu erregen oder zu besänftigen, gibt es ein körperliches Mittel in dem Genusse berauschender Genießmittel[c]), | deren einige als Gifte die Lebenskraft [170] schwächend (gewisse Schwämme, Porsch, wilder Bärenklau, das Chica der Peruaner und das Ava der Südseeindianer, das Opium); andere sie stärkend, wenigstens ihr Gefühl erhebend (wie gegorene Getränke, Wein und

*) Ich übergehe hier, was nicht Mittel zu einer Absicht, sondern natürliche Folge aus der Lage ist, darein jemand gesetzt wird, und wodurch bloß seine Einbildungskraft ihn außer Fassung bringt. Dahin gehört der Schwindel beim Herabsehen vom Rande einer steilen Höhe (allenfalls auch nur einer schmalen Brücke ohne Geländer) und die Seekrankheit. — Das Brett, worauf der sich schwach fühlende Mensch tritt, würde, wenn es auf der Erde läge, ihm keine Furcht einjagen; wenn es aber als ein Steg über einen tiefen Abgrund gelegt ist, vermag der Gedanke von der bloßen Möglichkeit, fehl zu treten, so viel, daß er bei seinem Versuche wirklich in Gefahr kommt. — Die Seekrankheit (von welcher ich selbst in einer Fahrt von Pillau nach Königsberg eine Erfahrung gemacht habe, wenn man anders dieselbe eine Seefahrt nennen will) mit ihrer Anwandlung zum Erbrechen kam, wie ich bemerkt zu haben glaube, mir bloß durch die Augen; da, beim Schwanken des Schiffs aus der Kajüte gesehen, mir bald das Haff, bald die Höhe von Balga in die Augen fiel und das wiederkommende Sinken nach dem Steigen vermittelst der Einbildungskraft durch die Bauchmuskeln eine antiperistaltische Bewegung der Eingeweide reizte[d]).

a) „jenen“ Zusatz der 2. Auflage.

b) Hier folgt in H und 1. Auflage die Überschrift: „Von gewissen körperlichen Mitteln der Erregung oder Besänftigung der Einbildungskraft*)“.

c) Statt der zwei vorangehenden Zeilen hat die 1. Auflage den Satz: „Trunkenheit ist der widernatürliche Zustand des Unvermögens, seine Sinnesvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen, sofern jenes die Wirkung eines dazu absichtlich genommenen Genießmittels ist.“ (H: „Die wahre Trunkenheit“, sonst ebenso.) Vgl. oben S. 63b.

d) Die ganze Anmerkung fehlt in H.

Bier, oder dieser ihr geistiger Auszug, Branntwein), alle aber widernatürlich und gekünstelt sind. Der, welcher sie in solchem Übermaße zu sich nimmt, daß er die Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen auf eine Zeitlang unvermögend wird, heißt trunken oder berauscht; und sich willkürlich oder absichtlich in diesen Zustand versetzen, heißt sich berauschen[a]). Alle diese Mittel aber sollen dazu dienen, den Menschen die Last, die ursprünglich im Leben überhaupt zu liegen scheint, vergessen zu machen. — Die sehr ausgebreitete Neigung und der Einfluß derselben[b]) auf den Verstandesgebrauch verdient vorzüglich in einer pragmatischen Anthropologie in Betrachtung gezogen zu werden.

Alle stumme Berauschung, d. i. diejenige, welche die Geselligkeit und wechselseitige Gedankenmitteilung nicht belebt, hat etwas Schändliches an sich; dergleichen die vom Opium und dem Branntwein ist. Wein und Bier, wovon der erstere bloß reizend, das zweite mehr nährend und gleich einer Speise sättigend ist, dienen zur geselligen Berauschung; wobei doch der Unterschied ist, daß die Trinkgelage mit dem letzteren mehr träumerisch verschlossen, oft auch ungeschliffen, die aber mit dem ersteren fröhlich, laut und mit Witz redselig sind.

Die Unenthaltsamkeit im gesellschaftlichen Trinken, die bis zur Benebelung der Sinne geht, ist allerdings eine Unart des Mannes nicht bloß in Ansehung der Gesellschaft, mit der man sich unterhält, sondern auch in Absicht auf die Selbstschätzung, wenn er aus ihr taumelnd, wenigstens nicht sicheren Tritts, oder bloß lallend[c]) herausgeht. Aber es läßt sich auch vieles zur Milderung des Urteils über ein solches Versehen, da die Grenzlinie des Selbstbesitzes so leicht übersehen und überschritten werden kann, anführen; denn der Wirt will doch, daß der Gast durch diesen Akt der Geselligkeit völlig befriedigt (*ut conviva satur*) herausgehe.

---

a) 1. Auflage: „sie zu sich nimmt, heißt trunken, und tut er es absichtlich, betrunken"; ähnlich H.

b) Kant: „desselben", korr. Külpe.

c) „oder bloß lallend", fehlt in H.

Die Sorgenfreiheit und mit ihr auch wohl die Unbehutsamkeit, welche der Rausch bewirkt, ist ein täuschendes Gefühl vermehrter Lebenskraft; der Berauschte fühlt nun nicht die Hindernisse des Lebens, mit deren Überwältigung die Natur unablässig zu tun hat (worin auch die Gesundheit besteht), und ist glücklich[a]) in seiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm bestrebt ist, durch allmähliche Steigerung seiner Kräfte sein Leben | stufen- [171] weise wieder herzustellen. — Weiber, Geistliche und Juden betrinken gewöhnlich sich nicht, wenigstens vermeiden sie sorgfältig allen Schein davon, weil sie bürgerlich schwach sind und Zurückhaltung nötig haben (wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird). Denn ihr äußerer Wert beruht bloß auf dem Glauben anderer an ihre Keuschheit, Frömmigkeit und separatistische Gesetzlichkeit. Denn was das letztere betrifft, so sind alle Separatisten, d. i. solche, die sich nicht bloß einem öffentlichen Landesgesetz, sondern noch einem besonderen (sektenmäßig) unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich Auserlesene, der Aufmerksamkeit des Gemeinwesens und der Schärfe der Kritik vorzüglich ausgesetzt; können also auch in der Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht nachlassen, weil der Rausch, der diese Behutsamkeit wegnimmt, für sie ein Skandal ist.

Vom Cato sagt sein stoischer Verehrer[b]): „Seine Tugend stärkte sich durch Wein (*virtus eius incaluit mero*),“ und von den alten Deutschen ein Neuerer[c]): „Sie faßten ihre Ratschläge (zu Beschließung eines Krieges) beim Trunk, damit sie nicht ohne Nachdruck wären, und überlegten sie nüchtern, damit sie nicht ohne Verstand wären.“

Der Trunk löst die Zunge (*in vino disertus*). — Er

---

a) H: „glücklich [und mutvoll]“.

b) Horaz Oden III 21, 11f. (von dem älteren Cato). Kant hat aber vermutlich an dieser Stelle nicht Horaz, sondern den Stoiker Seneka im Auge gehabt (vgl. *Kants Menschenkunde oder philosophische Anthropologie* ed. *Starke*, Leipzig 1831, S. 104), der ähnliches vom jüngeren Cato berichtet *(De tranquillitate animi XV, 11)* [Külpe].

c) Bei Starke (a. a. O. S. 103) wird statt dessen auf Tacitus hingewiesen, auf dessen *Germania* (c. 22) die obige Stelle inhaltlich zurückgeht.

öffnet aber auch das Herz und ist ein materiales Vehikel einer moralischen Eigenschaft, nämlich der Offenherzigkeit. — Das Zurückhalten mit seinen Gedanken ist für ein lauteres Herz ein beklemmender Zustand, und lustige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß jemand bei einem Gelage sehr mäßig sei: weil er einen Aufmerker vorstellt, der auf die Fehler der anderen acht hat, mit seinen eigenen aber zurückhält[a]). Auch sagt Hume: „Unangenehm ist der Gesellschafter, der nicht vergißt; die Torheiten des einen Tages müssen vergessen werden, um denen des anderen Platz zu machen."[b]) Gutmütigkeit wird bei dieser Erlaubnis, die der Mann hat, der geselligen Freude wegen über die Grenzlinie der Nüchternheit ein wenig und auf kurze Zeit hinauszugehen, vorausgesetzt; die vor einem halben Jahrhundert im Schwang gewesene Politik, als nordische Höfe Gesandte abschickten, die viel trinken konnten, ohne sich zu betrinken, andere aber betrunken machten, um sie auszuforschen oder zu bereden, war hinterlistig; ist aber mit der Rohigkeit der Sitten damaliger Zeit verschwunden, und eine Epistel der Warnung wider dieses Laster möchte wohl in Ansehung der gesitteten Stände jetzt überflüssig sein.

Ob man beim Trinken auch wohl das Temperament des Menschen, der sich betrinkt, oder seinen Charakter [172] erforschen könne? Ich glaube nicht. | Es ist ein neues Flüssige seinen in den Adern[c]) umlaufenden Säften beigemischt und ein anderer Reiz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, sondern eine andere hineinbringt. — Daher wird der eine, der sich betrinkt, verliebt, der andere großsprecherisch, der dritte zänkisch werden[d]), der vierte (vornehmlich beim Bier) sich weichmütig oder andächtig oder gar stumm[e])

a) Külpe macht auf eine ähnliche Stelle in Rousseaus *Neuer Heloise* (Buch I, Brief 23) aufmerksam.

b) Hume, *An Enquiry concerning the Principles of Morals*, 4. Teil (ed. *Green and Grose* S. 200). Auch hier hat Kant den Text ungenau wiedergegeben.

c) „in den Adern" Zusatz des Drucks.

d) „werden" Zusatz der 2. Auflage.

e) H nur: „sich zärtlich".

zeigen; alle aber werden, wenn sie den Rausch ausgeschlafen haben, und man sie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über diese wunderliche Stimmung oder Verstimmung ihrer Sinne selber lachen.

§ 30.

Die Originalität (nicht nachgeahmte Produktion) der Einbildungskraft, wenn sie zu Begriffen zusammenstimmt, heißt Genie; stimmt sie dazu nicht zusammen, Schwärmerei. — Es ist merkwürdig, daß wir uns für ein vernünftiges Wesen keine andere schickliche Gestalt als die eines Menschen denken können. Jede andere würde allenfalls wohl ein Symbol von einer gewissen Eigenschaft des Menschen — z. B. die Schlange als Bild der boshaften[a]) Schlauigkeit —, aber nicht das vernünftige Wesen selbst vorstellig machen. So bevölkern wir alle andere Weltkörper in unserer Einbildung mit lauter Menschengestalten, obzwar es wahrscheinlich ist, daß sie nach Verschiedenheit des Bodens, der sie trägt und ernährt, und der Elemente, daraus sie bestehen, sehr verschieden gestaltet sein mögen. Alle andere Gestalten, die wir ihnen geben möchten, sind Fratzen*).

Wenn der Mangel eines Sinnes (z. B. des Sehens) angeboren ist: so kultiviert der Verkrüppelte nach Möglichkeit einen anderen Sinn, der das Vikariat für jenen führe, und übt die produktive Einbildungskraft in großer Maße: indem er die Formen äußerer Körper durch Betasten und,

*) Daher die heilige Drei, ein alter Mann, ein junger Mann und ein Vogel (die Taube), nicht als wirkliche, ihrem Gegenstande ähnliche Gestalten, sondern nur als Symbole vorgestellt werden müssen. Eben das bedeuten die bildlichen Ausdrücke des Herabkommens vom Himmel und Aufsteigens zu demselben. Wir können, um unseren Begriffen von vernünftigen Wesen Anschauung unterzulegen, nicht anders verfahren als sie zu anthropomorphosieren; unglücklich aber oder kindisch, wenn dabei die symbolische Vorstellung zum Begriffe der Sache an sich selbst erhoben wird[b]).

a) „boshaften“ fehlt in H.
b) „unglücklich . . . erhoben wird“ Zusatz des Drucks.

wo dieses wegen der Größe (z. B. eines Hauses) nicht zureicht, die Geräumigkeit noch durch einen anderen Sinn, etwa den des Gehörs, nämlich durch den Widerhall der Stimme in einem Zimmer, sich faßlich zu machen sucht; am Ende aber, wenn eine glückliche Operation das [173] Organ | für die Empfindung frei macht, muß er allererst sehen und hören lernen, d. i. seine Wahrnehmungen unter Begriffe von dieser Art Gegenstände zu bringen suchen.

Begriffe von Gegenständen veranlassen oft, ihnen ein selbstgeschaffenes Bild (durch produktive Einbildungskraft) unwillkürlich unterzulegen. Wenn man das Leben und die Taten eines dem Talent, Verdienst oder Rang nach großen Mannes liest oder sich erzählen läßt, so wird man gemeiniglich verleitet, ihm in der Einbildungskraft eine ansehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beschreibung nach[a]) feinen und sanften im Charakter eine kleinlich-geschmeidige Bildung. Nicht bloß der Bauer, sondern auch wohl ein genugsam mit der Welt Bekannter findet sich doch befremdet, wenn ihm der Held, den er sich nach den von ihm erzählten Taten[b]) dachte, als ein kleines Männchen, umgekehrt der feine und sanfte Hume ihm als ein vierschrötiger Mann vorgewiesen wird. — Daher muß man auch die Erwartung von etwas nicht hoch spannen, weil die Einbildungskraft natürlicherweise bis zum Äußersten zu steigern geneigt ist; denn die Wirklichkeit ist immer beschränkter als die Idee, die ihrer Ausführung zum Muster dient. —

Es ist nicht ratsam, von einer Person, die man zuerst in eine Gesellschaft einführen will, vorher viel Hochpreisens zu machen; vielmehr kann es oft ein boshaftes Stückchen von einem Schalk sein, jene lächerlich zu machen[c]). Denn die Einbildungskraft steigert die Vor-

---

a) „der Beschreibung nach" fehlt in H.

b) „nach den von ihm erzählten Taten" desgl.

c) In der 1. Auflage: „Es ist keine gute Manier, von jemand, den man in eine Gesellschaft zu führen verspricht, übertriebene Lobeserhebungen zu machen. Denn dieser kann nun in der Gesellschaft nicht anders als sinken, und öfters wird auch dieser boshafte Streich absichtlich dazu gebraucht, um jemand lächerlich zu machen."

stellung von dem, was erwartet wird, so hoch, daß die genannte Person in Vergleichung mit der vorgefaßten Idee nicht anders als einbüßen kann. Eben das geschieht, wenn man eine Schrift, ein Schauspiel oder sonst etwas, was zur schönen Manier gehört, mit übertriebener Lobpreisung ankündigt; denn da kann es, wenn es zur Darstellung kommt, nicht anders als sinken. Selbst ein gutes Schauspiel nur gelesen zu haben, schwächt schon den Eindruck, wenn man es aufführen sieht. — Ist nun aber das vorher Gepriesene gar das gerade Widerspiel von dem, worauf die Erwartung gespannt war, so erregt der aufgeführte Gegenstand, wenn er sonst unschädlich ist, das größte Gelächter.

Wandelbare, in Bewegung gesetzte Gestalten, die für sich eigentlich keine Bedeutung haben, welche Aufmerksamkeit erregen könnte, — dergleichen das Flackern eines Kaminfeuers, oder die mancherlei Drehungen und Blasenbewegungen eines über Steine rieselnden Bachs sind, unterhalten die Einbildungskraft mit einer Menge von Vorstellungen ganz | anderer Art (als die hier des Sehens), [174] im Gemüt zu spielen und sich im Nachdenken zu vertiefen. Selbst Musik für den, der sie nicht als Kenner anhört, kann einen Dichter oder Philosophen in eine Stimmung setzen[a]), darin ein jeder nach seinen Geschäften oder seiner Liebhaberei Gedanken haschen und derselben auch mächtig werden kann, die er, wenn er in seinem Zimmer einsam sich hingesetzt hätte, nicht so glücklich würde aufgefangen haben. Die Ursache dieses Phänomens scheint darin zu liegen: daß, wenn der Sinn durch ein Mannigfaltiges, was für sich gar keine Aufmerksamkeit erregen kann, vom Aufmerken auf irgendeinen anderen, stärker in den Sinn fallenden Gegenstand abgezogen wird, das Denken nicht allein erleichtert, sondern auch belebt wird, sofern es nämlich einer angestrengteren und anhaltenderen Einbildungskraft bedarf, um seinen Verstandesvorstellungen Stoff unterzulegen. — Der *Engl. Zuschauer*[b]) erzählt von einem

---

a) H: „versetzen".
b) Gemeint ist der S. 28 erwähnte *Spectator* Addisons, in dessen Nr. 77 sich die von Kant zitierte Stelle findet [Külpe].

Advokaten: daß er gewohnt war, beim Plädieren einen Bindfaden aus der Tasche zu nehmen, den er unaufhörlich um den Finger auf- und abwickelte; da denn, als der Schalk, sein Gegenadvokat, ihn heimlich aus der Tasche praktisierte, jener ganz in Verlegenheit kam und lauter Unsinn redete, weswegen man sagte: er habe den Faden seiner Rede verloren. — Der Sinn, der an einer Empfindung festgehalten wird, läßt (der Angewöhnung wegen) auf keine andere, fremde[a]) Empfindungen achtgeben, wird also dadurch nicht zerstreut; die Einbildungskraft aber kann sich hiebei desto besser im regelmäßigen Gange erhalten.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiedenen Arten.

§ 31.

Es gibt drei verschiedene Arten des sinnlichen Dichtungsvermögens. Diese sind[b]) das bildende der Anschauung im Raum (*imaginatio plastica*), das beigesellende der Anschauung in der Zeit (*imaginatio associans*) und das[c]) der Verwandtschaft aus der gemeinschaftlichen Abstammung der Vorstellungen voneinander (*affinitas*).

A. Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Bildung.

Ehe der Künstler eine körperliche Gestalt (gleichsam handgreiflich) darstellen kann, muß er sie in der Einbildungskraft verfertigt haben, und | diese Gestalt ist alsdann eine Dichtung, welche, wenn sie unwillkürlich ist (wie etwa im Traume), Phantasie heißt und nicht dem Künstler angehört; wenn sie aber durch Willkür regiert wird, Komposition, Erfindung genannt wird. Arbeitet nun der Künstler nach Bildern, die den Werken der Natur ähnlich [175]

a) „fremde“ fehlt in H.

b) Statt „Es...sind“ haben H und 1. Auflage bloß die Worte: „Sie sind“.

c) Hinter „das“ ist in H durchstrichen „intellektuelle Dichtungsvermögen“.

sind, so heißen seine Produkte natürlich[a]); verfertigt er aber nach Bildern, die nicht in der Erfahrung vorkommen können, so gestaltete Gegenstände (wie der Prinz Palagonia in Sizilien[b]), so heißen sie abenteuerlich, unnatürlich, Fratzengestalten, und solche Einfälle sind gleichsam[c]) Traumbilder eines Wachenden (*velut aegri somnia vanae finguntur species*). — Wir spielen oft und gern mit der Einbildungskraft; aber die Einbildungskraft (als Phantasie) spielt ebenso oft und bisweilen sehr ungelegen[d]) auch mit uns.

Das Spiel der Phantasie mit dem Menschen im Schlafe ist der Traum und findet auch im gesunden Zustande statt; dagegen es einen krankhaften Zustand verrät, wenn es im Wachen geschieht. — Der Schlaf, als Abspannung alles Vermögens äußerer Wahrnehmungen und vornehmlich willkürlicher Bewegungen, scheint allen Tieren, ja selbst den Pflanzen (nach der Analogie der letzteren mit den ersteren) zur Sammlung der im Wachen aufgewandten Kräfte notwendig; aber eben das scheint auch der Fall mit den Träumen zu sein, so daß die Lebenskraft, wenn sie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, erlöschen und der tiefste Schlaf zugleich den Tod mit sich führen müßte. — Wenn man sagt: einen festen Schlaf ohne Träume gehabt zu haben, so ist das doch wohl nicht mehr, als daß man sich dieser beim Erwachen gar nicht erinnere; welches, wenn die Einbildungen schnell wechseln, einem wohl auch im Wachen begegnen kann, nämlich im Zustande einer Zerstreuung zu sein, wo man auf die Frage, was der mit starrem Blicke eine Weile auf denselben Punkt Geheftete jetzt denke, die Antwort erhält: ich habe nichts gedacht. Würde es nicht beim Erwachen viele Lücken (aus Unaufmerksamkeit übergangene verknüpfende Zwischenvor-

---

a) „wenn sie“ bis „natürlich“ ist Zusatz der 2. Auflage.

b) Über die unsinnigen Garten- und Schloßanlagen des halb verrückten Prinzen von Palagonia in seiner heute noch bestehenden Villa bei Palermo berichtet Goethe ausführlich in seiner „Italienischen Reise“, unter dem 9. April 1787.

c) „abenteuerlich . . . gleichsam“ Zusatz der 2. Auflage.

d) H und 1. Auflage: „ungern“.

stellungen) in unserer Erinnerung geben; würden wir die folgende Nacht da wieder zu träumen anfangen, wo wir es in der vorigen gelassen haben: so weiß ich nicht, ob wir nicht uns in zwei verschiedenen Welten zu leben wähnen würden. — Das Träumen ist eine weise Veranstaltung der Natur zur Erregung der Lebenskraft durch Affekten, die sich auf unwillkürlich gedichtete Begebenheiten beziehen, indessen daß die auf der Willkür beruhenden Bewegungen des Körpers, nämlich die der Muskeln, suspendiert sind. [176] — Nur muß man die Traum|geschichten nicht für Offenbarungen aus einer unsichtbaren Welt annehmen[a]).

B. Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Beigesellung.

Das Gesetz der Assoziation ist: empirische Vorstellungen, die nacheinander oft folgten, bewirken eine Angewohnheit im Gemüt, wenn die eine erzeugt wird, die andere auch entstehen zu lassen[b]). — Eine physiologische Erklärung hievon zu fordern, ist vergeblich; man mag sich auch hiezu was immer für[c]) einer Hypothese bedienen (die selbst wiederum eine Dichtung ist), wie der des Cartesius von seinen sogenannten materiellen Ideen im Gehirn[d]). Wenigstens ist keine dergleichen Erklärung pragmatisch, d. i. man kann sie zu keiner Kunstausübung brauchen: weil wir keine Kenntnis vom Gehirn und den Plätzen in demselben haben, worin die Spuren der Eindrücke aus Vorstellungen sympathetisch miteinander in Einklang kommen möchten, indem sie sich einander (wenigstens mittelbar) gleichsam berühren.

Diese Nachbarschaft geht öfters sehr weit, und die Einbildungskraft geht vom Hundertsten aufs Tausendste oft so schnell, daß es scheint, man habe gewisse Zwischenglieder in der Kette der Vorstellungen gar übersprungen, obgleich man sich ihrer nur nicht bewußt geworden ist,

---

a) Die beiden vorangehenden Sätze fehlen in H.

b) Hinter „lassen“ steht in H noch: „Es ist eine Verknüpfung der Nachbarschaft“.

c) „was immer für“ Zusatz der 2. Auflage.

d) Vgl. oben S. 3.

so daß man sich selbst öfters fragen muß: wo war ich? von wo war ich in meinem Gespräch ausgegangen, und wie bin ich zu diesem Endpunkte gelangt?*)

C. Das sinnliche Dichtungsvermögen der Verwandtschaft.

Ich verstehe unter der Verwandtschaft die Vereinigung aus der Abstammung des Mannigfaltigen von einem Grunde. — In einer gesell|schaftlichen Unterhaltung [177] ist das Abspringen von einer Materie auf eine ganz ungleichartige, wozu die empirische Assoziation der Vorstellungen, deren Grund bloß subjektiv ist (d. i. bei dem einen sind die Vorstellungen anders assoziiert als bei dem anderen) — wozu, sage ich, diese Assoziation verleitet, eine Art Unsinn der Form nach, welcher alle Unterhaltung unterbricht und zerstört. — Nur wenn eine Materie erschöpft worden und eine kleine Pause eintritt, kann jemand eine andere, die interessant ist, auf die Bahn bringen. Die regellos herumschweifende Einbildungskraft verwirrt durch

*) Daher muß der, welcher einen gesellschaftlichen [a]) Diskurs anhebt, von dem, was ihm nahe und gegenwärtig ist, anfangen und so allmählich auf das Entferntere, so wie es interessieren kann, hinleiten. Das böse Wetter ist für den, der von der Straße in eine zur wechselseitigen Unterhaltung versammelte Gesellschaft tritt, hiezu ein guter und gewöhnlicher Behelf [b]). Denn etwa von den Nachrichten aus der Türkei, die eben in den Zeitungen stehen, wenn man ins Zimmer tritt, anzufangen, tut der Einbildungskraft anderer Gewalt an, die nicht sehen, was ihn darauf gebracht habe. Das Gemüt verlangt zu aller Mitteilung der Gedanken eine gewisse Ordnung, wobei es auf die einleitenden Vorstellungen und den Anfang ebensowohl im Diskurse wie in einer Predigt sehr ankommt.

a) „gesellschaftlichen" fehlt in H.

b) In H und der 1. Auflage steht hier — und zwar in der 1. Auflage nochmals (vgl. oben S. 64f. Anm.) — die Geschichte von der Tramontane: „Wird der Ankömmling über die nicht erwartete Feierlichkeit perplex, so sagt man: er hat die Tramontane verloren, d. h. er hätte nur vom bösen Nordwind, der etwa jetzt eben herrscht, das Gespräch anheben können (oder vom Sirocco, wenn er in Italien ist)."

den Wechsel der Vorstellungen, die an nichts objektiv angeknüpft sind, den Kopf so, daß dem, der aus einer Gesellschaft dieser Art gekommen ist, zumute wird, als ob er geträumt hätte. — Es muß immer ein Thema sein sowohl beim stillen Denken als in Mitteilung der Gedanken, an welches das Mannigfaltige angereiht wird, mithin auch der Verstand dabei wirksam sein; aber das Spiel der Einbildungskraft folgt hier doch den Gesetzen der Sinnlichkeit, welche den Stoff dazu hergibt, dessen Assoziation ohne Bewußtsein der Regel doch derselben und hiemit dem Verstande gemäß, obgleich nicht als aus dem Verstande abgeleitet, verrichtet wird.

Das Wort Verwandtschaft (*affinitas*) erinnert hier an eine aus der Chemie genommene, jener Verstandesverbindung analogische Wechselwirkung zweier spezifisch verschiedenen, körperlichen, innigst aufeinander wirkenden und zur Einheit strebenden Stoffe, wo diese Vereinigung etwas Drittes bewirkt, was Eigenschaften hat, die nur durch die Vereinigung zweier heterogenen Stoffe erzeugt werden können. Verstand und Sinnlichkeit verschwistern sich bei ihrer Ungleichartigkeit doch so von selbst zu Bewirkung unserer Erkenntnis, als wenn eine von der anderen, oder beide von einem gemeinschaftlichen Stamme ihren Ursprung hätten; welches doch nicht sein kann, wenigstens für uns unbegreiflich ist, wie das Ungleichartige aus einer und derselben Wurzel entsprossen sein könne[a]*). |

*) Man könnte die zwei ersten Arten der Zusammensetzung der Vorstellungen die mathematische (der Vergrößerung), die dritte aber die dynamische (der Erzeugung) nennen; wodurch ein ganz neues Ding (wie etwa das Mittelsalz in der Chemie) hervorkommt. Das Spiel der Kräfte in der leblosen Natur sowohl als der lebenden, in der Seele ebensowohl als des Körpers, beruht auf Zersetzungen und Vereinigungen des Ungleichartigen.

a) Statt „bewirkt . . . sein könne" (Zeile 18 bis 26) hat die Handschrift nur: „vorausgesetzt, von welchem beide als Stammglieder eines und desselben (obgleich für uns unbegreiflichen) Prinzips ihren Ursprung haben". Zur Sache vgl. Kritik der reinen Vernunft, Schluß der „Einleitung" (Phil. Bibl. Bd. 37, S. 71 Mitte). Vgl. auch Vaihingers Kommentar zur Kr. d. r. V. I S. 485 ff. und H. Cohens Kommentar (Phil. Bibl. 113), S. 20 f.

§ 32[a]). [178]

Die Einbildungskraft ist indessen nicht so schöpferisch, als man wohl vorgibt. Wir können uns für ein vernünftiges Wesen keine andere Gestalt als schicklich denken, als die Gestalt eines Menschen[b]). Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder einen Gott verfertigt, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Teile zu enthalten, die sich seiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht zusammen vereinigen lassen (als Flügel, Krallen oder Hufe). Die Größe dagegen kann er dichten, wie er will.

Die Täuschung durch die Stärke der Einbildungskraft des Menschen geht oft so weit, daß er dasjenige, was er nur im Kopf hat, außer sich zu sehen und zu fühlen glaubt. Daher der Schwindel, der den, welcher in einen Abgrund sieht, befällt, ob er gleich eine genugsam breite Fläche um sich hat, um nicht zu fallen, oder gar an einem festen Geländer steht. — Wunderlich ist die Furcht einiger Gemütskranken vor der Anwandlung eines inneren Antriebes, sich

---

Wir gelangen zwar zur Erkenntnis derselben durch Erfahrung ihrer Wirkungen; die oberste Ursache aber und die einfachen Bestandteile, darin ihr Stoff aufgelöst werden kann, sind für uns unerreichbar. — — Was mag wohl die Ursache davon sein, daß alle organische Wesen, die wir kennen, ihre Art nur durch die Vereinigung zweier Geschlechter (die man dann das männliche und weibliche nennt) fortpflanzen?[c]) Man kann doch nicht annehmen, daß der Schöpfer bloß der Sonderbarkeit halber, und nur um auf unserem Erdglob eine Einrichtung, die ihm so gefiele, zu machen, gleichsam nur gespielt habe; sondern es scheint, es müsse unmöglich sein, aus der Materie unseres Erdballs organische Geschöpfe durch Fortpflanzung anders entstehen zu lassen, ohne daß dazu zwei Geschlechter gestiftet wären. — — In welchem Dunkel verliert sich die menschliche Vernunft, wenn sie hier den Abstamm zu ergründen, ja auch nur zu erraten es unternehmen will?

---

a) In H und 1. Auflage folgt hier noch die Überschrift: „Erläuterung durch Beispiele".

b) Vgl. S. 73.

c) „fortpflanzen" statt „fortgepflanzt werden" ist eine Verbesserung der 3. und 4. Auflage.

wohl gar freiwillig herunterzustürzen. — Der Anblick des Genusses ekler Sachen an anderen (z. B. wenn die Tungusen den Rotz aus den Nasen ihrer Kinder mit einem Tempo aussaugen und verschlucken) bewegt den Zuschauer ebenso zum Erbrechen, als wenn ihm selbst ein solcher Genuß aufgedrungen würde[a]).

Das Heimweh der Schweizer (und wie ich es aus dem Munde eines erfahrenen Generals habe, auch der Westfäler und der Pommern in einigen Gegenden), welches sie befällt, wenn sie in andere Länder versetzt werden, ist die Wirkung einer durch die Zurückrufung der Bilder der Sorgenfreiheit und nachbarlichen Gesellschaft[b]) in ihren Jugendjahren erregten Sehnsucht nach den Örtern, wo sie die sehr einfachen Lebensfreuden genossen, da sie dann nach dem [179] späteren Besuche derselben sich in ihrer Er | wartung sehr getäuscht und so auch geheilt finden; zwar in der Meinung, daß sich dort alles sehr geändert habe, in der Tat aber, weil sie ihre Jugend dort nicht wiederum hinbringen können; wobei es doch merkwürdig ist, daß dieses Heimweh mehr die Landleute einer geldarmen, dafür aber durch Brüder- und Vetterschaften verbundenen Provinz, als diejenigen befällt, die mit Gelderwerb beschäftigt sind und das *patria ubi bene* sich zum Wahlspruch machen.

Wenn man vorher gehört hat, daß dieser oder jener ein böser Mensch ist, so glaubt man ihm die Tücke im Gesicht lesen zu können, und Dichtung mischt sich hier, vornehmlich wenn Affekt und Leidenschaft hinzukommen, mit der Erfahrung zu einer Empfindung[c]). Nach Helvetius[d]) sah eine Dame durch ein Teleskop im Monde die Schatten zweier Verliebten; der Pfarrer, der nachher dadurch beobachtete, sagte: „Nicht doch, Madame; es sind zwei Glockentürme an einer Hauptkirche."

Man kann zu allen diesen noch die Wirkungen durch die Sympathie der Einbildungskraft zählen. Der Anblick

---

a) H und 1. Auflage: „als wenn er es selbst hätte tun wollen".

b) H und 1. Auflage: „Geselligkeit".

c) „zu einer Empfindung" Zusatz des Drucks.

d) Helvetius, *De l'esprit*, Disc. I, cap. 2.

eines Menschen in konvulsivischen oder gar epileptischen Zufällen reizt zu ähnlichen krampfhaften Bewegungen; so wie das Gähnen anderer, um mit ihnen zu gähnen, und der Arzt, Herr Michaelis[a]), führt an: daß, als bei der Armee in Nordamerika ein Mann in heftige Raserei geriet, zwei oder drei beistehende durch den Anblick desselben plötzlich auch darein versetzt wurden, wiewohl dieser Zufall nur vorbeigehend war; daher es Nervenschwachen (Hypochondrischen) nicht zu raten ist, aus Neugierde Tollhäuser zu besuchen. Mehrenteils vermeiden sie dieses auch von selbst: weil sie für ihren Kopf fürchten. — Man wird auch finden, daß lebhafte Personen, wenn jemand ihnen etwas im Affekt, vornehmlich des Zorns, was ihm[b]) begegnet sei, erzählt, bei starker Attention Gesichter dazu schneiden und unwillkürlich in ein Spiel der Mienen, die zu jenem Affekt passen, versetzt werden. — Man will auch bemerkt haben: daß miteinander sich wohlvertragende Eheleute nach und nach eine Ähnlichkeit in Gesichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Ursache sei, weil sie sich um dieser Ähnlichkeit halber (*similis simili gaudet*) geehlicht haben; welches doch falsch ist, denn die Natur treibt beim Instinkt der Geschlechter eher zur Verschiedenheit der Subjekte, die sich ineinander verlieben sollen, damit alle Mannigfaltigkeit, welche sie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde. Sondern die Vertraulichkeit und Neigung, mit der sie einander in ihren einsamen Unterhaltungen, dicht nebeneinander, oft und lange in die Augen sehen, bringt sym| [108] pathetische ähnliche Mienen hervor, die, wenn sie fixiert werden, endlich in stehende Gesichtszüge übergehen.

Endlich kann man zu diesem unabsichtlichen Spiel der produktiven Einbildungskraft, die alsdann Phantasie genannt werden kann, auch den Hang zum arglosen Lügen rechnen, der bei Kindern allemal, bei Erwachsenen, aber sonst gutmütigen dann und wann, bisweilen fast als anerbende Krankheit angetroffen wird, wo beim Erzählen die

---

a) C. F. Michaëlis, Professor und Leibarzt zu Kassel, in seiner *Medizinisch-praktischen Bibliothek* (Göttingen 1785), Bd. I, S. 114 ff. [Külpe].

b) 1. Auflage: „ihnen“.

Begebenheiten und vorgeblichen Abenteuer, wie eine herabrollende Schneelawine wachsend, aus der Einbildungskraft hervorgehen, ohne irgendeinen Vorteil zu beabsichtigen, als bloß sich interessant zu machen; wie der Ritter John Falstaff beim Shakespeare, der aus zwei Männern in Friesskleidern fünf Personen machte, ehe er seine Erzählung endigte[a]). —

§ 33[b]).

Weil die Einbildungskraft reicher und fruchtbarer an Vorstellungen ist als der Sinn, so wird sie, wenn eine Leidenschaft hinzutritt, durch die Abwesenheit des Gegenstandes mehr belebt als durch die Gegenwart: wenn etwas geschieht, was dessen Vorstellung, die eine Zeitlang durch Zerstreuungen getilgt zu sein schien, wiederum ins Gemüt zurückruft. — So hatte ein deutscher Fürst, sonst ein rauher Krieger, aber doch edler Mann, um seine Verliebung in eine bürgerliche Person[c]) in seiner Residenz sich aus dem Sinn zu bringen, eine Reise nach Italien[d]) unternommen; der erste Anblick aber ihrer Wohnung bei seiner Wiederkehr erweckte weit stärker, als es ein anhaltender Umgang getan hätte, die Einbildungskraft, so daß er der Entschließung ohne weitere Zögerung nachgab, die glücklicherweise auch der Erwartung entsprach. — Diese Krankheit, als Wirkung einer dichtenden Einbildungskraft, ist unheilbar: außer durch die Ehe. Denn diese ist Wahrheit (*eripitur persona, manet res. Lucret.*[e])).

Die dichtende Einbildungskraft stiftet eine Art von

a) Eigentlich elf, vgl. Shakespeares Heinrich IV., I. Teil, II 4. Kant erwähnt in seinen Vorlesungen Shakespeare öfters und bezeichnet ihn als, wenngleich regelloses, Genie (vgl. *O. Schlapp, Kants Lehre vom Genie*, Gött. 1901, Register); dennoch hätte er ihn nach desselben Schriftstellers Vermutung (a. a. O. S. 246 Anm.) nur vom Hörensagen gekannt.

b) In H und 1. Auflage vorher die Überschrift: „Von den Mitteln der Belebung und Bezähmung des Spiels der Einbildungskraft".

c) Leopold von Dessau und die Apothekerstochter Annelise Föse, die er auch heiratete (1698).

d) „nach Italien" fehlt in H.

e) Lucrez, *De rerum natura* III, 58.

Umgange mit uns selbst, obgleich bloß als Erscheinungen des inneren Sinnes, doch nach einer Analogie mit äußeren. Die Nacht belebt sie und erhöht sie über ihren wirklichen Gehalt: so wie der Mond zur Abendzeit eine große Figur am Himmel macht, der am hellen Tage nur wie ein unbedeutendes Wölkchen anzusehen ist. Sie schwärmt in demjenigen, der in der Stille der Nacht lukubriert[a]) oder auch mit seinem eingebildeten Gegner zankt oder, in seinem Zimmer herumgehend, Luftschlösser baut. Aber alles, was ihm da wichtig zu sein scheint, verliert an dem auf den Nachtschlaf folgenden Morgen seine ganze Wichtigkeit; wohl aber fühlt er mit der Zeit von dieser übeln | Gewohnheit Abspannung der Gemütskräfte. Daher ist die Bezähmung seiner Einbildungskraft durch frühes Schlafengehen, um früh wieder aufstehen zu können, eine zur psychologischen Diät gehörige sehr nützliche Regel; das Frauenzimmer aber und die Hypochondristen (die gemeiniglich eben daher ihr Übel haben) lieben mehr das entgegengesetzte Verhalten. — Warum lassen sich Geistergeschichten in später Nacht noch wohl anhören, die am Morgen bald nach dem Aufstehen jedem abgeschmackt und für die Unterhaltung ganz unschicklich vorkommen; wo man dagegen frägt: was Neues im Haus- oder gemeinen Wesen vorgefallen sei, oder seine Arbeit des vorigen Tages fortsetzt? Die Ursache ist: weil, was an sich bloß Spiel ist, dem Nachlassen der den Tag über erschöpften Kräfte, was aber Geschäfte ist, dem durch die Nachtruhe gestärkten und gleichsam neugeborenen Menschen angemessen ist. [181]

Die Vergehungen (*vitia*) der Einbildungskraft sind: daß ihre Dichtungen entweder bloß zügellos oder gar regellos sind (*effrenis aut perversa*). Der letztere Fehler ist der ärgste. Die ersteren Dichtungen könnten doch wohl in einer möglichen Welt (der Fabel) ihre Stelle finden; die letzteren in gar keiner, weil sie sich widersprechen. — Daß die in der libyschen Wüste Ras-Sem[b]) häufig anzu-

a) = bei Licht studiert.

b) Kant kannte sie wohl aus einem Aufsatz des *Hamburgischen Magazin* XIX (1757) S. 631ff.: „Abhandlung von einer versteinerten Stadt in der Landschaft Tripoli in Afrika" [Külpe].

treffenden in Stein gehauenen Menschen- und Tiergestalten von den Arabern mit Grauen angesehen werden, weil sie solche für durch den Fluch versteinerte Menschen halten, gehört zu Einbildungen der ersteren Gattung, nämlich der zügellosen Einbildungskraft. — Daß aber nach der Meinung derselben Araber diese Bildsäulen von Tieren am Tage der allgemeinen Auferstehung den Künstler anschnarchen und ihm es verweisen werden, daß er sie gemacht und ihnen doch keine Seele habe geben können, ist ein Widerspruch. — Die zügellose Phantasie kann immer noch einbeugen (wie die jenes Dichters, den der Kardinal Este bei Überreichung des ihm gewidmeten Buchs fragte: „Meister Ariosto, wo, Henker, habt Ihr alles das tolle Zeug her?"[a]); sie ist Üppigkeit aus ihrem Reichtum; aber die regellose nähert sich dem Wahnsinn, wo die Phantasie gänzlich mit dem Menschen spielt und der Unglückliche den Lauf seiner Vorstellungen gar nicht in seiner Gewalt hat.

Übrigens kann ein politischer Künstler ebensogut wie ein ästhetischer durch Einbildung, die er statt der Wirklichkeit vorzuspiegeln versteht, z. B. von Freiheit des Volks, die (wie die im englischen Parlament), oder des Ranges und der Gleichheit[b]) (wie im französischen Konvent), in bloßen Formalien besteht, die Welt leiten und re- [182] gieren (*mundus vult decipi*); | aber es ist doch besser, auch nur den Schein von dem Besitz dieses die Menschheit veredelnden Guts für sich zu haben, als sich desselben handgreiflich beraubt zu fühlen.

Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen durch die Einbildungskraft.

§ 34.

Das Vermögen, sich vorsätzlich das Vergangene zu vergegenwärtigen, ist das Erinnerungsvermögen und

a) „das tolle" fehlt in H.

b) Hinter „Gleichheit" hat H die durchstrichenen Worte „(populäre Betitelung)".

das Vermögen, sich etwas als zukünftig vorzustellen, das Vorhersehungsvermögen. Beide gründen sich, sofern sie sinnlich sind, auf die Assoziation[a] der Vorstellungen des vergangenen und künftigen Zustandes des Subjekts mit dem gegenwärtigen, und obgleich nicht selbst Wahrnehmungen, dienen sie zur Verknüpfung der Wahrnehmungen in der Zeit, das, was nicht mehr ist, mit dem, was noch nicht ist, durch das, was gegenwärtig ist, in einer zusammenhängenden Erfahrung zu verknüpfen. Sie heißen Erinnerungs- und Divinationsvermögen der Respizienz und Prospizienz (wenn man sich diese Ausdrücke erlauben darf), da man sich seiner Vorstellungen als solcher, die im vergangenen oder künftigen Zustande anzutreffen wären, bewußt ist.

A. Vom Gedächtnis.

Das Gedächtnis ist von der bloß reproduktiven Einbildungskraft darin unterschieden, daß es die vormalige Vorstellung willkürlich zu reproduzieren vermögend, das Gemüt also nicht ein bloßes Spiel von jener ist. Phantasie, d. i. schöpferische Einbildungskraft, muß sich nicht darein mischen, denn dadurch würde das Gedächtnis untreu. — Etwas bald ins Gedächtnis fassen, sich leicht worauf besinnen und es lange behalten, sind die formalen Vollkommenheiten des Gedächtnisses. Diese Eigenschaften sind aber selten beisammen. Wenn jemand glaubt, etwas im Gedächtnis zu haben, aber es nicht zum Bewußtsein bringen kann, so sagt er, er könne es nicht entsinnen (nicht sich entsinnen; denn das bedeutet so viel, als sich sinnlos machen). Die Bemühung hiebei ist, wenn man doch darauf bestrebt ist, sehr kopfangreifend, und man tut am besten, daß man sich eine Weile durch andere Gedanken zerstreut und von Zeit zu | Zeit nur flüchtig [183] auf das Objekt zurückblickt; dann ertappt man gemeiniglich

a) H und 1. Auflage: „Sie sind, wenn dieser ihr Akt hiebei vorsätzlich ist, das Erinnerungs- und Vorhersehungsvermögen, und gründen sich, sofern sie sinnlich sind, auf der Assoziation.“

eine von den assoziierten Vorstellungen, welche jene zurückruft.

Methodisch etwas ins Gedächtnis fassen (*memoriae mandare*) heißt memorieren (nicht studieren, wie der gemeine Mann es von dem Prediger sagt, der seine künftig zu haltende Predigt bloß auswendig lernt). — Dieses Memorieren kann mechanisch oder ingeniös oder auch judiziös sein. Das erstere beruht bloß auf öfterer, buchstäblicher Wiederholung: z. B. beim Erlernen des Einmaleins, wo der Lernende die ganze Reihe der aufeinander in der gewöhnlichen Ordnung folgenden Worte durchgehen muß, um auf das Gesuchte zu kommen; z. B. wenn der Lehrling gefragt wird: wieviel macht 3 mal 7? so wird er, von 3 mal 3 anfangend, wohl auf 21 kommen; frägt man ihn aber: wieviel macht 7 mal 3? so wird er sich nicht sobald besinnen können, sondern die Zahlen umkehren müssen, um sie in die gewohnte Ordnung zu stellen. Wenn das Erlernte eine feierliche Formel ist, in der kein Ausdruck abgeändert werden, sondern die, wie man sagt, hergebetet werden muß, so sind wohl Leute von dem besten Gedächtnis furchtsam, sich darauf zu verlassen (wie denn diese Furcht selbst sie irremachen könnte), und halten es daher[a]) für nötig, sie abzulesen; wie es auch die geübtesten Prediger tun, weil die mindeste Abänderung der Worte hiebei lächerlich sein würde.

Das ingeniöse Memorieren ist eine Methode, gewisse Vorstellungen[b]) durch Assoziation mit Nebenvorstellungen, die an sich (für den Verstand) gar keine Verwandtschaft miteinander haben, z. B. Laute einer Sprache mit gänzlich ungleichartigen Bildern, die jenen korrespondieren sollen, dem Gedächtnis einzuprägen[c]); wo man, um etwas leichter ins Gedächtnis zu fassen, dasselbe noch mit mehr Nebenvorstellungen belästigt; folglich ungereimt, als regelloses

---

a) H und 1. Auflage: „(und diese Furcht selbst kann sie fehlen machen), sondern sie halten es".

b) „gewisse Vorstellungen" Zusatz der 2. Auflage.

c) H und 1. Auflage: „durch die Ähnlichkeit der Laute einer Sprache bei der gänzlichen Ungleichartigkeit der Bilder, die . . . sollten, einander zur Erinnerung anzuknüpfen".

Verfahren der Einbildungskraft[a]) in der Zusammenpaarung dessen, was nicht unter einem und demselben Begriffe zusammengehören kann; und zugleich Widerspruch zwischen Mittel und Absicht, da man dem Gedächtnis die Arbeit zu erleichtern sucht, in der Tat aber sie durch die ihm unnötig aufgebürdete Assoziation sehr disparater Vorstellungen erschwert[b])*). Daß Witzlinge selten ein treues Gedächtnis | haben (*ingeniosis non admodum fida est memoria*), ist eine Bemerkung, die jenes Phänomen erklärt. [184]

Das judiziöse Memorieren ist kein anderes als das einer Tafel der Einteilung eines Systems (z. B. des Linnäus) in Gedanken; wo, wenn man irgend etwas sollte vergessen haben, man sich durch die Aufzählung der Glieder, die man behalten hat, wieder zurecht finden kann; oder auch der Abteilungen eines sichtbar gemachten Ganzen (z. B. der Provinzen eines Landes auf einer Karte, welche nach Norden, Westen usw. liegen), weil man auch dazu Verstand braucht und dieser wechselseitig der Einbildungskraft zu Hilfe kommt. Am meisten die Topik, d. i. ein Fachwerk für allgemeine Begriffe, Gemeinplätze[c]) genannt, welches durch Klasseneinteilung, wie wenn man in einer Bibliothek die Bücher[d]) in Schränke mit verschiedenen Aufschriften verteilt, die Erinnerung erleichtert.

---

*) So ist die Bilderfibel, wie die Bilderbibel, oder gar eine in Bildern vorgestellte Pandektenlehre ein optischer Kasten eines kindischen Lehrers, um seine Lehrlinge noch kindischer zu machen, als sie waren. Von der letzteren kann ein auf solche Art dem Gedächtnis anvertrauter Titel der Pandekten: *de heredibus suis et legitimis*, zum Beispiel dienen. Das erste Wort wurde durch einen Kasten mit Vorhängeschlössern sinnlich gemacht, das zweite durch eine Sau, das dritte durch die zwei Tafeln Mosis.

---

a) H und 1. Auflage: „als regellose Einbildungskraft".

b) 1. Auflage: „Widerspruch der Absicht mit sich selbst durch Vermehrung dessen, was im Kopf behalten werden muß, um es sich gelegentlich zu erinnern, ein vorgebliches Mittel der Verminderung der Beschwerde, sich dessen erinnern zu können."

c) H: „Gemeinplätze *(loci topici)*".

d) H und 1. Auflage: „welches eine Klasseneinteilung, gleich als in einer Bibliothek".

Eine Gedächtniskunst (*ars mnemonica*) als allgemeine Lehre gibt es nicht. Unter die besonderen dazu gehörigen Kunstgriffe gehören die Denksprüche in Versen (*versus memoriales*): weil der Rhythmus einen regelmäßigen Silbenfall enthält, der dem Mechanism des Gedächtnisses sehr zum Vorteil gereicht[a]). — Von den Wundermännern des Gedächtnisses, einem Picus von Mirandola, Scaliger, Angelus Politanus, Magliabecchi[b]) usw., den Polyhistoren, die eine Ladung Bücher für hundert Kamele als Materialien für die Wissenschaften in ihrem Kopf herumtragen, muß man nicht verächtlich sprechen, weil sie vielleicht die für das Vermögen der Auswahl aller dieser Kenntnisse zum zweckmäßigen Gebrauch angemessene Urteilskraft nicht besaßen; denn es ist doch schon Verdienst genug, die rohe Materie reichlich herbeigeschafft zu haben; wenngleich andere Köpfe nachher hinzukommen müssen, sie mit Urteilskraft zu verarbeiten (*tantum scimus, quantum memoria tenemus*). Einer der Alten[c]) sagte: „Die Kunst zu schreiben hat das Gedächtnis zugrunde gerichtet (zum Teil entbehrlich gemacht)." Etwas Wahres ist in diesem Satz: denn der gemeine Mann hat das Mannigfaltige, was ihm aufgetragen wird, gemeiniglich besser auf der Schnur, es nach der Reihe zu verrichten und sich darauf zu besinnen: eben darum weil das Gedächtnis hier mechanisch [185] ist | und sich kein Vernünfteln einmischt; dahingegen dem Gelehrten, welchem viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, vieles von seinen Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Zerstreuung entwischt, weil er sie nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit aufgefaßt hat. Aber mit der Schreibtafel in der Tasche sicher zu sein, alles, mas man in den Kopf zum Aufbewahren niedergelegt hat, ganz genau und ohne Mühe wiederzufinden,

---

a) H und 1. Auflage: „ist".

b) Pico von Mirandola, Neuplatoniker der Renaissance (1463—94); Julius Caesar Scaliger (1484—1558), Vater des berühmten Philologen Justus Scaliger; Angelus Politianus, florentinischer Philologe (1454—94); Antonio Magliabecchi (1633 bis 1714), gelehrter Bibliothekar und Sammler in Florenz.

c) Gemeint ist Plato in seinem Phädrus (275 A).

ist doch eine große Bequemlichkeit, und[a]) die Schreibkunst bleibt immer[b]) eine herrliche Kunst, weil, wenn sie auch nicht zur Mitteilung seines Wissens an andere gebraucht würde, sie doch die Stelle des ausgedehntesten und treuesten Gedächtnisses vertritt, dessen Mangel sie ersetzen kann.

Vergeßlichkeit (*obliviositas*) hingegen, wo der Kopf, so oft er auch gefüllt wird, doch wie ein durchlöchertes Faß immer leer bleibt, ist ein um desto größeres Übel. Dieses ist bisweilen unverschuldet; wie bei alten Leuten, welche sich zwar die Begebenheiten ihrer jüngeren Jahre gar wohl erinnern können, aber das nächst Vorhergehende immer aus den Gedanken verlieren. Aber oft ist es doch auch die Wirkung einer habituellen Zerstreuung, welche vornehmlich die Romanleserinnen anzuwandeln pflegt. Denn weil bei dieser Leserei die Absicht nur ist, sich für den Augenblick zu unterhalten, indem man weiß, daß es bloße Erdichtungen sind, die Leserin hier also volle Freiheit hat, im Lesen nach dem Laufe ihrer Einbildungskraft zu dichten[c]), welches natürlicherweise zerstreut und die Geistesabwesenheit (Mangel der Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige) habituell macht: so muß das Gedächtnis dadurch unvermeidlich geschwächt werden. — Diese Übung in der Kunst, die Zeit zu töten und sich für die Welt unnütz zu machen, hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, ist abgesehen von der phantastischen Gemütsstimmung, welche sie hervorbringt, einer der feindseligsten Angriffe aufs Gedächtnis.

B. Von dem Vorhersehungsvermögen.
(*Praevisio.*)

§ 35.

Dieses Vermögen zu besitzen, interessiert mehr als jedes andere: weil es die Bedingung aller möglichen Praxis

---

a) „ist ... und“ Zusatz der 2. Auflage.
b) 1. Auflage: „ist doch“.
c) H: „mehr Abenteuer nach dem ... hinzuzudichten“.

und der Zwecke ist, worauf der Mensch den Gebrauch seiner Kräfte bezieht. Alles Begehren enthält ein (zweifel- [186] haftes oder gewisses) Voraussehen dessen, was durch diese | möglich ist. Das Zurücksehen aufs Vergangene (Erinnern) geschieht nur in der Absicht, um das Voraussehen des Künftigen dadurch möglich zu machen: indem wir im Standpunkte der Gegenwart überhaupt um uns sehen, um etwas zu beschließen oder worauf gefaßt zu sein.

Das empirische Voraussehen ist die Erwartung ähnlicher Fälle (*exspectatio casuum similium*) und bedarf keiner Vernunftkunde von Ursachen und Wirkungen, sondern nur der Erinnerung beobachteter Begebenheiten, wie sie gemeiniglich aufeinander folgen[a]), und wiederholte Erfahrungen bringen darin eine Fertigkeit hervor. Wie Wind und Wetter stehen werden, interessiert sehr den Schiffer und Ackersmann. Aber wir reichen hierin mit unserer Vorhersagung nicht viel weiter als der sogenannte Bauernkalender, dessen Voraussagungen, wenn sie etwa eintreffen, gepriesen, treffen sie nicht ein, vergessen werden und so immer in einigem Kredit bleiben. — Man sollte fast glauben, die Vorsehung habe das Spiel der Witterungen absichtlich so undurchschaulich verflochten, damit es Menschen nicht so leicht wäre, für jede Zeit die dazu erforderlichen Anstalten zu treffen, sondern damit sie Verstand zu brauchen genötigt würden, um auf alle Fälle bereit zu sein.

In den Tag hinein (ohne Vorsicht und Besorgnis) leben, macht zwar dem Verstande des Menschen eben nicht viel Ehre; wie dem Karaiben, der des Morgens seine Hangmatte verkauft und des Abends darüber betreten ist, daß er nicht weiß, wie er des Nachts schlafen wird. Wenn aber dabei nur kein Verstoß wider die Moralität vorkommt, so kann man einen, der für alle Ereignisse abgehärtet ist, wohl für glücklicher halten als den, der sich immer nur mit trüben Aussichten die Lust am Leben verkümmert. Unter allen Aussichten aber, die der Mensch nur haben kann, ist die wohl die tröstlichste[b]), wenn er nach seinem

a) H: „folgten".
b) „wohl die tröstlichste" fehlt in H.

gegenwärtigen moralischen Zustande Ursache hat, die Fortdauer und das fernere Fortschreiten zum noch Besseren im Prospekt zu haben. Dagegen wenn er zwar mutig den Vorsatz faßt, von nun an einen neuen und besseren Lebenswandel einzuschlagen, sich aber selbst sagen muß: es wird doch wohl nichts daraus werden, weil du öfters dieses Versprechen (durch Prokrastination[a]) dir gegeben, es aber immer unter dem Vorwande einer Ausnahme für dieses einzige Mal gebrochen hast: so ist das ein trostloser Zustand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Wo es aber auf das Schicksal, was über uns schweben mag, nicht auf den Gebrauch unserer freien Willkür ankommt, da ist die Aussicht in | die Zukunft entweder Vor- [187] empfindung, d. i. Ahndung (*praesensio*), oder*) Vorhererwartung (*praesagitio*). Das erstere deutet gleichsam einen verborgenen Sinn für das an, was noch nicht gegenwärtig ist; das zweite ein durch Reflexion über das Gesetz der Folge der Begebenheiten nacheinander (das der Kausalität) erzeugtes Bewußtsein des Künftigen.

Man sieht leicht, daß alle Ahndung ein Hirngespinst sei; denn wie kann man empfinden, was noch nicht ist? Sind es aber Urteile aus dunkelen Begriffen eines solchen Kausalverhältnisses, so sind es nicht Vorempfindungen, sondern man kann die Begriffe, die dazu führen, entwickeln und, wie es mit dem gedachten Urteil zustehe, erklären. — Ahndungen sind mehrenteils von der ängstlichen Art; die Bangigkeit, welche ihre physische Ursachen hat, geht vorher, unbestimmt was der Gegenstand der Furcht sei. Aber es gibt auch frohe und kühne Ahndungen

---

*) Man hat neuerlich[b]) zwischen etwas Ahnen und Ahnden einen Unterschied machen wollen; allein das erstere ist kein deutsches Wort, und es bleibt nur das letztere. — Ahnden bedeutet soviel als Gedenken. Es ahndet mir heißt: es schwebt etwas meiner Erinnerung dunkel vor; etwas ahnden bedeutet jemandes Tat ihm im Bösen gedenken (d. i. sie bestrafen). Es ist immer derselbe Begriff, aber anders gewandt.

---

a) = Aufschieben (so z. B. bei Cicero Phil. 6, 7).

b) Der Unterschied ist vielmehr schon alt, heute auch allgemein anerkannt.

von Schwärmern, welche die nahe Enthüllung eines Geheimnisses, für das der Mensch doch keine Empfänglichkeit der Sinne hat, wittern und die Vorempfindung dessen, was sie als Epopten[a]) in mystischer Anschauung erwarten, soeben entschleiert zu sehen glauben[b]). — Der Bergschotten ihr zweites Gesicht, mit welchem etliche unter ihnen einen am Mastbaum Aufgeknüpften zu sehen glauben, von dessen Tode sie, wenn sie wirklich in den entfernten Hafen eingelaufen sind, die Nachricht erhalten zu haben vorgeben[c]), gehört auch in diese Klasse der Bezauberungen.

C. Von der Wahrsagergabe.
(*Facultas divinatrix.*)

§ 36.

Vorhersagen, Wahrsagen und Weissagen sind darin unterschieden: daß das erstere ein Vorhersehen nach Erfahrungsgesetzen (mithin natürlich), das zweite den bekannten Erfahrungsgesetzen entgegen (widernatürlich), das dritte aber Eingebung einer von der Natur unterschiedenen Ursache (übernatürlich) ist oder dafür gehalten [188] wird, deren | Fähigkeit[d]), weil sie von dem Einflusse eines Gottes herzurühren scheint, auch das eigentliche Divinationsvermögen genannt wird (denn uneigentlich wird jede scharfsinnige Erratung des Künftigen auch Divination genannt).

Wenn es von jemand heißt: er wahrsagt dieses oder jenes Schicksal, so kann dieses eine ganz natürliche Geschicklichkeit anzeigen. Von dem aber, der hierin eine übernatürliche Einsicht vorgibt, muß es heißen: er wahrsagert; wie die Zigeuner von hinduischer Abstammung, die das Wahrsagen aus der Hand Planetenlesen nennen;

---

a) = Schauende, d. i. die in die großen eleusinischen Mysterien Eingeweihten (öfters bei Wieland).

b) H: „vernehmen werden, zu haben glauben".

c) „zu haben vorgeben" fehlt in H.

d) Statt „deren Fähigkeit" haben H und 1. Auflage bloß „und".

oder die Astrologen und Schatzgräber, denen sich auch die Goldmacher anschließen, über welche alle im griechischen Altertum die Pythia, zu unserer Zeit aber der lumpichte sibirische Schaman hervorragt. Die Wahrsagungen der Auspizen und Haruspizen der Römer hatten nicht sowohl die Entdeckung des Verborgenen im Laufe der Begebenheiten der Welt, als vielmehr des Willens der Götter, dem sie sich ihrer Religion gemäß zu fügen hatten[a]), zur Absicht. — Wie aber gar die Poeten dazu kamen, sich auch für begeistert (oder besessen) und für wahrsagend (*vates*) zu halten, und in ihren dichterischen Anwandlungen (*furor poeticus*) Eingebungen zu haben sich berühmen konnten, kann nur dadurch erklärt werden: daß der Dichter nicht so wie der Prosenredner bestellte Arbeit mit Muße verfertigt, sondern den günstigen Augenblick seiner ihn anwandelnden inneren Sinnenstimmung haschen muß, in welchem ihm lebendige und[b]) kräftige Bilder und Gefühle von selbst zuströmen, und er hiebei sich gleichsam nur leidend verhält; wie es denn auch schon eine alte Bemerkung ist, daß dem Genie eine gewisse Dosis von Tollheit beigemischt sei. Hierauf gründet sich auch der Glaube an Orakelsprüche, die in den blind gewählten Stellen berühmter (gleichsam durch Eingebung getriebener)[c]) Dichter vermutet wurden (*sortes Virgilianae*)[d]): ein dem Schatzkästlein der neueren Frömmler ähnliches Mittel, den Willen des Himmels zu entdecken; oder auch die Auslegung Sibyllinischer Bücher, die den Römern das Staatsschicksal vorherverkündigt haben sollen, und deren sie, leider! durch übelangewandte Knickerei zum Teil[e]) verlustig geworden sind[f]).

---

a) H und 1. Auflage: „hätten".

b) „lebendige und" fehlt in der Handschrift.

c) Die eingeklammerten Worte Zusatz des Drucks.

d) Die Sitte, Virgil zu diesem Zweck zu benutzen, war im Mittelalter und bis ins 16. Jahrhundert weit verbreitet.

e) „zum Teil" Zusatz der 2. Auflage.

f) Geht auf die bekannte Sage von Tarquinius Superbus und der (kumäischen) Sibylle, übrigens nicht von Livius, wie Külpe Akademie-Ausgabe S. 360 meint, sondern von Gellius (I, 19) erzählt.

Alle Weissagungen, die ein unablenkbares Schicksal eines Volks vorherverkündigen, was doch von ihm selbst verschuldet, mithin durch seine freie Willkür herbeigeführt sein soll, haben außer dem, daß das Vorherwissen ihm unnütz ist, weil es ihm doch nicht entgehen kann, das Ungereimte an sich, daß in diesem unbedingten Ver- [189] hängnis (*decretum ab* | *solutum*) ein Freiheitsmechanismus gedacht wird, wovon der Begriff sich selbst widerspricht.

Das Äußerste der Ungereimtheit oder des Betrugs im Wahrsagern[a]) war wohl dies, daß ein Verrückter für einen Seher (unsichtbarer Dinge) gehalten wurde; als ob[b]) aus ihm gleichsam ein Geist rede, der die Stelle der Seele, die so lange von der Behausung des Körpers Abschied genommen habe, vertrete; und daß der arme Seelenkranke (oder auch nur Epileptische) für einen Energumenen (Besessenen) galt, und er, wenn der ihn besitzende Dämon für einen guten Geist gehalten wurde, bei den Griechen ein Mantis, dessen Ausleger aber Prophet hieß. — Alle Torheit mußte erschöpft werden, um das Künftige, dessen Voraussehung uns so sehr interessiert, mit Überspringung aller Stufen, welche vermittelst des Verstandes durch Erfahrung dahin führen möchten, in unseren Besitz zu bringen. *O curas hominum!*

Es gibt sonst keine so sichere und doch in so große Weite hinaus erstreckte Wahrsagungswissenschaft als die der Astronomie, welche die Umwälzungen der Himmelskörper ins Unendliche vorherverkündigt. Aber das hat doch nicht hindern können, daß sich nicht bald eine Mystik hinzugesellt hat, welche nicht etwa, wie die Vernunft es verlangt, die Zahlen der Weltepochen von den Begebenheiten, sondern umgekehrt die Begebenheiten von gewissen heiligen[c]) Zahlen abhängig machen wollte und so die Chronologie selbst, eine so notwendige Bedingung aller Geschichte, in eine Fabel verwandelte.

---

a) So nach H, vgl. S. 94 unten. 1. und 2. Auflage: „Wahrsagerin".

b) H und 1. Auflage: „wird, daß".

c) „heiligen" fehlt im Druck.

Von der unwillkürlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. i. vom Traume.

§ 37.

Was Schlaf, was Traum, was Somnambulism (wozu auch das laute Sprechen im Schlaf gehört) seiner Naturbeschaffenheit nach sei, zu erforschen, ist außerhalb dem Felde einer pragmatischen Anthropologie gelegen; denn man kann aus diesem Phänomen keine Regeln[a]) des Verhaltens im Zustande des Träumens ziehen; indem diese nur für den Wachenden gelten, der nicht träumen oder[b]) gedankenlos schlafen will[c]). Und das Urteil jenes griechischen Kaisers, der einen Menschen, welcher seinen Traum, er habe den Kaiser umgebracht, seinen Freunden erzählte, zum Tode verurteilte unter dem Vorwand, „es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre", ist der | Erfahrung zuwider und grausam. [190] „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein jeder seine eigene." — Das Träumen scheint zum Schlafen so notwendig zu gehören, daß Schlafen und Sterben einerlei sein würde, wenn der Traum nicht als eine natürliche, obzwar unwillkürliche Agitation der inneren Lebensorgane durch die Einbildungskraft hinzukäme. So erinnere ich mich sehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiele ermüdet, zum Schlafe hinlegte, im Augenblick des Einschlafens durch einen Traum, als ob ich ins Wasser gefallen wäre und, dem Versinken nahe, im Kreise herumgedreht würde[d]), schnell erwachte, um aber bald wieder und ruhiger einzuschlafen, vermutlich weil die Tätigkeit der Brustmuskeln im Atemholen, welches von der Willkür gänzlich abhängt, nachläßt, und so mit der Ausbleibung des Atemholens die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder ins Spiel versetzt werden

---

a) H und 1. Auflage: „Regel".
b) 1. Auflage: „sondern".
c) „der . . . will" fehlt in H.
d) H und 1. Auflage: „wurde".

muß. — Dahin gehört auch die wohltätige Wirkung des Traums beim sogenannten Alpdrücken (*incubus*). Denn ohne diese fürchterliche Einbildung von einem uns drückenden Gespenst und der Anstrengung aller Muskelkraft, sich in eine andere Lage zu bringen, würde der Stillstand des Bluts dem Leben geschwind ein Ende machen. Ebendarum scheint die Natur es so eingerichtet zu haben, daß bei weitem die mehrsten Träume Beschwerlichkeiten und gefahrvolle Umstände enthalten: weil dergleichen Vorstellungen die Kräfte der Seele mehr aufreizen, als wenn alles nach Wunsch und Willen geht. Man träumt oft, sich nicht auf seine Füße erheben zu können, oder sich zu verirren, in einer Predigt stecken zu bleiben, oder aus Vergessenheit statt der Perücke in großer Versammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben, oder daß[a]) man in der Luft nach Belieben hin und her schweben könne, oder im fröhlichen Lachen, ohne zu wissen warum, aufwache. — Wie es zugehe, daß wir oft im Traume in die längst vergangene Zeit versetzt werden, mit längst Verstorbenen sprechen, dieses selbst für einen Traum zu halten versucht werden, aber doch diese Einbildung für Wirklichkeit zu halten uns genötigt sehen, wird wohl immer unerklärt bleiben. Man kann aber wohl für sicher annehmen, daß kein Schlaf ohne Traum sein könne, und wer nicht geträumt zu haben wähnt, seinen Traum nur vergessen habe. |

[191] ## Von dem Bezeichnungsvermögen.

(*Facultas signatrix.*)

§ 38.

Das Vermögen der Erkenntnis des Gegenwärtigen als Mittel der Verknüpfung der Vorstellung des Vorhergesehenen mit der des Vergangenen ist das Bezeichnungsvermögen. — Die Handlung des Gemüts, diese Verknüpfung zu bewirken, ist die Bezeichnung (*signatio*), die auch das Signalieren genannt wird, von der nun der größere Grad die Auszeichnung genannt wird.

a) 1. Auflage: „als daß“.

Gestalten der Dinge (Anschauungen), sofern sie nur zu Mitteln der Vorstellung durch Begriffe dienen, sind Symbole, und das Erkenntnis durch dieselbe heißt symbolisch oder figürlich (*speciosa*). — Charaktere sind noch nicht Symbole; denn sie können auch bloß mittelbare (indirekte) Zeichen sein, die an sich nichts bedeuten, sondern nur durch Beigesellung auf Anschauungen und durch diese auf Begriffe führen[a]); daher die[b]) symbolische Erkenntnis nicht der intuitiven, sondern der diskursiven entgegengesetzt werden muß, in welcher letzteren das Zeichen (*charakter*) den Begriff nur als Wächter (*custos*) begleitet, um ihn gelegentlich zu reproduzieren. Die[b]) symbolische Erkenntnis ist also nicht der intuitiven (durch sinnliche Anschauung), sondern der intellektuellen (durch Begriffe) entgegengesetzt. Symbole sind bloß Mittel des Verstandes, aber nur indirekt durch eine Analogie mit gewissen Anschauungen, auf welche der Begriff desselben angewandt werden kann, um ihm durch Darstellung eines Gegenstandes Bedeutung zu verschaffen.

Wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriffe des Verstandes, und das so oft Bewunderte der lebhaften Darstellung[c]), welche die Wilden (bisweilen auch die vermeinten Weisen in einem noch rohen Volk) in ihren Reden hören lassen, ist nichts als Armut an Begriffen und daher auch an Wörtern, sie auszudrücken; z. B. wenn der amerikanische Wilde sagt: „Wir wollen die Streitaxt begraben", so heißt das so viel als: Wir wollen Friede machen; und in der Tat haben die alten Gesänge vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken.

Die wirklichen, den Sinnen vorliegenden Welterschei-

---

a) Hinter „führen" hat die Handschrift noch: „wie die Wörter einer Sprache, die für das Ohr eines Fremden nichtsbedeutende Laute sind, aber ebendarum auch desto bestimmter auf Begriffe führen".

b) Kant: „das" bezw. Das, korr. Vorländer.

c) So nach H, im Druck: „Vorstellung".

nungen (mit Swedenborg[a]) für bloßes Symbol einer im Rückhalt verborgenen intelligibelen Welt ausgeben, ist [192] Schwärmerei. Aber in den Dar|stellungen der zur Moralität, welche das Wesen aller Religion ausmacht, mithin zur reinen Vernunft gehörigen Begriffe (Ideen genannt), das Symbolische vom Intellektuellen (Gottesdienst von Religion), die zwar einige Zeit hindurch nützliche und nötige Hülle von der Sache selbst zu unterscheiden, ist Aufklärung: weil sonst ein Ideal (der reinen praktischen Vernunft) gegen ein Idol vertauscht und der Endzweck verfehlt wird. — Daß alle Völker der Erde mit dieser Vertauschung angefangen haben, und daß, wenn es darum zu tun ist, was ihre Lehrer selbst bei Abfassung ihrer heiligen Schriften wirklich gedacht haben, man sie alsdann nicht symbolisch, sondern buchstäblich auslegen müsse, ist nicht zu streiten: weil es unredlich gehandelt sein würde, ihre Worte zu verdrehen. Wenn es aber nicht bloß um die Wahrhaftigkeit des Lehrers, sondern auch und zwar wesentlich um die Wahrheit der Lehre zu tun ist, so kann und soll man diese, als bloße symbolische Vorstellungsart, durch eingeführte Förmlichkeit und Gebräuche jene praktischen Ideen zu begleiten, auslegen: weil sonst der intellektuelle Sinn, der den Endzweck ausmacht, verloren gehen würde.

§ 39.

Man kann die Zeichen in willkürliche (Kunst-), in natürliche und in Wunderzeichen einteilen.

A. Zu den ersteren gehören 1. die der Gebärdung (mimische, die zum Teil auch natürliche sind); 2. Schriftzeichen (Buchstaben, welche Zeichen für Laute sind); 3. Tonzeichen (Noten); 4. zwischen einzelnen verabredete Zeichen bloß fürs Gesicht (Ziffern); 5. Standeszeichen freier, mit erblichem Vorrang beehrter[b]) Menschen (Wap-

---

a) So nach H, im Druck: „Schwedenborg". Über diesen schwedischen Spiritisten (1688—1772) s. unsere Einleitung zu Kants *Träume eines Geistersehers* (Bd. 46 b der *Phil. Bibl.*), S. III ff.

b) „mit erblichem Vorrang beehrter" fehlt in H.

pen); 6. Dienstzeichen in gesetzlicher[a]) Bekleidung (Uniform und Livree); 7. Ehrenzeichen des Dienstes (Ordensbänder); 8. Schandzeichen (Brandmark u. dgl.). — Dazu gehören in Schriften die Zeichen der Verweilung, der Frage[b]) oder des Affekts, der Verwunderung[b]) (die Interpunktion[c])).

Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken, und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung ist die durch Sprache, dieses größte[d]) Mittel, sich selbst und andere zu verstehen. Denken ist Reden mit sich selbst (die Indianer auf Otaheite nennen das Denken: die Sprache im Bauch)[e]), folglich sich auch innerlich (durch reproduktive Einbildungskraft) Hören. Dem Taubgeborenen ist sein Sprechen ein Gefühl des Spiels seiner Lippen, Zunge und Kinnbackens, und es ist kaum möglich, sich vorzustellen, daß er bei seinem Sprechen etwas mehr tue als ein Spiel mit körperlichen[f]) Gefühlen zu treiben, ohne eigentliche Begriffe zu haben und zu denken. — | Aber [193] auch die, so sprechen und hören können, verstehen darum nicht immer[g]) sich selbst oder andere, und an dem Mangel des Bezeichnungsvermögens oder[h]) dem fehlerhaften Gebrauch desselben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden) liegt es, vornehmlich in Sachen der Vernunft, daß Menschen, die der Sprache nach einig sind, in Begriffen himmelweit voneinander abstehen; welches nur zufälligerweise, wenn ein jeder nach dem seinigen handelt, offenbar wird.

B. Zweitens: was die natürlichen Zeichen betrifft, so ist der Zeit nach das Verhältnis der Zeichen zu den bezeichneten Sachen entweder demonstrativ oder rememorativ oder prognostisch.

Der Pulsschlag bezeichnet dem Arzt den gegen-

---

a) Statt „gesetzlicher" hat H: „der".
b) „der Frage" und „der Verwunderung" Zusätze des Drucks.
c) Druck: „Interpunktionen".
d) Kant: „diesem größten"; korr. Külpe.
e) Die eingeklammerten Worte sind Zusatz des Drucks.
f) „körperlichen" fehlt in H.
g) „immer" fehlt in H.
h) H: „und".

wärtigen fieberhaften Zustand des Patienten, wie der Rauch das Feuer. Die Reagentien entdecken dem Chemiker die im Wasser befindlichen[a] verborgenen Stoffe, sowie die Wetterfahne den Wind usw. Ob aber das Erröten das Bewußtsein der Schuld, oder vielmehr ein zartes Ehrgefühl, auch nur eine Zumutung von etwas, dessen[b] man sich zu schämen hätte, erdulden zu müssen, verrate, ist in vorkommenden Fällen ungewiß.

Grabhügel und Mausoleen sind Zeichen des Andenkens an Verstorbene; ebenso oder auch zum immerwährenden Andenken der vormaligen großen Macht eines Königs Pyramiden. — Die Muschelschichten in weit von der See gelegenen Landgegenden, oder die Löcher der Pholaden[c] in den hohen Alpen, oder vulkanische Überbleibsel, wo jetzt kein Feuer aus der Erde hervorbricht, bezeichnen uns den alten Zustand der Welt und begründen eine Archäologie der Natur: freilich nicht so anschaulich, als die vernarbten Wunden des Kriegers. — Die Ruinen von Palmyra, Baalbek und Persepolis sind sprechende Denkzeichen des Kunstzustandes alter Staaten[d] und traurige Merkmale vom Wechsel aller Dinge.

Die prognostischen Zeichen interessieren unter allen am meisten: weil in der Reihe der Veränderungen die Gegenwart nur ein Augenblick ist, und der Bestimmungsgrund des Begehrungsvermögens das Gegenwärtige nur um der künftigen Folgen willen (*ob futura consequentia*) beherzigt und auf diese vorzüglich[e] aufmerksam macht. — In Ansehung künftiger Weltbegebenheiten findet sich die sicherste Prognose[f] in der Astronomie[g]; sie ist aber kindisch und phantastisch, wenn die Sterngestalten, Ver-

---

a) Hinter „befindlichen" ist in H durchstrichen: „[salzartige]".

b) H und 1. Auflage: „das"

c) = Bohrmuscheln, die sich in Schlamm, Holz, aber auch harte Felsen tief einzubohren verstehen.

d) „Staaten" Zusatz der 2. Auflage.

e) „vorzüglich" fehlt in H.

f) H und 1. Auflage: „Die Zeichendeuterei in Ansehung der künftigen Weltbegebenheiten ist die sicherste".

g) Über diese vgl. oben S. 96.

bindungen und veränderte Planetenstellungen als allegorische Schriftzeichen am Himmel von bevorstehenden Schicksalen des Menschen[a]) (in der *Astrologia iudiciaria*) vorgestellt werden.

Die natürlichen prognostischen Zeichen einer bevorstehenden Krankheit oder Genesung oder (wie die *facies Hippocratica*) des nahen Todes sind Erscheinungen, die, auf lange und öftere Erfahrung gegründet, auch nach[b]) der Einsicht des Zusammenhanges derselben als Ursachen und Wirkungen dem Arzt zur Leitung in seiner Kur dienen; dergleichen die kritischen Tage sind. Aber[c]) die von den Römern in staatskluger Absicht veranstalteten Augurien und Haruspizinen[d]) waren ein durch den Staat geheiligter Aberglaube, um in gefährlichen Zeitläuften das Volk zu lenken. [194]

C. Was die Wunderzeichen (Begebenheiten, in welchen die Natur der Dinge sich umkehre) betrifft, so sind außer denen, aus welchen man sich jetzt nichts macht (den Mißgeburten unter Menschen und Vieh), die Zeichen und Wunder am Himmel, die Kometen, in hoher Luft schießende Lichtbälle[e]), Nordlichter, ja selbst Sonnen- und Mondfinsternisse, wenn vornehmlich sich mehrere solcher Zeichen zusammenfinden und wohl gar von Krieg, Pest u. dgl. begleitet werden, Dinge, die dem erschrockenen großen Haufen den nicht weit mehr entfernten Jüngsten Tag und das Ende der Welt vorher zu verkündigen dünken.

Anhang.

Ein wunderliches Spiel der Einbildungskraft mit dem Menschen in Verwechslung der Zeichen mit Sachen, in jene eine innere Realität zu setzen, als ob diese sich nach jenen richten müßten, verlohnt sich hier noch zu bemerken[f]).

---

a) „des Menschen“ Zusatz der 2. Auflage.

b) H: „vor“.

c) Hinter „Aber“ steht in der 1. Auflage noch: „die Nativitätsstellung (der Horospokus) oder“.

d) Vgl. oben S. 95.

e) So H; der Druck: „Luftbälle“.

f) H und 1. Auflage: „bemerkt zu werden“.

— Da der Mondlauf nach den 4 Aspekten (dem Neulicht, ersten Vierteil, Voll-Licht und letzten Vierteil) in ganzen Zahlen nicht genauer als in 28 Tage[a]) (und der Tierkreis daher von den Arabern in die 28 Häuser des Mondes) eingeteilt werden, von denen ein Vierteil 7 Tage ausmacht, so hat die Zahl sieben dadurch eine mystische Wichtigkeit bekommen, so daß auch die Weltschöpfung sich nach derselben hat richten müssen; vornehmlich da es (nach dem Ptolemäischen System) sieben Planeten, wie[b]) sieben Töne auf der Tonleiter, sieben einfache Farben im Regenbogen und sieben Metalle geben sollte. — Hieraus[c]) sind denn auch die Stufenjahre (7×7 und, weil 9 bei den Indiern auch eine mystische Zahl ist, 7×9, imgleichen 9×9) entstanden, bei deren Schluß das menschliche Leben in großer Gefahr sein soll[c]), und die 70 Jahrwochen (490 Jahr) machen auch wirklich in der jüdisch-christlichen Chronologie nicht allein die Abschnitte der wichtigsten Verände- [195] rungen (zwischen dem Ruf Gottes | an Abraham und der Geburt Christi) aus, sondern bestimmen auch ganz genau die Grenzen desselben gleichsam *a priori*, als ob sich nicht die Chronologie nach der Geschichte, sondern umgekehrt die Geschichte nach der Chronologie[d]) richten müßte.

Aber auch in anderen Fällen wird es Gewohnheit, die Sachen von Zahlen abhängig zu machen. Ein Arzt, dem der Patient durch seinen Diener ein Gratial schickt, wenn er bei Aufwicklung des Papiers darin eilf Dukaten findet, wird in den Argwohn geraten, daß dieser wohl einen möchte unterschlagen haben; denn warum nicht ein Dutzend voll? Wer auf einer Auktion Porzellangeschirr von gleicher Fabrikation kauft, wird weniger bieten, wenn es nicht ein

a) Kant: „Tagen", korr. Hartenstein.

b) „wie" Zusatz der 2. Auflage.

c) Über das folgende vgl. die Schrift von Testa, Bemerkungen über die periodischen Veränderungen und Erscheinungen im kranken und gesunden Zustand des menschlichen Körpers, Leipzig 1790, Kap. VI [Külpe]. Vgl. auch Kant, Brief an Penzel vom 12. August 1777 (Akad.-Ausgabe XII, 362f.) und *Streit der Fakultäten* (*Phil. Bibl.* Bd. 46d) S. 108f. Anm.

d) Vgl. oben S. 96.

volles Dutzend ist, und wären es dreizehn Teller, so wird er auf den dreizehnten nur sofern einen Wert setzen, als er dadurch gesichert wird, wenn auch einer zerbrochen würde, doch jene Zahl voll zu haben. Da man aber seine Gäste nicht zu Dutzenden einladet, was kann es interessieren, dieser geraden Zahl einen Vorzug zu geben? Ein Mann vermachte im Testament seinem Vetter eilf silberne Löffel und setzte hinzu: „Warum ich ihm nicht den zwölften vermache, wird er selbst am besten wissen“ (der junge lüderliche Mensch hatte an jenes seinem Tisch einen Löffel heimlich in die Tasche gesteckt, welches jener wohl bemerkte, aber ihn damals nicht beschämen wollte). Bei Eröffnung des Testaments konnte man leicht erraten, was die Meinung des Erblassers war, aber nur aus dem angenommenen Vorurteil, daß nur das Dutzend eine volle Zahl sei. — Auch die zwölf Zeichen des Tierkreises (welcher Zahl analogisch die 12 Richter in England angenommen zu sein scheinen) haben eine solche mystische Bedeutung erhalten. In Italien, Deutschland, vielleicht auch anderswo[a]) wird eine Tischgesellschaft von gerade 13 Gästen für ominös gehalten, weil man wähnt, daß alsdann einer von ihnen, wer es auch sei, das Jahr sterben werde: so wie an einer Tafel von 12 Richtern der 13te, der sich darunter befindet, kein anderer als der Delinquent sein könne, der gerichtet werden soll. (Ich habe mich selbst einmal an einer solchen Tafel befunden, wo die Frau des Hauses beim Niedersetzen diesen vermeinten Übelstand bemerkte und insgeheim ihrem[b]) darunter[c]) befindlichen Sohn aufzustehen und in einem anderen Zimmer zu essen befahl: damit die Fröhlichkeit nicht gestört würde.) — Aber auch die bloße Größe der Zahlen, wenn man der Sachen, die sie bezeichnen, genug hat, erregen bloß dadurch, daß sie im Zählen nicht einen der Dekadik gemäßen (folglich an sich willkürlichen) Abschnitt füllen, Verwunderung. So soll der Kaiser | von China eine Flotte von [196] 9999 Schiffen haben, und man frägt sich bei dieser Zahl

a) „Deutschland . . . anderswo“ Zusatz der 2. Auflage.
b) Kant: „ihren“, korr. Külpe.
c) So nach H; im Druck: „darin“.

insgeheim: warum nicht noch eins mehr? obgleich die Antwort sein könnte: weil diese Zahl Schiffe zu seinem Gebrauch hinreichend ist; im Grunde aber ist die Absicht der Frage[a]) nicht auf den Gebrauch, sondern bloß auf eine Art von Zahlenmystik gestellt. — Ärger noch[b]), obzwar nicht ungewöhnlich, ist: daß jemand, der durch Kargen und Betrügen es auf einen Reichtum von 90000 Taler bar gebracht hat, nun keine Ruhe hat, als bis er 100000 voll besitze, ohne sie zu brauchen, und darüber sich vielleicht den Galgen, wo nicht erwirbt, wenigstens doch verdient.

Zu welchen Kindereien sinkt nicht der Mensch selbst in seinem reifen Alter hinab, wenn er sich am Leitseil der Sinnlichkeit führen läßt! Wir wollen jetzt sehen, um wieviel oder wenig er es besser mache, wenn er unter der Beleuchtung des Verstandes seinen Weg verfolgt.

Vom Erkenntnisvermögen, sofern es auf Verstand gegründet wird.

Einteilung.

§ 40.

Verstand, als das Vermögen zu denken (durch Begriffe sich etwas vorzustellen), wird auch das obere Erkenntnisvermögen (zum Unterschiede von der Sinnlichkeit, als dem[c]) unteren) genannt, darum weil das Vermögen der Anschauungen (reiner oder empirischer) nur das Einzelne in Gegenständen, dagegen das der Begriffe das Allgemeine der Vorstellungen derselben, die Regel, enthält, der das Mannigfaltige der sinnlichen Anschauungen untergeordnet werden muß, um Einheit zur Erkenntnis des Objekts hervorzubringen. — Vornehmer ist also zwar freilich der Verstand als die Sinnlichkeit[d]),

---

a) „der Frage" Zusatz der 2. Auflage.
b) Das „noch" der Handschrift fehlt im Druck.
c) Külpe: „des".
d) Hier hat H noch weiter: „aber die letztere ist notwendiger, und unentbehrlicher ist doch die Sinnlichkeit".

mit der sich die verstandlosen Tiere nach[a]) eingepflanzten Instinkten schon notdürftig behelfen können, so wie ein Volk ohne Oberhaupt; statt dessen ein Oberhaupt ohne Volk (Verstand ohne Sinnlichkeit) gar nichts vermag. Es ist also zwischen beiden kein Rangstreit, obgleich der eine ein[b]) Oberer und der andere als Unterer betitelt wird.

Es wird aber das Wort Verstand auch in besonderer Bedeutung genommen: da er nämlich als ein Glied der Einteilung mit zwei anderen dem Verstande in allgemeiner Bedeutung untergeordnet wird, und da | besteht das obere [197] Erkenntnisvermögen (materialiter, d. i. nicht für sich allein, sondern in Beziehung aufs Erkenntnis der Gegenstände betrachtet) aus Verstand, Urteilskraft und Vernunft. — Laßt uns jetzt Beobachtungen über den Menschen anstellen, wie einer von dem anderen in diesen Gemütsgaben oder deren gewohnten Gebrauch oder Mißbrauch unterschieden ist, erstlich in einer gesunden Seele, dann aber auch in der Gemütskrankheit.

Anthropologische Vergleichung der drei oberen Erkenntnisvermögen miteinander.

§ 41.

Ein richtiger Verstand ist der: welcher nicht sowohl durch Vielheit der Begriffe schimmernd ist, als vielmehr durch Angemessenheit derselben zur Erkenntnis des Gegenstandes, also zur Auffassung der Wahrheit das Vermögen und die Fertigkeit enthält. Mancher Mensch hat viel Begriffe im Kopf, die insgesamt auf Ähnlichkeit mit dem, was man von ihm vernehmen will, hinauslaufen, aber mit dem Objekt und der Bestimmung desselben[c]) doch nicht zutreffen. Er kann Begriffe von großem Umfange haben, ja auch von behenden Begriffen sein. Der richtige Verstand, welcher für Begriffe der gemeinen Erkenntnis zulangt, heißt der gesunde (fürs Haus hin-

a) H: „mit“.
b) Külpe: „als“.
c) „und . . . desselben“ fehlt in H.

reichende) Verstand. Er sagt mit dem Wachtmeister bei Juvenal[a]): *Quod sapio, satis est mihi, non ego curo — esse, quod Arcesilas aerumnosique Solones*[b]). Es versteht sich von selber, daß die Naturgabe eines bloß geraden und[c]) richtigen Verstandes sich selbst in Ansehung des Umfanges des ihm zugemuteten Wissens einschränken und der damit Begabte bescheiden verfahren wird.

§ 42.

Wenn unter dem Worte Verstand das Vermögen der Erkenntnis der Regeln (und so durch Begriffe) überhaupt gemeint wird, so daß er das ganze obere Erkenntnisvermögen in sich faßt, so sind darunter nicht diejenigen Regeln zu verstehen, nach welchen die Natur den Menschen in seinem Verfahren leitet, wie es bei den durch Naturinstinkt getriebenen Tieren geschieht, sondern nur solche, die er selbst macht. Was er bloß lernt und so dem Gedächtnis anvertraut, das verrichtet er nur mechanisch (nach Gesetzen der reproduktiven Einbildungskraft) und ohne Verstand. Ein Bedienter, der bloß ein Kompliment nach einer bestimmten Formel abzustatten hat, braucht keinen Verstand, d. i. er hat nicht nötig selbst zu denken, aber [198] wohl, wenn er in Abwesenheit seines Herrn | dessen häusliche Angelegenheit zu besorgen hat; wobei mancherlei nicht buchstäblich vorzuschreibende Verhaltungsregeln nötig werden dürften.

Ein richtiger Verstand, geübte Urteilskraft und gründliche Vernunft machen den ganzen Umfang des intellektuellen Erkenntnisvermögens aus; vornehmlich sofern dieses auch als Tüchtigkeit zu Beförderung des Praktischen, d. i. zu Zwecken, beurteilt wird.

Ein richtiger Verstand ist der gesunde Verstand, so-

---

a) Die Stelle findet sich nicht bei Juvenal, sondern bei Persius III, 78f. [Külpe].

b) D. h.: Daß ich Verstand habe, genügt mir; ich trachte nicht danach, dasselbe zu sein, wie Arcesilas (Stifter der sogenannten „mittleren" Akademie) und der geplagte Solon.

c) „bloß geraden und" Zusatz des Drucks.

fern er Angemessenheit der Begriffe zum Zwecke ihres Gebrauchs enthält. So wie nun Zulänglichkeit (*sufficientia*) und Abgemessenheit (*praecisio*), vereinigt, die Angemessenheit, d. i. die Beschaffenheit des Begriffs ausmacht, nicht mehr, auch nicht weniger, als der Gegenstand erfordert, zu enthalten (*conceptus rem adaequans*): so ist ein richtiger Verstand unter den intellektuellen Vermögen das erste und vornehmste: weil er mit den wenigsten Mitteln seinem Zweck ein Gnüge tut.

Arglist, der Kopf zur Intrige, wird oft für großen, obwohl mißbrauchten Verstand gehalten; aber er ist gerade nur die Denkungsart sehr eingeschränkter Menschen und von der Klugheit, deren Schein sie an sich hat, sehr unterschieden. Man kann nur einmal den Treuherzigen hintergehen, was dann der eigenen Absicht des Listigen in der Folge sehr nachteilig wird.

Der unter gemessenen Befehlen stehende Haus- oder Staatsdiener braucht nur Verstand zu haben; der Offizier, dem für das ihm aufgetragene Geschäfte nur die allgemeine Regel vorgeschrieben und nun überlassen wird, was in vorkommendem Falle zu tun sei, selbst zu bestimmen, bedarf Urteilskraft; der General, der die möglichen Fälle beurteilen und für sie sich die Regel selbst ausdenken soll, muß Vernunft besitzen. — Die zu diesen verschiedenen Vorkehrungen erforderlichen Talente sind sehr verschieden. „Mancher glänzt auf der zweiten Stufe, welcher auf der obersten unsichtbar wird“ (*Tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier*)[a]).

Klügeln ist nicht Verstand haben, und, wie Christina von Schweden, Maximen zur Schau aufstellen[b]), gegen welche doch ihre Tat im Widerspruche ist, heißt nicht vernünftig sein. — Es ist hiemit wie mit der Antwort des Grafen Rochester, die er dem englischen Könige Karl II.

---

a) Der französische Text, der in der Handschrift fehlt, findet sich in Voltaires Henriade, Vers 31 [Külpe].

b) Vgl. *Archenholz, Historische Merkwürdigkeiten die Königin Christina von Schweden betreffend* (4 Bde. 1751—60, übers. von Reifstein) II, 73 ff. [Külpe]. Vgl. auch *Starke, I. Kants Menschenkunde* S. 294 unten.

gab, bewandt, als dieser ihn in einer tief nachdenkenden Stellung antraf und fragte: „Was sinnet Ihr denn[a]) so tief nach?" — Antw.: „Ich mache Ew. Maj. die Grabschrift." — [199] Fr.: „Wie lautet sie?" — Antw.: „Hier ruht | König Karl II., welcher in seinem Leben viel Kluges gesagt und nie was Kluges getan hat."[b])

In Gesellschaft stumm sein und nur dann und wann ein ganz gemeines Urteil fallen lassen, sieht aus wie verständig sein, so wie ein gewisser Grad Grobheit für (alte deutsche) Ehrlichkeit ausgegeben wird.

* * *

Der natürliche Verstand kann nun noch durch Belehrung mit vielen Begriffen bereichert und mit Regeln ausgestattet werden; aber das zweite intellektuelle Vermögen, nämlich das der Unterscheidung, ob etwas ein Fall der Regel sei oder nicht, die Urteilskraft (*iudicium*), kann nicht belehrt, sondern nur geübt werden; daher ihr Wachstum Reife und derjenige Verstand heißt, der nicht vor Jahren kommt. Es ist auch leicht einzusehen, daß dies nicht anders sein könne; denn Belehrung geschieht durch Mitteilung der Regeln. Sollte es also Lehren für die Urteilskraft geben, so müßte es allgemeine Regeln geben, nach welchen man unterscheiden könnte[c]), ob etwas der Fall der Regel sei oder nicht: welches eine Rückfrage ins Unendliche abgibt. Dies ist also der Verstand, von dem man sagt, daß er nicht vor den Jahren kommt; der auf eigener langen Erfahrung gegründet ist und dessen Urteil selbst eine[d]) französische Republik bei dem Hause der sogenannten Ältesten sucht.

Dieses Vermögen, welches nur auf das geht, was tunlich ist, was sich schickt, und was sich geziemt (für technische[e]), ästhetische und praktische Urteilskraft), ist nicht

---

a) H und 1. Auflage: „nun".
b) *The works of the Earl of Rochester* (London o. J.) S. 156 [Külpe].
c) H und 1. Auflage: „könne".
d) H: „selbst eine", Druck: „eine".
e) H und 1. Auflage: „theoretische".

so schimmernd als dasjenige, welches erweiternd ist; denn es geht bloß dem gesunden Verstande zur Seite und macht den Verband[a]) zwischen diesem und der Vernunft.

§ 43.

Wenn nun Verstand das Vermögen der Regeln, die Urteilskraft das Vermögen, das Besondere, sofern es ein Fall dieser Regel ist, aufzufinden ist, so ist die Vernunft das Vermögen, von dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten und dieses letztere also nach Prinzipien und[b]) als notwendig vorzustellen. — Man kann sie also auch durch das Vermögen, nach Grundsätzen[c]) zu urteilen und (in praktischer Rücksicht) zu handeln, erklären. Zu jedem moralischen Urteile (mithin auch der Religion) bedarf der Mensch Vernunft und kann sich nicht auf Satzungen und eingeführte Gebräuche fußen. — Ideen sind Vernunftbegriffe, denen kein Gegenstand in der Erfahrung adäquat gegeben werden kann. Sie sind | weder Anschauungen [200] (wie die von Raum und Zeit), noch Gefühle (wie die Glückseligkeitslehre sie sucht), welche beide zur Sinnlichkeit gehören; sondern Begriffe von einer Vollkommenheit, der man sich zwar immer nähern, sie aber nie vollständig erreichen kann.

Vernünftelei (ohne gesunde Vernunft) ist ein den Endzweck vorbeigehender Gebrauch der Vernunft, teils aus Unvermögen, teils aus Verfehlung des Gesichtspunkts. Mit Vernunft rasen heißt: der Form seiner Gedanken[d]) nach zwar nach Prinzipien verfahren, der Materie aber oder[e]) dem Zwecke nach die diesem gerade entgegengesetzten Mittel anwenden.

Subalterne müssen nicht vernünfteln (räsonnieren), weil ihnen das Prinzip, wonach gehandelt werden soll, oft verhehlt werden muß, wenigstens unbekannt bleiben darf;

a) H: „das Band".
b) „nach Prinzipien und" Zusatz des Drucks.
c) H: „Prinzipien".
d) H und 1. Auflage: „Gedankenrichtung".
e) „oder" Zusatz der 2. Auflage.

der Befehlshaber (General) aber muß Vernunft haben, weil ihm nicht für jeden vorkommenden Fall Instruktion gegeben werden kann[a]). Daß aber der sogenannte Laie (*Laicus*) in Sachen der Religion, da diese als Moral gewürdigt werden muß, sich seiner eigenen Vernunft nicht bedienen, sondern dem bestallten Geistlichen (*Clericus*), mithin fremder Vernunft folgen solle, ist ungerecht zu verlangen: da im Moralischen ein jeder sein Tun und Lassen selbst verantworten muß, und der Geistliche die Rechenschaft darüber nicht auf seine eigene Gefahr übernehmen wird, oder es auch nur kann.

In diesen Fällen aber sind die Menschen geneigt, mehr Sicherheit für ihre Person darin zu setzen, daß sie sich alles eigenen Vernunftgebrauchs begeben und sich passiv und gehorsam unter eingeführte Satzungen heiliger Männer fügen. Dies tun sie aber nicht sowohl aus dem Gefühl ihres Unvermögens in Einsichten (denn das Wesentliche aller Religion ist doch[b]) Moral, die jedem Menschen bald von selbst einleuchtet), sondern aus Arglist, teils um, wenn etwa hiebei gefehlt sein möchte, die Schuld auf andere schieben zu können, teils und vornehmlich, um jenem Wesentlichen (der Herzensänderung), welches viel schwerer ist als Kultus, mit guter Art auszuweichen.

Weisheit, als die Idee vom gesetzmäßig-vollkommenen praktischen Gebrauch der Vernunft, ist wohl zu viel von Menschen gefordert; aber auch selbst dem mindesten Grade nach kann sie ein anderer ihm nicht eingießen, sondern er muß sie aus sich selbst herausbringen. Die Vorschrift, dazu zu gelangen, enthält drei dahin führende Maximen: 1. Selbstdenken, 2. sich (in der Mitteilung mit Menschen) an die Stelle des anderen zu denken, 3. jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken. |

[201] Das Zeitalter der Gelangung des Menschen zum vollständigen Gebrauch seiner Vernunft kann in Ansehung seiner Geschicklichkeit (Kunstvermögens zu beliebiger Absicht) etwa ins zwanzigste, das in Ansehung der Klug-

---

a) Vgl. S. 109.
b) „doch“ fehlt in H.

heit (andere Menschen zu seinen Absichten zu brauchen) ins vierzigste, endlich das der Weisheit etwa im sechzigsten anberaumt werden; in welcher letzteren Epoche aber sie mehr negativ ist, alle Torheiten der beiden ersteren einzusehen; wo man sagen kann: „Es ist schade, alsdann sterben zu müssen, wenn man nun allererst gelernt hat, wie man recht gut hätte leben sollen[a]," und wo selbst dieses Urteil noch selten ist; indem die Anhänglichkeit am Leben desto stärker wird, je weniger es sowohl im Tun als Genießen Wert hat.

§ 44.

So wie das Vermögen zum Allgemeinen (der Regel) das Besondere auszufinden Urteilskraft, so ist dasjenige zum Besonderen das Allgemeine auszudenken der Witz (*ingenium*). Das erstere geht auf Bemerkung der Unterschiede unter dem Mannigfaltigen, zum Teil[b]) Identischen; das zweite auf die Identität des Mannigfaltigen, zum Teil[c]) Verschiedenen. — Das vorzüglichste Talent in beiden ist, auch die kleinsten Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten zu bemerken. Das Vermögen dazu ist Scharfsinnigkeit (*acumen*), und Bemerkungen dieser Art heißen Subtilitäten: welche, wenn sie doch die Erkenntnis nicht weiter bringen, leere Spitzfindigkeiten oder eitle Vernünfteleien (*vanae argutationes*) heißen[d]) und, obgleich eben nicht unwahre, doch unnütze Verwendung des Verstandes überhaupt sich zuschulden kommen lassen. — Also ist die Scharfsinnigkeit nicht bloß an die Urteilskraft gebunden, sondern kommt auch dem Witze zu; nur daß sie im ersteren Fall mehr der Genauigkeit halber (*cognitio exacta*), im zweiten des Reichtums des guten Kopfs wegen als verdienstlich betrachtet wird: weshalb auch der Witz blühend genannt wird; und wie die Natur in ihren Blumen

a) H: „können".
b) „zum Teil" Zusatz des Drucks.
c) „zum Teil" Zusatz der 2. Auflage.
d) „heißen" Zusatz der 2. Auflage.

mehr ein Spiel, dagegen in den Früchten ein Geschäft zu treiben scheint, so wird das Talent, was in diesem angetroffen wird, für geringer im Rang (nach den Zwecken der Vernunft) als das beurteilt, was der ersteren zukommt. — Der gemeine und gesunde Verstand macht weder Anspruch auf Witz noch auf Scharfsinnigkeit: welche eine Art von Luxus der Köpfe abgeben, dahingegen jener sich auf das wahre Bedürfnis einschränkt[a]). |

[202] Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Ansehung ihres Erkenntnisvermögens.

A. Allgemeine Einteilung[b]).

§ 45.

Die Fehler des Erkenntnisvermögens sind entweder Gemütsschwächen oder Gemütskrankheiten. Die Krankheiten der Seele in Ansehung des Erkenntnisvermögens lassen sich unter zwei Hauptgattungen bringen. Die eine ist die Grillenkrankheit (Hypochondrie) und die andere das gestörte Gemüt (Manie)[c]). Bei der ersteren ist sich der Kranke wohl bewußt, daß es mit dem Laufe seiner Gedanken nicht richtig zugehe: indem den Gang derselben zu richten, ihn aufzuhalten oder anzutreiben[d]), seine Vernunft nicht hinreichende Gewalt über sich selbst hat. Unzeitige Freude und unzeitige Bekümmernisse, mithin Launen wechseln wie das Wetter, das man nehmen muß, wie es sich findet, in ihm ab. — Das zweite ist ein willkürlicher[e]) Lauf seiner Gedanken, der seine eigene (subjektive) Regel hat, welche aber den (objektiven) mit[f]) Erfahrungsgesetzen zusammenstimmenden[f]) zuwiderläuft.

---

a) „welche . . . einschränkt" Zusatz des Drucks.
b) Diese Überschrift ist Zusatz der 2. Auflage.
c) In der 1. Auflage lautet der Anfang des § (dort 35): „Die oberste Einteilung ist in die, welche Grillenkrankheit (Hypochondrie) und die, welche gestörtes Gemüt *(delirium)* genannt wird."
d) „ihn . . . anzutreiben" fehlt in H.
e) H: „unwillkürlicher".
f) „mit" und „zusammenstimmenden" fehlt in H.

In Ansehung der Sinnenvorstellung ist die Gemütsstörung entweder Unsinnigkeit[a]) oder Wahnsinn. Als Verkehrtheit der Urteilskraft und der Vernunft heißt sie[b]) Wahnwitz oder Aberwitz. Wer bei seinen Einbildungen die Vergleichung mit den Gesetzen der Erfahrung habituell unterläßt (wachend träumt), ist Phantast (Grillenfänger); ist er es mit Affekt, so heißt er Enthusiast. Unerwartete Anwandlungen des Phantasten heißen Überfälle der Phantasterei (*raptus*).

Der Einfältige, Unkluge, Dumme, Geck, Tor und Narr unterscheiden sich vom Gestörten nicht bloß in Graden, sondern in der verschiedenen Qualität ihrer Gemütsverstimmung, und jene gehören ihrer Gebrechen wegen noch nicht ins Narrenhospital, d. i. einen Ort, wo Menschen[c]) unerachtet der Reife und Stärke ihres Alters doch in Ansehung der geringsten Lebensangelegenheiten durch fremde Vernunft in Ordnung gehalten werden müssen. — Wahnsinn mit Affekt ist Tollheit, welche oft original, dabei aber unwillkürlich anwandelnd sein kann und alsdann, wie die dichterische Begeisterung[d]) (*furor poeticus*), an das Genie grenzt; ein solcher Anfall aber der leichteren, aber ungeregelten Zuströmung von | Ideen, wenn er die Vernunft trifft, heißt Schwärmerei. Das Hinbrüten über einer und derselben Idee, die doch keinen möglichen Zweck hat, z. B. über den Verlust eines Gatten, der doch ins Leben nicht zurückzurufen ist, um[e]) in dem Schmerz selbst Beruhigung zu suchen, ist stumme Verrücktheit. — Der Aberglaube ist mehr mit dem Wahnsinn, die Schwärmerei mit dem Wahnwitz zu vergleichen. Der letztere Kopfkranke[f]) wird oft auch (mit gemildertem Ausdrucke) exaltiert[g]), auch wohl exzentrischer Kopf genannt. [203]

Das Irrereden in Fiebern, oder der mit Epilepsie ver-

a) H und 1. Auflage: „Blödsinnigkeit".
b) „heißt sie" Zusatz der 2. Auflage.
c) H und 1. Auflage: „sie".
d) H und 1. Auflage: „der Dichteranfall".
e) „der doch ... um" Zusatz des Drucks.
f) „Kopfkranke" desgl.
g) H: „Exaltation".

wandte Anfall von Raserei, welcher bisweilen durch starke Einbildungskraft beim bloßen starren Anblick eines Rasenden sympathetisch erregt wird (weshalb es auch Leuten von sehr beweglichen Nerven nicht zu raten ist, ihre Kuriosität bis zu den Klausen dieser Unglücklichen zu erstrecken[a])), ist als vorübergehend noch nicht für Verrückung zu halten. — Was man aber einen Wurm nennt (nicht Gemütskrankheit; denn darunter versteht man gewöhnlich schwermütige Verschrobenheit des inneren Sinnes), ist mehrenteils ein an Wahnsinn grenzender Hochmut des Menschen, dessen[b]) Ansinnen, daß andere sich selbst in Vergleichung mit ihm verachten sollen, seiner eigenen Absicht (wie die eines Verrückten) gerade zuwider ist; indem er diese eben dadurch reizt, seinem Eigendünkel auf alle mögliche Art Abbruch zu tun, ihn zu zwacken und seiner beleidigenden Torheit wegen dem Gelächter bloßzustellen. — Gelinder ist der Ausdruck von einer Grille (*marotte*), die jemand bei sich nährt: ein populär sein sollender Grundsatz, der doch nirgends bei Klugen[c]) Beifall findet, z. B. von seiner Gabe der Ahndungen, gewissen dem Genius des Sokrates ähnlichen Eingebungen, gewissen in der Erfahrung begründet sein sollenden[d]), obgleich unerklärlichen Einflüssen, als der Sympathie, Antipathie, Idiosynkrasie (*qualitates occultae*), die ihm gleichsam wie eine Hausgrille[e]) im Kopfe tschirpt, und die doch kein anderer hören kann. — Die gelindeste unter allen Abschweifungen über die Grenzlinie des gesunden Verstandes ist das Steckenpferd: eine Liebhaberei, sich an Gegenständen der Einbildungskraft, mit denen der Verstand zur Unterhaltung bloß spielt, als mit einem Geschäft geflissentlich zu befassen, gleichsam ein beschäftigter Müßiggang. Für alte, sich in Ruhe setzende und bemittelte Leute ist diese gleichsam in die sorglose Kindheit sich wieder zurückziehende Gemütslage nicht allein

a) Vgl. S. 83.
b) H und 1. Auflage: „der, weil das".
c) „bei Klugen" fehlt in H.
d) H: „begründeten".
e) „wie eine Hausgrille" Zusatz des Drucks.

als eine die Lebenskraft immer rege erhaltende Agitation der Gesundheit zuträglich, sondern auch liebenswürdig, dabei aber auch[a]) belachenswert; so | doch, daß der Be- [204] lachte gutmütig mitlachen kann. — Aber auch bei Jüngeren und Beschäftigten dient diese Reiterei zur Erholung, und Klüglinge, die so kleine unschuldige Torheiten mit pedantischem Ernste rügen, verdienen Sternes Zurechtweisung[b]): „Laß doch einen jeden auf seinem Steckenpferde die Straßen der Stadt auf und nieder reiten: wenn er dich nur nicht nötigt, hinten aufzusitzen."[c])

B. Von den Gemütsschwächen im Erkenntnisvermögen.

§ 46.

Dem es an Witz mangelt, ist der stumpfe Kopf (*obtusum caput*). Er kann übrigens, wo es auf Verstand und Vernunft ankommt, ein sehr guter Kopf sein; nur muß man ihm nicht zumuten, den Poeten zu spielen: wie dem Clavius[d]), den sein Schulmeister schon beim Grobschmied in die Lehre geben wollte, weil er keine Verse machen konnte, der aber, als er ein mathematisches Buch in die Hände bekam, ein großer Mathematiker ward. — Ein Kopf von langsamer Begreifung ist darum noch nicht ein schwacher Kopf; so wie der von behenden Begriffen nicht immer auch ein gründlicher, sondern oft sehr seicht ist.

Der Mangel der Urteilskraft ohne Witz ist Dummheit (*stupiditas*). Derselbe Mangel aber mit Witz ist Albern-

---

a) H: „doch".

b) Statt „Klüglinge ... Zurechtweisung" haben H und 1. Auflage: „die kleine Torheit verdient wohl Sternes Zurechtweisung der Klüglinge".

c) Die Stelle findet sich am Schluß des 7. Kapitels von Sternes *Tristram Shandy*, Buch I.

d) Der Jesuit Christoph Schlüssel, latinisiert Clavius, geboren 1537 zu Bamberg, gestorben 1612 in Rom, bedeutender Mathematiker, bekannt durch seinen Anteil an der Kalenderreform Papst Gregors XIII. (1582). Er wird auch in Kants *Versuch über die Krankheiten des Kopfes* (1764) erwähnt.

heit. — Wer Urteilskraft in Geschäften zeigt, ist gescheit. Hat er dabei zugleich Witz, so heißt er klug. — Der, welcher eine dieser Eigenschaften bloß affektiert, der Witzling sowohl als der Klügling, ist ein ekelhaftes Subjekt. — Durch Schaden wird man gewitzigt; wer es aber in dieser Schule so weit gebracht hat, daß er andere durch ihren Schaden klug machen kann, ist abgewitzt. — Unwissenheit ist nicht Dummheit: wie eine gewisse Dame auf die Frage eines Akademikers: „Fressen die Pferde auch des Nachts?“ erwiderte: „Wie kann doch ein so gelehrter Mann so dumm sein?“ Sonst ist es Beweis von gutem Verstande, wenn der Mensch auch nur weiß, wie er gut fragen soll (um entweder von der Natur oder einem anderen Menschen belehrt zu werden).

Einfältig ist der, welcher nicht viel durch seinen Verstand auffassen kann; aber er ist darum nicht dumm, wenn er es nicht verkehrt auffaßt. Ehrlich, aber dumm (wie einige ungebührlich den pommerschen Bedienten beschreiben), ist ein falscher und höchst tadelhafter Spruch. Er ist falsch: denn Ehrlichkeit (Pflichtbeobachtung aus [205] Grundsätzen) ist praktische | Vernunft. Er ist höchst tadelhaft: weil er voraussetzt, daß ein jeder, wenn er sich nur dazu geschickt fühlte, betrügen würde, und, daß er nicht betrügt, bloß von seinem Unvermögen herrühre. — Daher die Sprichwörter: „Er hat das Schießpulver nicht erfunden, er wird das Land nicht verraten, er ist kein Hexenmeister“ menschenfeindliche Grundsätze verraten: daß man nämlich bei Voraussetzung eines guten Willens der Menschen, die wir kennen, doch nicht sicher sein könne, sondern nur beim Unvermögen derselben. — So, sagt Hume, vertraut der Großsultan seinen Harem nicht der Tugend derjenigen, welche ihn bewachen sollen, sondern ihrem Unvermögen (als schwarzen Verschnittenen) an. — In Ansehung des Umfangs seiner Begriffe sehr beschränkt (borniert) zu sein, macht die Dummheit noch nicht aus, sondern es kommt auf die Beschaffenheit derselben (die Grundsätze) an. — Daß sich Leute von Schatzgräbern, Goldmachern und Lotteriehändlern hinhalten lassen, ist nicht ihrer Dummheit, sondern ihrem bösen Willen zuzu-

schreiben: ohne proportionierte eigene Bemühung auf Kosten anderer reich zu werden. Die Verschlagenheit, Verschmitztheit, Schlauigkeit (*versutia, astutia*) ist die Geschicklichkeit, andere zu betrügen. Die Frage ist nun: ob der Betrüger klüger sein müsse als der, welcher leicht betrogen wird, und der letztere der Dumme sei. Der Treuherzige, welcher leicht vertraut (glaubt, Kredit gibt), wird auch wohl bisweilen[a]), weil er ein leichter Fang für Schelme ist, obzwar sehr ungebührlich, Narr genannt, in dem Sprichwort: wenn die Narren zu Markte kommen, so freuen sich die Kaufleute. Es ist wahr und klug, daß ich dem, der mich einmal betrogen hat, niemals mehr traue; denn er ist in seinen Grundsätzen verdorben. Aber darum, weil mich einer betrogen hat, keinem anderen Menschen zu trauen, ist Misanthropie. Der Betrüger ist eigentlich der Narr. — Aber wie, wenn er auf einmal durch einen großen Betrug sich in den Stand zu setzen gewußt hat, keines anderen und seines Zutrauens mehr zu bedürfen? In dem Fall ändert sich wohl der Charakter, unter dem er erscheint, aber nur dahin: daß, anstatt der betrogene Betrüger ausgelacht, der glückliche angespien wird; wobei doch auch kein dauernder Vorteil ist*) |

*) Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist seit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht [b]) ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken; aber ebenso befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Teil, durch einen alten, von | dem Staat, darin sie leben, anerkannten [c]) [206] Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern dieser ihren Verlust durch die Vorteile der Überlistung des Volks, unter dem sie Schutz finden, und selbst ihrer untereinander ersetzen wollen. Nun kann dieses bei einer ganzen Nation von lauter Kaufleuten, als nichtproduzierenden Gliedern der Gesellschaft (z. B. der Juden in Polen), auch nicht anders sein; mithin kann ihre durch alte Satzungen sanktionierte, von uns (die wir gewisse heilige Bücher mit ihnen gemein haben), unter denen sie leben, selbst anerkannte Verfassung, ob sie zwar den Spruch:

a) „bisweilen“ Zusatz des Drucks.
b) H: „auch nicht“.
c) H: „doch anerkannten“.

[206] § 47.

Zerstreuung (*distractio*) ist der Zustand einer Abkehrung der Aufmerksamkeit (*abstractio*) von gewissen herrschenden Vorstellungen durch Verteilung derselben auf andere, ungleichartige. Ist sie vorsätzlich, so heißt sie Dissipation; die unwillkürliche aber ist Abwesenheit (*absentia*) von sich selbst.

„Käufer, tue die Augen auf!" zum obersten Grundsatze ihrer Moral im Verkehr mit uns machen, ohne Inkonsequenz nicht aufgehoben werden. — Statt der vergeblichen Plane, dieses Volk in Rücksicht auf den Punkt des Betrugs und der Ehrlichkeit zu moralisieren, will ich lieber[a]) meine Vermutung vom Ursprunge dieser sonderbaren Verfassung (nämlich eines Volks von lauter Kaufleuten) angeben. — — Der Reichtum[b]) ist in den ältesten Zeiten durch den Handel mit Indien und von da über Land bis zu den westlichen Küsten des Mittelländischen Meeres und den Häfen von Phönizien (wozu auch Palästina gehört) geführt worden. — Nun hat er zwar über manche andere Örter, z. B. Palmyra, in älteren Zeiten Tyrus, Sidon oder auch mit einigem Absprung über Meer als Eziongeber und Elat[c]), auch wohl von der arabischen Küste auf Groß-Theben und so über Ägypten nach jener syrischen Küste seinen Weg nehmen können; aber Palästina, worin Jerusalem die Hauptstadt war, lag für den Karawanenhandel auch sehr vorteilhaft. Vermutlich ist das Phänomen des ehemaligen Salomonischen Reichtums die Wirkung davon und das Land umher selbst bis zur Zeit der Römer voller Kaufleute gewesen, die nach Zerstörung dieser Stadt, weil sie mit anderen Handelsleuten dieser Sprache und Glaubens schon vorher im ausgebreiteten Verkehr gestanden hatten, sich samt ihrer Sprache und ihrem Glauben[d]) nach und nach in weit entfernte Länder (in Europa)[e]) verbreiten, im Zusammenhange bleiben und bei den Staaten, dahin sie zogen, wegen der Vorteile ihres Handels Schutz finden konnten; — so daß ihre Zerstreuung in alle Welt mit ihrer Vereinigung in Religion und Sprache gar nicht auf

---

a) H: „lieber noch".

b) H: „Reichtum in Asien".

c) Beide Orte lagen am nordöstlichen Busen des Roten Meeres; sie werden auch im Alten Testament verschiedentlich (z. B. 4. Mose 33, 35, 5. Mose 2, 8, 1. Kön. 9, 26f., 2. Chron. 8, 17) erwähnt. [Die Stellen nach Külpe].

d) So hat H, anstatt des undeutlicheren „samt beiden" des Drucks.

e) „(in Europa)" Zusatz des Drucks.

Es ist eine von den Gemütsschwächen, durch die reproduktive Einbildungskraft an eine Vorstellung, auf welche man große oder anhaltende Aufmerksamkeit verwandt hat, geheftet zu sein und von ihr nicht abkommen, d. i. den Lauf der Einbildungskraft wiederum freimachen zu | können. [207] Wenn dieses Übel habituell und auf einen und denselben Gegenstand gerichtet wird, so kann es in Wahnsinn ausschlagen. In Gesellschaft zerstreut zu sein, ist unhöflich, oft auch lächerlich. Das Frauenzimmer ist dieser Anwandlung gewöhnlich nicht unterworfen; sie müßten denn sich mit Gelehrsamkeit abgeben. Ein Bedienter, der in seiner Aufwartung bei Tische zerstreut ist, hat gemeiniglich etwas Arges, entweder was er vorhat, oder wovon er die Folge besorgt, im Kopfe.

Aber sich zu zerstreuen[a]), d. i. seiner unwillkürlich reproduktiven Einbildungskraft eine Diversion machen, z. B. wenn der Geistliche seine memorierte Predigt gehalten und das Nachrumoren im Kopf verhindern will, dies ist ein notwendiges, zum Teil auch künstliches Verfahren der Vorsorge für die Gesundheit seines Gemüts. Ein anhaltendes Nachdenken über einen und denselben Gegenstand läßt gleichsam einen Nachklang zurück, der (wie eben dieselbe Musik zu einem Tanze, wenn sie lange fortdauert, dem von der Lustbarkeit Zurückkehrenden noch immer nachsummt, oder wie Kinder[b]) ein und dasselbe Bonmot von ihrer Art, vornehmlich wenn es rhythmisch klingt,

---

Rechnung eines über dieses Volk ergangenen Fluchs gebracht, sondern vielmehr als Segnung angesehen werden muß: zumal der Reichtum derselben, als Individuen geschätzt, wahrscheinlich den eines jeden anderen Volks von gleicher Personenzahl jetzt übersteigt[c]).

---

a) Dahinter steht in H und 1. Auflage: *„(dissipatio)“*.

b) H und 1. Auflage: „wenn man Kinder hört“.

c) Statt „so daß . . . übersteigt“ hat die Handschrift den klareren Schlußsatz: „So ward das größte Verderben ihres Staats das größte Glück für die Individuen. Denn es ist zu glauben, daß der Geldreichtum dieses so weit verbreiteten Volks den von jedem anderen von derselben Menschenzahl, wenn er zusammenflösse (wozu der Morris Cangallerie einen Vorschlag tat), übertreffen würde. — Vorausgesetzt, daß Reichtum ein Glück ist.“

unaufhörlich wiederholen) — der, sage ich, den Kopf belästigt und nur durch Zerstreuung und Verwendung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, z. B. Lesung der Zeitungen[a]), gehoben werden kann. — Das sich Wiedersammeln (*collectio animi*), um zu jeder neuen Beschäftigung bereit zu sein, ist eine die Gesundheit des Gemüts befördernde Herstellung des Gleichgewichts seiner Seelenkräfte. Dazu ist gesellschaftliche, mit wechselnden Materien — gleich einem Spiel — angefüllte Unterhaltung das heilsamste Mittel; sie muß aber nicht von einer auf die andere wider die natürliche Verwandtschaft der Ideen abspringend sein; denn sonst geht die Gesellschaft im Zustande eines zerstreuten Gemüts auseinander, indem das Hundertste mit dem Tausendsten vermischt und Einheit der Unterredung gänzlich vermißt wird, also das Gemüt sich verwirrt findet und einer neuen Zerstreuung bedarf[b]), um jene loszuwerden.

Man sieht hieraus: daß es eine (nicht gemeine) zur Diätetik des Gemüts gehörige Kunst für Beschäftigte gibt, sich zu zerstreuen, um Kräfte zu sammeln. — Wenn man aber seine Gedanken gesammelt, d. i. in Bereitschaft gesetzt hat, sie nach beliebiger Absicht zu benutzen, so kann man doch den, der an einem nicht schicklichen Orte oder in einem dergleichen Geschäfts-[c])Verhältnis zu anderen seinen Gedanken geflissentlich nachhängt und darüber jene [208] Verhältnisse nicht in acht nimmt, nicht den Zerstreu-|ten nennen, sondern ihm nur Geistesabwesenheit vorwerfen, welche freilich in der Gesellschaft etwas Unschickliches ist. — Es ist also eine nicht gemeine Kunst, sich zu zerstreuen, ohne doch jemals zerstreut zu sein; welches letztere wenn es habituell wird, dem Menschen, der diesem Übel unterworfen ist, das Ansehen eines Träumers gibt und ihn für die Gesellschaft unnütz macht, indem er seiner

---

a) Hinter Zeitungen haben H und 1. Auflage noch: „nach angestrengtem Nachsinnen über einen philosophischen Punkt".

b) Die Worte „indem . . . bedarf" finden sich in H und 1. Auflage in etwas veränderter Anordnung, doch mit genau demselben Sinne wieder.

c) „dergleichen Geschäfts-" fehlt in H.

durch keine Vernunft geordneten Einbildungskraft in ihrem freien Spiel blindlings folgt. — Das Romanlesen[a]) hat außer manchen anderen Verstimmungen des Gemüts auch dieses zur Folge[b]), daß es die Zerstreuung habituell macht. Denn ob es gleich durch Zeichnung von Charakteren, die sich wirklich unter Menschen auffinden lassen (wenngleich mit einiger Übertreibung), den Gedanken einen Zusammenhang als in einer wahren Geschichte gibt, deren Vortrag immer auf gewisse Weise systematisch sein muß, so erlaubt es doch zugleich dem Gemüt, während dem Lesen Abschweifungen (nämlich noch andere Begebenheiten als Erdichtungen) mit einzuschieben, und der Gedankengang wird fragmentarisch, so daß man die Vorstellungen eines und desselben Objekts zerstreut (*sparsim*), nicht verbunden (*conjunctim*) nach Verstandeseinheit im Gemüte spielen läßt[c]). Der Lehrer von der Kanzel oder im akademischen Hörsaal, oder auch der Gerichtsankläger oder Advokat, wenn er im freien Vortrage (aus dem Stegreif), allenfalls auch im Erzählen Gemütsfassung beweisen soll, muß drei Aufmerksamkeiten beweisen: erstlich des Sehens auf das, was er jetzt sagt, um es klar vorzustellen; zweitens des Zurücksehens auf das, was er gesagt hat, und dann drittens des Vorhersehens auf das, was er eben nun sagen will. Denn unterläßt er die Aufmerksamkeit auf eines dieser drei Stücke, nämlich sie in dieser Ordnung zusammenzustellen, so bringt er sich selbst und seinen Zuhörer oder Leser in Zerstreuung, und ein sonst guter Kopf kann doch nicht von sich ablehnen, ein konfuser zu heißen.

§ 48.

Ein an sich gesunder Verstand (ohne Gemütsschwäche) kann doch auch mit Schwächen in Ansehung seiner Ausübung begleitet sein, die entweder Aufschub zum Wachstum bis zur gehörigen Reife, oder auch Stellvertretung seiner Person durch eine andere in Ansehung der Geschäfte,

---

a) Vgl. S. 91.
b) H: „an sich".
c) Statt „so daß man läßt" haben H und 1. Auflage: „zu lassen".

die von bürgerlicher Qualität sind, notwendig machen. Die (natürliche oder gesetzliche) Unfähigkeit[a]) eines übrigens gesunden Menschen zum eigenen Gebrauch seines Verstandes in bürgerlichen Geschäften[b]) heißt Unmündigkeit; ist diese in der Unreife des Alters gegründet, so heißt sie Minderjährigkeit (Minorennität); beruht sie [209] aber auf gesetz | lichen Einrichtungen in Rücksicht auf bürgerliche Geschäfte, so kann sie die gesetzliche oder bürgerliche Unmündigkeit genannt werden[b]).

Kinder sind natürlicherweise unmündig und ihre Eltern ihre natürlichen Vormünder. Das Weib in jedem Alter wird für bürgerlich-unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Kurator. Wenn sie aber mit ihm in geteilten Gütern lebt, ist es ein anderer. — Denn obgleich das Weib nach der Natur ihres Geschlechts Mundwerks genug hat, sich und ihren Mann, wenn es aufs Sprechen ankommt, auch vor Gericht (was das Mein und Dein betrifft) zu vertreten, mithin dem Buchstaben nach gar für übermündig erklärt werden könnte, so können die Frauen doch, so wenig es ihrem Geschlecht zusteht, in den Krieg zu ziehen, ebensowenig ihre Rechte persönlich verteidigen und[c]) staatsbürgerliche Geschäfte für sich selbst, sondern nur vermittelst eines Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmündigkeit in Ansehung öffentlicher Verhandlungen macht sie in Ansehung der häuslichen Wohlfahrt nur desto vermögender: weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu verteidigen, sich das männliche Geschlecht durch seine Natur schon berufen fühlt[d]).

Aber sich selbst unmündig zu machen, so herab-

---

a) H und 1. Auflage: „Man nennt dieses Unvermögen oder auch die Unschicklichkeit".

b) Der Rest des Absatzes lautet in der 1. Auflage: „die Minderjährigkeit, welche, wenn sie bloß der Mangel jener bürgerlichen Qualität ist, die gesetzliche Unmündigkeit genannt werden kann. Das Unvermögen (oder auch die Illegalität), sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen, ist die Unmündigkeit." Ähnlich die Handschrift.

c) Statt „und" hat H: „eigentliche".

d) Der Satz „weil hier . . . fühlt" fehlt in H.

würdigend es auch sein mag, ist doch sehr bequem, und natürlicherweise kann es nicht an Häuptern fehlen, die diese Lenksamkeit des großen Haufens (weil er von selbst sich schwerlich vereinigt) zu benutzen und die Gefahr, sich ohne Leitung eines anderen seines eigenen Verstandes zu bedienen, als sehr groß, ja als tödlich vorzustellen wissen werden. Staatsoberhäupter nennen sich Landesväter, weil sie es besser als ihre Untertanen verstehen, wie diese glücklich zu machen sind; das Volk aber ist seines eigenen Besten wegen zu einer beständigen Unmündigkeit verurteilt, und wenn Adam Smith von jenen ungebührlicherweise sagt: sie wären selbst ohne Ausnahme[a]) unter allen die größten Verschwender, so wird er doch durch die in manchen Ländern ergangenen (weisen!) Aufwandgesetze kräftig widerlegt.

Der Klerus hält den Laiker strenge und beständig in seiner Unmündigkeit[b]). Das Volk hat keine Stimme und kein Urteil in Ansehung des Weges, den es zum Himmelreich zu nehmen hat. Es bedarf nicht eigener Augen des Menschen, um dahin zu gelangen; man wird ihn schon leiten, und wenn ihm gleich heilige Schriften in die Hände gegeben werden, um mit eigenen Augen zu sehen, so wird er doch zugleich von seinen | Leitern gewarnt, „nichts [210] anders darin zu finden, als was diese darin zu finden versichern", und überall ist mechanische Handhabung der Menschen unter dem Regiment anderer[c]) das sicherste Mittel zu Befolgung einer gesetzlichen Ordnung.

Gelehrte lassen sich in Ansehung der häuslichen Anordnungen gemeiniglich gern von ihren Frauen[d]) in der Unmündigkeit erhalten. Ein unter seinen Büchern begrabener Gelehrter antwortete auf das Geschrei eines Bedienten, es sei in einem der Zimmer Feuer: „Ihr wißt, daß dergleichen Dinge für meine Frau gehören." — End-

---

a) „ohne Ausnahme" Zusatz des Drucks, entsprechend der Stelle in A. Smith' *The Wealth of Nations*, 2. Buch, gegen Schluß des 3. Kapitels (ed. Mac Culloch S. 278). [Külpe].

b) Vgl. S. 112.

c) H: „die unter dem Regiment anderer stehen".

d) „von ihren Frauen" fehlt in H.

lich kann auch von Staats wegen die schon erworbene Mündigkeit eines Verschwenders einen Rückfall in die bürgerliche Unmündigkeit nach sich ziehen, wenn er nach dem gesetzlichen Eintritt in die Majorennität eine Schwäche des Verstandes in Absicht auf die Verwaltung seines Vermögens zeigt, die ihn als Kind oder Blödsinnigen darstellt; worüber aber das Urteil außer dem Felde der Anthropologie liegt[a].

§ 49.

Einfältig (*hebes*), ähnlich einem nicht gestählten Messer oder Beil, ist der, welchem man nichts beibringen kann; der zum Lernen unfähig ist. Der nur zum Nachahmen geschickt ist, heißt ein Pinsel; dagegen der[b], welcher selbst Urheber eines Geistes- oder Kunstprodukts sein kann, ein Kopf[c]. Ganz unterschieden ist davon Einfalt (im Gegensatz der Künstelei), von der man sagt: „Vollkommene Kunst wird wieder zur Natur", und zu der man nur spät gelangt; ein Vermögen, durch Ersparung der Mittel — d. i. ohne Umschweif — zu ebendemselben Zweck zu gelangen. Der diese Gabe besitzt (der Weise), ist bei seiner Einfalt gar nicht einfältig.

Dumm heißt vornehmlich der, welcher zu Geschäften nicht gebraucht werden kann, weil er keine Urteilskraft besitzt.

Tor ist der, welcher Zwecken, die keinen Wert haben, das aufopfert, was einen Wert hat: z. B. die häusliche Glückseligkeit dem Glanz außer seinem Hause. Die Torheit, wenn sie beleidigend ist, heißt Narrheit. — Man kann jemand töricht nennen, ohne ihn zu beleidigen: ja er kann es selbst von sich gestehen; aber das Werkzeug der Schelme (nach Pope), Narr, genannt zu heißen, kann niemand gelassen anhören*). Hochmut ist Narrheit, denn

---

*) Wenn man jemand auf seine Schwänke erwidert: Ihr seid nicht klug, so ist das ein etwas platter Ausdruck für: Ihr

---

a) „wenn er ... liegt" fehlt in H. Dort und in der 1. Auflage folgt hier die Überschrift: „B. Von dem Grundunterschiede in der Gemütsschwäche."

b) „der" Zusatz der 2. Auflage.

c) vgl. oben S. 27.

erstlich ist es töricht, anderen | zuzumuten, daß sie sich [211] selbst in Vergleichung mit mir gering schätzen sollen, und so werden sie[a]) mir immer Querstreiche spielen, die meine Absicht vereiteln. Das hat aber nur Auslachen[b]) zur Folge. Aber in dieser Zumutung steckt auch Beleidigung, und diese bewirkt verdienten Haß. Das Wort Närrin, gegen ein Frauenzimmer gebraucht, hat nicht diese[c]) harte Bedeutung: weil ein Mann durch die eitle Anmaßung des letzteren nicht glaubt beleidigt werden zu können. Und so scheint Narrheit bloß an den Begriff des Hochmuts eines Mannes gebunden zu sein. — Wenn man den, der sich selbst (zeitlich oder ewig) schadet, einen Narren nennt, folglich in die Verachtung desselben Haß mischt, ob er zwar uns nicht beleidigt hat, so muß man sie sich als Beleidigung der Menschheit überhaupt, folglich als gegen einen anderen ausgeübt denken. Wer seinem eigenen rechtmäßigen Vorteil gerade entgegen handelt, wird auch bisweilen[d]) Narr genannt, ob er zwar nur sich allein schadet. Arouet, der Vater des Voltaire, sagte zu jemand, der ihm zu seinen vorteilhaft bekannten Söhnen gratulierte[e]): „Ich habe zwei Narren zu Söhnen, der eine ist ein Narr in Prose, der andere in Versen" (der eine hatte sich in den Jansenism geworfen und wurde verfolgt, der

---

scherzt, oder[f]): Ihr seid nicht gescheit. — Ein gescheiter Mensch ist ein richtig und praktisch, aber kunstlos urteilender Mensch[g]). Erfahrung kann zwar einen gescheiten Menschen klug, d. i. zum künstlichen Verstandesgebrauch geschickt, die Natur aber allein ihn gescheit machen.

---

a) H: „sie werden", Druck: „so werden"; korr. Külpe.

b) „spielen . . . Auslachen" steht nur in H.

c) 2. Auflage: „die".

d) „bisweilen" Zusatz des Drucks.

e) „zu jemand . . . gratulierte" fehlt in H. Zur Sache vgl. *Lebensbeschreibung Voltaires. Aus dem Französischen. Nürnberg 1787*, S 42 [Külpe].

f) Statt dessen in H: „Ihr scherzt mutwillig. Gelinder ist die Erwiderung, wenn der Deutsche sagt".

g) Hinter „Mensch" steht in der Handschrift: „(der es gemeiniglich nur durch Erfahrung wird). Um ein Kluger genannt werden zu können, dazu wird schon ein künstlicher Verstandesgebrauch erfordert".

andere mußte seine Spottgedichte mit der Bastille büßen). Überhaupt setzt der Tor einen größeren Wert in Dinge, der Narr in sich selbst, als er vernünftigerweise tun sollte.

Die Betitelung eines Menschen als Laffen oder Gecken legt auch den Begriff ihrer Unklugheit als Narrheit zum Grunde. Der erste ist ein junger, der andere ein alter Narr; beide von Schelmen oder Schälken[a]) verleitet, wo der erstere doch noch Mitleiden, der andere aber bitteres Hohnlachen auf sich zieht. Ein witziger deutscher Philosoph und Dichter[b]) machte die Titel *fat* und *sot* (unter dem Gemeinnamen *fou*) durch ein Beispiel begreiflich: „Der erstere, sagt er, ist ein junger Deutsche, der nach Paris zieht; der zweite ist eben derselbe, nachdem er eben von Paris zurück-[c]) gekommen ist."

* * *

Die gänzliche Gemütsschwäche, die entweder selbst nicht zum tierischen Gebrauch der Lebenskraft (wie bei [212] den Kretinen des Walliser | landes), oder auch nur eben zur bloß mechanischen Nachahmung äußerer, durch Tiere möglicher Handlungen (Sägen, Graben usw.) zureicht, heißt Blödsinnigkeit und kann nicht wohl Seelenkrankheit, sondern eher Seelenlosigkeit betitelt werden.

C. Von den Gemütskrankheiten.

§ 50.

Die oberste Einteilung ist, wie bereits oben[d]) bemerkt worden, die in Grillenkrankheit (Hypochondrie) und das gestörte Gemüt (Manie). Die Benennung der ersteren ist von der Analogie des Aufmerkens auf den tschirpenden Laut einer Heime (Hausgrille)[e]) in der Stille der Nacht

---

a) „oder Schälken" fehlt in H.

b) Nach Starke (a. a. O. S. 130) ist der auch sonst von Kant öfters (vgl. z. B. *Phil. Bibl. Bd. 46*) erwähnte Göttinger Professor der Mathematik und satirische Schriftsteller Abr. Gotthelf Kästner (1719—1800) gemeint.

c) H: „wenn er wieder nach Hause".

d) S. 114.

e) Unser „Heimchen"; „Hausgrille" Zusatz des Drucks.

hergenommen, welcher die Ruhe des Gemüts stört, die zum Schlafen erfordert wird. Die Krankheit des Hypochondristen besteht nun darin: daß gewisse innere körperliche Empfindungen nicht sowohl ein wirkliches vorhandenes Übel im Körper entdecken, als vielmehr es nur besorgen lassen und die menschliche Natur von der besonderen Beschaffenheit ist (die das Tier nicht hat), durch Aufmerksamkeit auf gewisse lokale Eindrücke das Gefühl derselben zu verstärken oder auch anhaltend zu machen; da hingegen eine[a] entweder vorsätzliche oder durch andere, zerstreuende Beschäftigungen bewirkte Abstraktion jene nachlassen und, wenn die letztere habituell wird, gar wegbleiben macht*). Auf solche Weise wird die Hypochondrie als Grillenkrankheit die Ursache von Einbildungen körperlicher Übel, von denen sich der Patient bewußt ist, daß es Einbildungen sind, von Zeit zu Zeit aber sich nicht entbrechen kann, sie für etwas Wirkliches zu halten, oder umgekehrt aus einem wirklichen körperlichen[b] Übel (wie das der Beklommenheit aus eingenommenen blähenden Speisen nach der Mahlzeit) sich Einbildungen von allerlei bedenklichen äußeren Begegnissen und Sorgen über sein Geschäfte zu machen, die sobald verschwinden, als nach vollendeter Verdauung die Blähung aufgehört hat. — — Der Hypochondrist ist ein Grillenfänger (Phantast) von der kümmerlichsten Art: eigensinnig, sich seine Einbildungen nicht ausreden zu lassen, und[c] dem Arzt immer zu Halse gehend, der mit ihm seine liebe Not hat, ihn | auch nicht [213]

*) Ich habe in einer anderen Schrift[d] angemerkt: daß Abwendung der Aufmerksamkeit von gewissen schmerzhaften Empfindungen und Anstrengung derselben auf irgendeinen andern, willkürlich in Gedanken gefaßten Gegenstand vermögend ist, jene so weit abzuwehren: daß sie nicht in Krankheit ausschlagen können[e].

a) H und 1. Auflage: „durch".
b) H und 1. Auflage: „ein wirkliches körperliches".
c) „und" Zusatz der 2. Auflage.
d) *„Von der Macht des Gemüts" etc.* (Phil. Bibl. 46 d).
e) Diese Anmerkung Kants fehlt in H, da die Schrift *Von der Macht des Gemüts* erst 1798 erschien.

anders als ein Kind (mit Pillen aus Brotkrumen statt Arzneimitteln) beruhigen kann; und[a]) wenn dieser Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, medizinische Bücher zu Rate zieht, so wird er vollends unerträglich[b]), weil er alle die Übel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche liest. — — Zum Kennzeichen dieser Einbildungskraft dient die außerordentliche Lustigkeit, der lebhafte Witz und das fröhliche Lachen, denen sich dieser Kranke bisweilen überlassen fühlt und so das immer wandelbare Spiel seiner Launen ist. Die auf kindische Art[c]) ängstliche Furcht vor dem Gedanken des Todes nährt diese Krankheit. Wer aber über diesen Gedanken nicht mit männlichem Mute wegsieht, wird des Lebens nie recht froh werden.

Noch diesseits der Grenze des gestörten Gemüts ist der plötzliche Wechsel der Launen[d]) (*raptus*): ein unerwarteter Absprung von einem Thema zu einem ganz verschiedenen, den sich niemand gewärtigt. Bisweilen geht er vor jener Störung, die er ankündigt, vorher: oft aber ist der Kopf schon so verkehrt gestellt, daß diese Überfälle der Regellosigkeit bei ihm zur Regel werden. — Der Selbstmord ist oft bloß die Wirkung von einem Raptus. Denn der, welcher sich in der Heftigkeit des Affekts die Gurgel abschneidet, läßt sich bald darauf geduldig sie wieder zunähen.

Die Tiefsinnigkeit (*melancholia*) kann auch ein bloßer Wahn von Elend sein, den sich der trübsinnige (zum Grämen geneigte) Selbstquäler schafft. Sie ist selber zwar noch nicht Gemütsstörung, kann aber wohl dahin führen. — Übrigens ist es ein verfehlter, doch oft vorkommender Ausdruck: von einem tiefsinnigen Mathematiker (z. B. Prof. Hausen[e]) zu reden, indessen daß man bloß den tiefdenkenden meint.

---

a) „kann, und" Zusatz der 2. Auflage.
b) 1. Auflage: „zieht, vollends unerträglich wird".
c) „auf kindische Art" Zusatz des Drucks.
d) H: „Launen mit Affekt".
e) Christian August Hausen (1693—1745), Professor der Mathematik in Leipzig, wird auch sonst in Kants Schriften genannt, z. B. Phil. Bibl. 42 (Metaph. d. Sitten) S. 6 Anm.

§ 51.

Das Irrereden (*delirium*) des Wachenden im fieberhaften Zustande ist eine körperliche Krankheit und bedarf medizinischer Vorkehrungen. Nur der Irreredende, bei welchem der Arzt keine solche krankhaften[a]) Zufälle wahrnimmt, heißt verrückt; wofür das Wort gestört nur ein mildernder Ausdruck ist. Wenn also jemand vorsätzlich ein Unglück angerichtet hat und nun, ob und welche Schuld deswegen auf ihm hafte, die Frage ist, mithin zuvor ausgemacht werden muß, ob er damals verrückt gewesen sei oder nicht, so kann das Gericht ihn nicht an die medizinische, sondern müßte (der Inkompetenz des Gerichtshofes halber) ihn an die philosophische Fakultät verweisen. Denn die Frage: ob der Angeklagte bei seiner Tat im Besitz seines natürlichen Verstandes- und | Beurteilungs- [214] vermögens gewesen sei, ist gänzlich psychologisch, und obgleich körperliche Verschrobenheit der Seelenorganen vielleicht wohl bisweilen die Ursache einer unnatürlichen Übertretung des (jedem Menschen beiwohnenden) Pflichtgesetzes sein möchte, so sind die Ärzte und Physiologen überhaupt doch nicht so weit, um das Maschinenwesen im Menschen so tief einzusehen, daß sie die Anwandlung zu einer solchen Greueltat daraus erklären, oder (ohne Anatomie des Körpers) sie vorher sehen könnten; und eine gerichtliche Arzneikunde (*medicina forensis*) ist — wenn es auf die Frage ankommt: ob der Gemütszustand des Täters Verrückung oder mit gesundem Verstande genommene Entschließung gewesen sei — Einmischung in fremdes Geschäfte, wovon der Richter nichts versteht, wenigstens es[b]), als zu seinem Forum nicht gehörend, an eine andere Fakultät verweisen muß*).

*) So erklärte ein solcher Richter in dem Falle, da eine Person, weil sie zum Zuchthause verurteilt war, aus[c]) Verzweiflung ein Kind umbrachte, diese für verrückt und so für frei von der Todesstrafe. — Denn, sagte er, wer aus falschen Prämissen

a) „krankhaften" fehlt in H.
b) „es" Zusatz des Drucks.
c) Kant: „Person, die, weil . . . war und aus"; korr. Külpe.

a) § 52.

Es ist schwer, eine systematische Einteilung in das zu bringen, was wesentliche und unheilbare Unordnung ist. Es hat auch wenig Nutzen, sich damit zu befassen: weil, da die Kräfte des Subjekts dahin nicht mitwirken (wie es wohl bei körperlichen Krankheiten der Fall ist), und doch nur durch den eigenen Verstandesgebrauch dieser Zweck erreicht werden kann, alle Heilmethode in dieser Absicht fruchtlos ausfallen muß. Indessen fordert doch die Anthropologie, obgleich sie hiebei nur indirekt pragmatisch sein kann, nämlich nur Unterlassungen zu gebieten, wenigstens einen allgemeinen Abriß dieser tiefsten, aber von der Natur herrührenden Erniedrigung der Menschheit zu versuchen. Man kann die Verrückung überhaupt in die tumultuarische, methodische und systematische einteilen b).

1. Unsinnigkeit (*amentia*) ist das Unvermögen, seine Vorstellungen auch nur in den zur Möglichkeit der Erfahrung nötigen Zusammenhang zu bringen. In den Toll- [215] häusern ist das weibliche Geschlecht seiner | Schwatzhaftigkeit halber dieser Krankheit am meisten unterworfen: nämlich unter das, was sie erzählen, so viel Einschiebsel ihrer lebhaften Einbildungskraft zu machen, daß niemand be-

---

wahre Schlüsse folgert, ist verrückt. Nun nahm jene Person es als Grundsatz an: daß die Zuchthausstrafe eine unauslöschliche Entehrung sei, die ärger ist als der Tod (welches doch falsch ist), und kam durch den Schluß c) daraus auf den Vorsatz, sich d) den Tod zu verdienen. — Folglich war sie verrückt und als eine solche der Todesstrafe zu überheben. — Auf den Fuß dieses Arguments möchte es wohl leicht sein, alle Verbrecher für Verrückte zu erklären, die man bedauern und kurieren e), aber nicht bestrafen müßte.

---

a) In H und 1. Auflage folgt hier die Überschrift: „Klassifikation der Verrückung."

b) Der letzte Satz fehlt in H.

c) H und 1. Auflage: „und schloß".

d) „sich" Zusatz der 2. Auflage.

e) „und kurieren" fehlt in H.

greift, was sie eigentlich sagen wollten. Diese erste Verrückung ist tumultuarisch.

2. Wahnsinn (*dementia*) ist diejenige Störung des Gemüts, da alles, was der Verrückte erzählt, zwar den formalen Gesetzen des Denkens zu der Möglichkeit einer Erfahrung gemäß ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden. Von der Art sind diejenigen, welche allerwärts Feinde um sich zu haben glauben; die alle Mienen, Worte oder sonstige gleichgültige Handlungen anderer als auf sich abgezielt und als Schlingen betrachten, die ihnen gelegt werden. — Diese sind in ihrem unglücklichen Wahn oft so scharfsinnig in Auslegung dessen, was andere unbefangen tun, um es als auf sich angelegt auszudeuten, daß, wenn die Data nur wahr wären, man ihrem Verstande alle Ehre müßte widerfahren lassen. — Ich habe nie gesehen, daß jemand von dieser Krankheit je geheilt worden ist (denn es ist eine besondere Anlage, mit Vernunft zu rasen). Sie sind aber doch nicht zu den Hospitalnarren zu zählen: weil sie, nur für sich selbst besorgt, ihre vermeinte Schlauigkeit nur auf ihre eigene Erhaltung richten, ohne andere in Gefahr zu setzen, mithin nicht sicherheitshalber eingeschlossen zu werden bedürfen. Diese zweite Verrückung ist methodisch.

3. Wahnwitz (*insania*) ist eine gestörte Urteilskraft: wodurch das Gemüt durch Analogien hingehalten wird, die mit Begriffen einander ähnlicher Dinge verwechselt werden, und so die Einbildungskraft ein dem Verstande ähnliches Spiel der Verknüpfung disparater Dinge als das Allgemeine vorgaukelt, worunter die letzteren Vorstellungen enthalten waren. Die Seelenkranken dieser Art sind mehrenteils sehr vergnügt, dichten abgeschmackt und gefallen sich in dem Reichtum einer so ausgebreiteten Verwandtschaft sich ihrer Meinung nach zusammenreimender Begriffe. — Der Wahnsinnige dieser Art ist nicht zu heilen: weil er, wie die Poesie überhaupt, schöpferisch und durch Mannigfaltigkeit unterhaltend ist. — Diese dritte Verrückung ist zwar methodisch, aber nur fragmentarisch.

4. Aberwitz (*vesania*) ist die Krankheit einer ge-

störten Vernunft. — Der Seelenkranke überfliegt die ganze Erfahrungsleiter und hascht nach Prinzipien, die des Probiersteins der Erfahrung ganz überhoben sein können. und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Er- [216] findung | der Quadratur des Zirkels, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der übersinnlichen Kräfte der Natur und die Begreifung des Geheimnisses der Dreieinigkeit sind in seiner Gewalt. Er ist der ruhigste unter allen Hospitaliten und seiner in sich verschlossenen Spekulation wegen am weitesten von der Raserei entfernt: weil er mit voller Selbstgenügsamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforschung wegsieht. — Diese vierte Art der Verrückung könnte man systematisch nennen.

Denn es ist in der letzteren Art der Gemütsstörung nicht bloß Unordnung und Abweichung von der Regel des Gebrauchs der Vernunft, sondern auch positive Unvernunft, d. i. eine andere Regel, ein ganz verschiedener Standpunkt, worein sozusagen die Seele versetzt wird, und aus dem sie alle Gegenstände anders sieht und aus dem *Sensorio communi*[a]), das zur Einheit des Lebens (des Tieres) erfordert wird, sich in einen davon entfernten Platz[b]) versetzt findet (daher das Wort Verrückung); wie eine bergichte Landschaft, aus der Vogelperspektive gezeichnet, ein ganz anderes Urteil über die Gegend veranlaßt, als wenn sie von der Ebene aus betrachtet wird. Zwar fühlt oder sieht die Seele sich nicht an einer anderen Stelle (denn sie kann sich selbst nach ihrem Orte im Raum, ohne einen Widerspruch zu begehen, nicht wahrnehmen, weil sie sich sonst als Objekt ihres äußeren Sinnes anschauen würde, da sie sich selbst nur Objekt des inneren Sinnes sein kann); aber man erklärt sich dadurch, so gut wie man kann, die sogenannte Verrückung. — Es ist aber verwunderungswürdig, daß die Kräfte des zerrütteten Gemüts sich doch in einem System zusammenordnen, und die Natur auch sogar in die Unvernunft ein Prinzip der Verbindung derselben zu bringen strebt, damit das Denkungs-

a) H und 1. Auflage: „außer dem *Sensorium commune*“.
b) „Platz“ Zusatz der 2. Auflage.

vermögen, wenngleich nicht objektiv zum wahren Erkenntnis der Dinge, doch[a]) bloß subjektiv zum Behuf des tierischen Lebens nicht unbeschäftigt bleibt.

Dagegen zeigt der Versuch, sich selbst durch physische Mittel in einem Zustande, welcher der Verrückung nahe kommt, und in den man sich willkürlich versetzt, zu beobachten, um durch diese Beobachtung auch den unwillkürlichen besser einzusehen, Vernunft genug, den Ursachen der Erscheinungen nachzuforschen. Aber es ist gefährlich, mit dem Gemüt Experimente und es in gewissem Grade krank zu machen, um es zu beobachten und durch Erscheinungen, die sich da vorfinden möchten, seine Natur zu erforschen. — So will Helmont[b]) nach Einnehmung einer gewissen Dosis Napell (einer Giftwurzel) eine Empfindung wahrgenommen haben, als | ob er im [217] Magen dächte. Ein anderer Arzt vergrößerte nach und nach die Gabe Kampher, bis es ihm vorkam, als ob alles auf der Straße in großem Tumult wäre. Mehrere haben mit dem Opium so lange an sich experimentiert, bis sie in Gemütsschwäche fielen, wenn sie nachließen, dieses Hilfsmittel der Gedankenbelebung ferner zu gebrauchen. — Ein gekünstelter Wahnsinn könnte leicht ein wahrer werden.

Zerstreute Anmerkungen.

§ 53.[c])

Mit der Entwicklung der Keime zur Fortpflanzung entwickelt sich zugleich der Keim der Verrückung; wie diese dann auch erblich ist. Es ist gefährlich, in Familien zu heuraten, wo auch nur ein einziges solches Subjekt vorgekommen ist. Denn es mögen auch noch so viel Kinder

a) H und 1. Auflage: „sondern“.

b) Über Joh. Baptist van Helmont (1578—1664) vgl. K. Vorländer, Gesch. der Philosophie I (Phil. Bibl. 105) 3. Aufl. S. 301 f. Sein Experiment wird erwähnt von Sprengel, Versuch einer pragmat. Geschichte der Arzneykunde (8. Aufl. 1827), 4. Teil S. 302 [Külpe].

c) Hier folgt in H und 1. Auflage erst ein Satz: „Es gibt kein gestört Kind“.

eines Ehepaars sein, die vor dieser schlimmen Erbschaft bewahrt bleiben, weil sie z. B. insgesamt dem Vater oder seinen Eltern und Voreltern nachschlagen[a]), so kommt doch, wenn die Mutter in ihrer Familie nur ein verrücktes Kind gehabt hat (ob sie selbst gleich von diesem Übel frei ist), einmal in dieser Ehe ein Kind zum Vorschein, welches in die mütterliche Familie einschlägt (wie man es auch aus der Gestaltähnlichkeit abmerken kann) und angeerbte Gemütsstörung an sich hat.

Man will öfters die zufällige Ursache dieser Krankheit anzugeben wissen, so daß sie als nicht angeerbt, sondern zugezogen vorgestellt werden solle, als ob[b]) der Unglückliche selbst daran schuld sei. „Er ist aus Liebe toll geworden," sagt man von dem einen; von dem anderen: „Er wurde aus Hochmut verrückt"; von einem Dritten wohl gar: „Er hat sich überstudiert." — Die Verliebung in eine Person von Stande, der die Ehe zuzumuten die größte Narrheit ist, war nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Tollheit, und was den Hochmut anlangt, so setzt die Zumutung eines nichts bedeutenden Menschen an andere, sich vor ihm zu bücken, und der Anstand, sich gegen ihn zu brüsten, eine Tollheit voraus, ohne die er auf ein solches Betragen nicht gefallen sein würde.

Was aber das Überstudieren*) anlangt, so hat es damit wohl keine Not, um junge Leute davor zu warnen. [218] Es bedarf hier bei der Jugend | eher der Sporen, als des Zügels. Selbst[c]) die heftigste und anhaltendste An-

*) Daß sich Kaufleute überhandeln und über ihre Kräfte in weitläuftigen Planen verlieren, ist eine gewöhnliche Erscheinung. Für die Übertreibung des Fleißes junger Leute aber (wenn ihr Kopf nur sonst gesund war) haben besorgte Eltern [218] nichts | zu fürchten. Die Natur verhütet solche Überladungen des Wissens schon von selbst dadurch, daß dem Studierenden die Dinge anekeln, über die er kopfbrechend und doch vergeblich gebrütet hat[d]).

a) 1. Auflage: „nachschlachten".
b) 1. Auflage: „soll, und".
c) H und 1. Auflage: „Aber auch".
d) Diese ganze Anmerkung fehlt in der Handschrift.

strengung in diesem Punkt kann wohl das Gemüt ermüden, so daß der Mensch darüber gar der Wissenschaft gram wird, aber es nicht verstimmen, wo es nicht vorher schon verschroben war und daher Geschmack an mystischen Büchern und an Offenbarungen fand, die über den gesunden Menschenverstand hinausgehen. Dahin gehört auch der Hang, sich dem Lesen der Bücher, die eine gewisse heilige Salbung erhalten haben, bloß dieses Buchstabens halber, ohne das Moralische dabei zu beabsichtigen, ganz zu widmen, wofür ein gewisser Autor den Ausdruck: „Er ist schrifttoll" ausgefunden hat.

Ob es einen Unterschied zwischen der allgemeinen Tollheit (*delirium generale*) und der an einem bestimmten Gegenstande haftenden (*delirium circa obiectum*) gebe, daran zweifle ich. Die Unvernunft (die etwas Positives, nicht bloßer Vernunftmangel ist)[a]) ist ebensowohl wie die Vernunft eine bloße Form, der die Objekte können angepaßt werden, und beide sind also aufs Allgemeine gestellt. Was nun aber beim Ausbruche der verrückten Anlage (der gemeiniglich plötzlich geschieht) dem Gemüte zuerst in den Wurf kommt (die zufällig aufstoßende Materie, worüber nachher gefaselt wird), darüber schwärmt nun der Verrückte fortan vorzüglich: weil es durch die Neuigkeit des Eindrucks stärker als das übrige Nachfolgende in ihm haftet.

Man sagt auch von jemand, dem es im Kopfe übergesprungen ist: „Er hat die Linie passiert"; gleich als ob ein Mensch, der zum erstenmal die Mittellinie des heißen Weltstrichs überschreite, in Gefahr sei, den Verstand zu verlieren. Aber das ist nur Mißverstand. Es will nur soviel sagen als: der Geck, der ohne lange Mühe durch eine Reise nach Indien auf einmal[b]) Gold zu fischen hofft, entwirft schon hier als Narr seinen Plan; während dessen Ausführung aber wächst die junge Tollheit, und bei seiner Zurückkunft, wenn ihm auch das Glück hold gewesen, zeigt sie sich entwickelt[b]) in ihrer Vollkommenheit.

---

a) Die eingeklammerten Worte sind Zusatz des Drucks.
b) „auf einmal" und „entwickelt" fehlen in H.

Der Verdacht, daß es mit jemandes Kopf nicht richtig sei, fällt schon auf den, der mit sich selbst laut spricht oder darüber ertappt wird, daß er für sich im Zimmer gestikuliert. — Mehr noch, wenn er sich mit Ein- | [219] gebungen begnadigt oder heimgesucht und mit höheren Wesen im Gespräche und Umgange zu sein glaubt; doch dann eben nicht, wenn er zwar andere heilige Männer dieser übersinnlichen Anschauungen vielleicht für fähig einräumt, sich selbst aber dazu nicht auserwählt zu sein wähnt, ja es auch nicht einmal zu wünschen gesteht und also sich ausnimmt.

Das einzige allgemeine Merkmal der Verrücktheit ist der Verlust des Gemeinsinnes (*sensus communis*) und der dagegen eintretende logische Eigensinn (*sensus privatus*), z. B. ein Mensch sieht am hellen Tage auf seinem Tisch ein brennendes Licht, was doch ein anderer Dabeistehende nicht sieht, oder hört eine Stimme, die kein anderer hört. Denn es ist ein subjektiv-notwendiger Probierstein der Richtigkeit unserer Urteile überhaupt und also auch der Gesundheit unseres Verstandes: daß wir diesen auch an den Verstand anderer halten, nicht aber uns mit dem unsrigen isolieren und mit unserer Privatvorstellung doch gleichsam[a]) öffentlich urteilen[b]). Daher das Verbot der Bücher, die bloß auf theoretische Meinungen gestellt sind (vornehmlich wenn sie aufs gesetzliche Tun und Lassen gar nicht Einfluß haben), die Menschheit beleidigt. Denn man nimmt uns ja dadurch[c]), wo nicht das einzige, doch das größte und brauchbarste Mittel, unsere eigene Gedanken zu berichtigen, welches dadurch geschieht, daß wir sie öffentlich aufstellen, um zu sehen, ob sie auch mit anderer ihrem Verstande zusammenpassen; weil sonst etwas bloß Subjektives (z. B. Gewohnheit oder Neigung) leichtlich für objektiv würde gehalten werden: als worin gerade der Schein besteht, von dem man sagt, er betrügt, oder vielmehr wodurch man verleitet wird, in der Anwendung einer Regel sich selbst zu betrügen. —

a) H: „mit einer Privatvorstellung gleichsam“.
b) H und 1. Auflage: „urteilen sollen“.
c) „dadurch“ Zusatz des Drucks.

Der, welcher sich an diesen Probierstein gar nicht kehrt, sondern es sich in den Kopf setzt, den Privatsinn ohne oder selbst wider den Gemeinsinn schon für gültig anzuerkennen, ist einem Gedankenspiel hingegeben, wobei er nicht in einer mit anderen gemeinsamen Welt, sondern (wie im Traum) in seiner eigenen sich sieht, verfährt und urteilt. — Bisweilen kann es doch bloß an den Ausdrücken liegen, wodurch ein sonst helldenkender Kopf seine äußeren Wahrnehmungen anderen mitteilen will, daß sie nicht mit dem Prinzip des Gemeinsinnes zusammenstimmen wollen, und er auf seinem Sinne beharrt. So hatte der geistvolle Verfasser der Oceana, Harrington[a]), die Grille, daß seine Ausdünstungen (*effluvia*) in Form der Fliegen von seiner Haut absprangen. Es können dieses aber wohl elektrische Wirkungen auf einen mit diesem Stoff überladenen Körper gewesen sein, wovon man auch sonst Er|fahrung gehabt [220] haben will, und er hat damit vielleicht nur eine Ähnlichkeit seines Gefühls mit diesem Absprunge, nicht das Sehen dieser Fliegen andeuten wollen.

Die Verrückung mit Wut (*rabies*), einem Affekte des Zorns (gegen einen wahren oder eingebildeten Gegenstand), welcher ihn gegen alle Eindrücke von außen unempfindlich macht, ist nur eine Spielart der Störung, die öfters schreckhafter aussieht, als sie in ihren Folgen ist, welche wie der Paroxysm in einer hitzigen Krankheit nicht sowohl im Gemüt gewurzelt, als vielmehr durch materielle Ursachen erregt wird und oft durch den Arzt mit einer Gabe[b]) gehoben werden kann.

Von den Talenten im Erkenntnisvermögen.

§ 54.

Unter Talent (Naturgabe) versteht man diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnisvermögens, welche nicht von der

a) James Harrington (1611—77) — über seine *Oceana* vgl. Phil. Bibl. 46d, S. 140 — verfiel infolge einer zu starken Dosis Guajak in ein Delirium, in welchem er behauptete, seine Lebensgeister dünsteten sich in der Form von Vögeln, Fliegen, Grillen aus [Külpe].

b) „mit einer Gabe“ fehlt in H.

Unterweisung, sondern der natürlichen Anlage des Subjekts abhängt. Sie sind der produktive Witz (*ingenium strictius s. materialiter dictum*), die Sagazität und die Originalität im Denken (das Genie).

Der Witz ist entweder der vergleichende (*ingenium comparans*), oder der vernünftelnde Witz (*ingenium argutans*). Der Witz paart (assimiliert) heterogene Vorstellungen, die oft nach dem Gesetze der Einbildungskraft (der Assoziation) weit auseinander liegen, und ist ein eigentümliches Verähnlichungsvermögen, welches dem Verstande (als dem Vermögen der Erkenntnis des Allgemeinen), sofern er die Gegenstände unter Gattungen bringt, angehört[a]). Er bedarf nachher der Urteilskraft, um das Besondere unter dem Allgemeinen zu bestimmen und das Denkungsvermögen zum Erkennen anzuwenden. — Witzig (im Reden oder Schreiben) zu sein, kann durch den Mechanism der Schule und ihren Zwang nicht erlernt werden, sondern gehört, als ein besonderes Talent, zur Liberalität der Sinnesart in der wechselseitigen Gedankenmitteilung (*veniam damus petimusque vicissim*); einer schwer zu erklärenden Eigenschaft des Verstandes überhaupt — gleichsam[b]) seiner Gefälligkeit —, die mit der Strenge der Urteilskraft (*iudicium discretivum*) in der Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere (der Gattungsbegriffe auf die der Spezies) kontrastiert, als welche[c]) das Assimilationsvermögen sowohl als auch den Hang dazu einschränkt. |

[221] Von dem spezifischen Unterschiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes.

A. Von dem produktiven Witze.

§ 55.

Es ist angenehm, beliebt und aufmunternd, Ähnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden und so,

---

a) H: „zu Diensten ist“.
b) „gleichsam“ Zusatz des Drucks.
c) H und 1. Auflage: „kontrastiert, und“.

was der Witz tut, für den Verstand Stoff zu geben, um seine Begriffe allgemein zu machen. Urteilskraft dagegen, welche die Begriffe einschränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derselben beiträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, ist aber ernsthaft, strenge und in Ansehung der Freiheit zu denken einschränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Witzes Tun und Lassen ist mehr Spiel; das der Urteilskraft aber mehr Geschäfte. — Jener ist eher eine Blüte der Jugend, diese mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren Grade in einem Geistesprodukt beide verbindet, ist sinnreich (*perspicax*).

Witz hascht nach Einfällen; Urteilskraft strebt nach Einsichten. Bedachtsamkeit ist eine Burgemeistertugend[a] (die Stadt unter dem Oberbefehl der Burg nach gegebenen Gesetzen zu schützen und[b] zu verwalten). Dagegen kühn (*hardi*), mit Beiseitesetzung der Bedenklichkeiten der Urteilskraft, absprechen, wurde dem großen Verfasser des Natursystems, Buffon, von seinen Landsleuten zum Verdienst angerechnet, ob es zwar als Wagstück ziemlich nach Unbescheidenheit (Frivolität) aussieht. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urteilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (*bons mots*), wie sie der Abt Trublet[c] reichlich aufstellte und den Witz dabei auf die Folter spannte[d]), macht seichte Köpfe oder ekelt den gründlichen nachgerade an. Er ist erfinderisch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen und, ehe sie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die ebenso vorübergehend sind, ausgetauscht werden müssen.

Der Witz mit Wortspielen ist schal; leere Grübelei

---

a) In Kants ‚Beobachtungen über das Gefühl des Schönen etc.‘ (1764), Anfang des 2. Abschnitts, wird dieser Ausspruch Cromwell zugeschrieben.

b) „zu schützen und“ fehlt in H.

c) Nicol. Charles Jos. Trublet (1697—1770) in seinen 1754 erschienenen: *Essais sur divers sujets de littérature et de morale* [Külpe].

d) „und . . . spannte“ fehlt in H.

(Mikrologie) der Urteilskraft aber pedantisch. Launichter Witz heißt[a]) ein solcher, der aus der Stimmung des Kopfs zum Paradoxen hervorgeht, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der (durchtriebene) Schalk hervorblickt, jemanden (oder auch seine Meinung) zum Ge-[222] lächter aufzustellen; | indem das Gegenteil des Beifallswürdigen mit scheinbaren Lobsprüchen erhoben wird (Persiflage): z. B. „Swifts Kunst, in der Poesie zu kriechen"[b]) oder Butlers Hudibras[c]); ein solcher Witz, das Verächtliche durch den Kontrast noch verächtlicher zu machen, ist durch die Überraschung des Unerwarteten sehr aufmunternd; aber doch immer nur ein Spiel und leichter Witz (wie der des Voltaire); dagegen der, welcher wahre und wichtige Grundsätze in der Einkleidung aufstellt (wie Young[d]) in seinen Satiren) ein zentnerschwerer Witz genannt werden kann, weil es ein Geschäfte ist und mehr Bewunderung als Belustigung erregt.

Ein Sprichwort (*proverbium*) ist kein Witzwort (*bon mot*[e])): denn es ist eine gemein gewordene Formel, welche einen Gedanken ausdrückt, der durch Nachahmung fortgepflanzt wird und im Munde des ersten wohl ein Witzwort gewesen sein kann. Durch Sprichwörter reden[f]) ist daher die Sprache des Pöbels und beweiset den gänzlichen Mangel des Witzes im Umgange mit der feineren Welt.

Gründlichkeit ist zwar nicht eine Sache des Witzes; aber sofern dieser[g]) durch das Bildliche, was er den Gedanken anhängt, ein Vehikel oder Hülle für die Vernunft und deren Handhabung für ihre moralisch-praktischen Ideen

---

a) H und 1. Auflage: „d. i.".

b) Genauer: *Περί βάθους* s. Anti-Sublime. Das ist: D. Swifts neueste Dichtkunst, oder Kunst, in der Poesie zu kriechen. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, Leipzig 1733.

c) *Hudibras*, das seinerzeit viel gelesene satirische Gedicht des Royalisten Samuel Butler (1612—80) gegen die Puritaner zur Zeit der englischen Revolution. Vgl. auch Phil. Bibl. 46b, S. 40.

d) Edward Young (1684—1775) gab 1725—27 sieben Satiren unter dem Titel ‚The Universal Passion' heraus [Külpe].

e) H hat ‚*sententia*' statt *bon mot*.

f) Hinter „reden" hat H den Beisatz: „(wie der gemeine Jude pflegt)".

g) H und 1. Auflage: „diese".

sein kann, läßt sich ein gründlicher Witz (zum Unterschiede des seichten) denken. Als eine von den, wie es heißt, bewunderungswürdigen Sentenzen Samuel Johnsons über Weiber wird die in Wallers Leben[a]) angeführt: „Er lobte ohne Zweifel viele, die er sich zu heiraten würde gescheut haben, und heiratete vielleicht eine, die er sich geschämt haben würde zu loben.“[b]) Das Spielende der Antithese macht hier das ganze Bewundernswürdige aus; die Vernunft gewinnt dadurch nichts. — Wo es aber auf streitige Fragen für die Vernunft ankam, da konnte sein Freund Boswell[c]) keinen von ihm so unablässig gesuchten Orakelspruch herauslocken, der den mindesten Witz verraten hätte; sondern alles, was er über die Zweifler im Punkte der Religion, oder des Rechts einer Regierung[d]), oder auch nur die menschliche Freiheit überhaupt herausbrachte, fiel bei seinem natürlichen und durch Verwöhnung von Schmeichlern eingewurzelten Despotism des Absprechens auf plumpe Grobheit hinaus, die seine Verehrer Rauhigkeit*) zu nennen belieben; die aber sein großes[e]) | Unvermögen eines [223] in demselben Gedanken mit Gründlichkeit vereinigten Witzes bewies. — Auch scheinen die Männer von Einflusse, die seinen Freunden kein Gehör gaben, welche ihn als ein fürs Parlament ausnehmend taugliches Glied vorschlugen, sein Talent wohl gewürdigt zu haben. — Denn der Witz,

---

*) Boswell erzählt, daß, da ein gewisser Lord in seiner Gegenwart sein Bedauern äußerte, daß Johnson nicht eine feinere Erziehung gehabt hätte, Baretti gesagt habe: „Nein, nein, Mylord! Sie hätten mit ihm machen mögen, was sie gewollt, er wäre immer ein Bär geblieben.“ „Doch wohl ein Tanzbär?“ sagte der andere, welches ein dritter, sein Freund, dadurch zu mildern vermeinte, daß er sagte: „Er hat nichts vom Bären als das Fell.“

---

a) Der englische Dichter Samuel Johnson (1709—94) schrieb eine Biographie des Dichters Edmund Waller [Külpe].

b) Diese und die folgenden Anekdoten über Johnson finden sich in dessen Lebensbeschreibung durch James Boswell (1740 bis 1795), 1790.

c) Vgl. vorige Anmerkung.

d) H: „Regierung überhaupt“.

e) H: „gänzliches“.

der zur Abfassung des Wörterbuchs[a]) einer Sprache zureicht, langt darum noch nicht zu, Vernunftideen, die zur Einsicht in wichtigen Geschäften erforderlich sind, zu erwecken und zu beleben. — — Bescheidenheit tritt von selbst in das Gemüt dessen ein, der sich hiezu berufen sieht, und Mißtrauen in seine Talente, für sich allein nicht zu entscheiden, sondern anderer Urteile (allenfalls unbemerkt) auch mit in Anschlag zu bringen, war eine Eigenschaft, die Johnson nie anwandelte.

B. Von der Sagazität oder der Nachforschungsgabe.

§ 56.

Um etwas zu entdecken (was entweder in uns selbst oder anderwärts verborgen liegt), dazu gehört in vielen Fällen ein besonderes Talent, Bescheid zu wissen, wie man gut suchen soll: eine Naturgabe, vorläufig zu urteilen (*iudicii praevii*), wo die Wahrheit wohl möchte zu finden sein; den Dingen auf die Spur zu kommen und die kleinsten Anlässe der Verwandtschaft zu benutzen, um das Gesuchte zu entdecken oder zu erfinden. Die Logik der Schulen lehrt uns nichts hierüber. Aber ein Baco von Verulam gab ein glänzendes Beispiel an seinem Organon von der Methode, wie durch Experimente die verborgene Beschaffenheit der Naturdinge könne aufgedeckt werden. Aber selbst dieses Beispiel reicht nicht zu, eine Belehrung nach bestimmten Regeln zu geben, wie man mit Glück suchen solle, denn man muß immer hiebei etwas zuerst voraussetzen (von einer Hypothese anfangen), von da man seinen Gang antreten will, und das muß nach Prinzipien gewissen Anzeigen zufolge geschehen, und daran liegt's eben, wie man diese auswittern soll. Denn blind, auf gut Glück, da man über einen Stein stolpert und eine Erzstufe findet, hiemit auch einen Erzgang entdeckt, es zu wagen, ist wohl eine schlechte Anweisung zum Nachforschen. Dennoch gibt es [224] Leute[b]) von einem Talent, gleich|sam mit der Wünschel-

a) Johnsons bekanntestes Werk war ein englisches Wörterbuch (1747—55).

b) H und 1. Auflage: „welche“.

rute in der Hand den Schätzen der Erkenntnis auf die Spur zu kommen, ohne daß sie es gelernt haben; was sie denn auch andere nicht lehren[a]), sondern es ihnen nur vormachen können, weil es eine Naturgabe ist.

C. Von der Originalität des Erkenntnisvermögens oder dem Genie.

§ 57.

Etwas erfinden ist ganz was anderes als etwas entdecken. Denn die Sache, welche man entdeckt, wird als vorher schon existierend angenommen, nur daß sie noch nicht bekannt war, z. B. Amerika vor dem Kolumbus; was man aber erfindet, z. B. das Schießpulver, war vor dem Künstler*), der es machte, noch gar nicht bekannt[b]). Beides kann Verdienst sein. Man kann aber etwas finden, was man gar nicht sucht (wie der Goldkoch den Phosphor[c])),

*) Das Schießpulver war lange vor des Mönchs Schwarz Zeit schon in der Belagerung von Algeziras[d]) gebraucht worden, und die Erfindung desselben scheint den Chinesen anzugehören[e]). Es kann aber doch sein, das jener Deutsche, der dieses Pulver in seine Hände bekam, Versuche zur Zergliederung desselben (z. B. durch Auslaugen des darin befindlichen Salpeters, Abschwemmung der Kohle und Verbrennung des Schwefels) machte und so es entdeckt, obgleich nicht erfunden hat.

a) Statt „was . . . lehren“ haben H und 1. Auflage: „oder andere lehren“.

b) H und Akademie-Ausgabe: „gekannt“.

c) Ein Hamburger Alchimist, namens Brand, gewann 1669 durch Destillation von eingedampftem Harn Phosphor, den er „kaltes Feuer“ nannte.

d) Kant: „Ageziras“; korr. Vorländer (vgl. auch die Anm. S. 177[a]).

e) Kant hat diese Notiz wahrscheinlich aus einer Abhandlung von Gramm ‚Vom Schießpulver‘ im Allg. Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften (1755) V, 230 u. 232 geschöpft. Sie fehlt in der Handschrift, doch weist ein Stern im Text darauf hin (vgl. übrigens S. 177 Anm.). Mit ‚Ageziras‘ ist die neuerdings durch die Marokko-Konferenz allgemein bekannt gewordene Stadt Algeziras (bei Gibraltar) gemeint, die den Arabern 1344 nach 20-monatlicher Belagerung durch die Spanier entrissen wurde.

und da ist es auch gar kein Verdienst. — Nun heißt[a]) das Talent zum Erfinden das Genie. Man legt aber diesen Namen immer nur einem Künstler bei, also dem, der etwas zu machen versteht, nicht dem, der bloß vieles kennt und weiß; aber auch nicht einem bloß nachahmenden, sondern einem seine[b]) Werke urprünglich hervorzubringen aufgelegten Künstler; endlich auch diesem nur, wenn sein Produkt musterhaft ist, d. i. wenn es verdient als Beispiel (*exemplar*[c])) nachgeahmt zu werden. — Also ist das Genie eines Menschen „die musterhafte Originalität seines Talents" (in Ansehung dieser oder jener Art von Kunstprodukten). Man nennt aber auch einen Kopf, der die Anlage dazu hat, ein Genie; da alsdann dieses Wort nicht bloß die Naturgabe einer Person, sondern auch[d]) die Person selbst bedeuten soll. — In vielen Fächern Genie zu sein, ist ein vastes Genie (wie Leonardo da Vinci).

Das eigentliche Feld für das Genie ist das der Einbildungskraft: weil diese schöpferisch ist und weniger als andere Vermögen unter dem Zwange der Regeln steht, dadurch aber der Originalität desto fähiger ist. | [225] — Der Mechanism der Unterweisung, weil diese jederzeit den Schüler zur Nachahmung nötigt, ist dem Aufkeimen eines Genies, nämlich was seine Originalität betrifft, zwar allerdings nachteilig. Aber jede Kunst bedarf doch gewisser mechanischer Grundregeln, nämlich der Abgemessenheit des Produkts zur untergelegten Idee, d. i. Wahrheit in der Darstellung des Gegenstandes, der gedacht wird. Das muß nun mit Schulstrenge gelernt werden und ist allerdings eine Wirkung der Nachahmung. Die Einbildungskraft aber auch von diesem Zwange zu befreien und das eigentümliche Talent, sogar der Natur zuwider, regellos[e]) verfahren und schwärmen zu lassen, würde vielleicht originale Tollheit abgeben, die aber[f]) freilich nicht musterhaft

a) H: „ist".
b) „seine" Zusatz der 2. Auflage.
c) „(exemplar)" fehlt in H.
d) „auch" desgl.
e) „regellos" Zusatz des Drucks.
f) „aber" Zusatz der 2. Auflage.

sein und also auch nicht zum Genie gezählt werden würde.

Geist ist das belebende Prinzip im Menschen. In der französischen Sprache führen Geist und Witz einerlei Namen, *Esprit*. Im Deutschen ist es anders. Man sagt: eine Rede, eine Schrift, eine Dame in Gesellschaft usw. ist schön; aber ohne Geist. Der Vorrat von Witz macht es hier nicht aus; denn man kann sich auch diesen verekeln, weil seine Wirkung nichts Bleibendes hinterläßt. Wenn alle jene obgenannte Sachen und Personen geistvoll heißen sollen, so müssen sie ein Interesse erregen und zwar durch Ideen. Denn das setzt die Einbildungskraft in Bewegung, welche für dergleichen Begriffe einen großen Spielraum vor sich sieht. Wie wäre es also: wenn wir das französische Wort *génie* mit dem deutschen eigentümlicher Geist ausdrückten; denn unsere Nation läßt sich bereden, die Franzosen hätten ein Wort dafür aus ihrer eigenen Sprache, dergleichen wir in der unsrigen nicht hätten, sondern von ihnen borgen müßten, da sie es doch selbst aus dem Lateinischen (*genius*) geborgt haben, welches nichts anderes als einen eigentümlichen Geist bedeutet.

Die Ursache aber, weswegen die musterhafte Originalität des Talents mit diesem mystischen Namen benannt wird, ist, weil der, welcher dieses hat, die Ausbrüche desselben sich nicht erklären oder auch, wie er zu einer Kunst komme, die er nicht hat erlernen können, sich selbst nicht begreiflich machen kann. Denn Unsichtbarkeit (der Ursache zu einer Wirkung) ist ein Nebenbegriff vom Geiste (einem *genius*, der dem Talentvollen schon in seiner Geburt beigesellt worden), dessen Eingebung gleichsam[a]) er nur folgt. Die Gemütskräfte aber müssen hiebei vermittelst der Einbildungskraft harmonisch bewegt werden, weil sie sonst nicht beleben, sondern sich einander stören würden, und das muß durch die Natur des Subjekts[b]) | [226] geschehen: weshalb man Genie auch das Talent nennen kann, „durch welches die Natur der Kunst die Regel gibt.“

---

a) „gleichsam“ Zusatz des Drucks.
b) „des Subjekts“ desgl.

§ 58.

Ob der Welt durch große Genies im ganzen sonderlich gedient sei, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihren alltägigen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande nicht das meiste zum Wachstum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben (indem sie, wenngleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten), mag hier unerörtert bleiben. — Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner (besser Genieaffen) genannt, hat sich unter jenem Aushängeschilde mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben konzentriert und kraftvoll zu reichen vorgibt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreier, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachteilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral gleich dem Eingeweihten oder Machthaber vom Weisheitssitze herab im entscheidenden Tone abspricht und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hiewider anderes zu tun, als zu lachen und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?

§ 59.

Das Genie scheint auch nach der Verschiedenheit des Nationalschlages und des Bodens, dem es angeboren ist, verschiedene ursprüngliche Keime in sich zu haben und sie verschiedentlich zu entwickeln. Es schlägt bei den Deutschen mehr in die Wurzel, bei den Italienern in die Krone, bei den Franzosen in die Blüte und bei den Engländern in die Frucht.

Noch ist der allgemeine Kopf (der alle verschiedenartige Wissenschaften befaßt) vom Genie als dem erfinde-

rischen unterschieden. Der erstere kann es in demjenigen sein, was gelernt werden kann: nämlich der die historische Erkenntnis von dem, was in Ansehung aller Wissenschaften bisher getan ist, besitzt[a]) (Polyhistor), wie Jul. Cäs. Scaliger[b]). Der letztere ist der Mann, nicht sowohl von großem Umfange des Geistes, als intensiver Größe desselben[c]), in allem Epoche zu machen, was er unternimmt (wie Newton, Leibniz). Der architektonische, der den Zusammenhang aller Wissenschaften, und wie sie einander unterstützen, methodisch einsieht, ist ein nur subalternes, aber doch nicht gemeines Genie[d]). — | Es gibt aber auch [227] gigantische Gelehrsamkeit, die doch oft zyklopisch ist, der nämlich ein Auge fehlt: nämlich das der wahren Philosophie, um diese Menge des historischen Wissens, die Fracht von hundert Kamelen, durch die Vernunft zweckmäßig zu benutzen.

Die bloßen Naturalisten des Kopfs (*élèves de la nature, Autodidacti*) können in manchen Fällen auch für Genies gelten, weil sie, ob sie zwar manches, was sie wissen, von anderen hätten lernen können, für sich selbst ausgedacht haben und in dem, was an sich keine Sache des Genies ist, doch Genies sind[e]): wie es, was mechanische Künste betrifft, in der Schweiz manche gibt, welche in diesen Künsten Erfinder sind; aber ein früh-kluges Wunderkind (*ingenium praecox*), wie in Lübeck Heinecke oder in Halle Baratier[f]), von ephemerischer Existenz sind Ab-

---

a) „nämlich . . . besitzt“ Zusatz des Drucks.

b) Über Scaliger s. S. 90 b).

c) „nicht sowohl“ und „als . . . desselben“ fehlt in H.

d) Statt der letzten Zeile hat die Handschrift „(unterstützen), einsieht, ist jederzeit ein seltenes Genie. — Der aber das Allgemeine, bloß historisch-erkannte nur von oben abzuschöpfen versteht, ist der Affe des ersteren“.

e) „weil sie . . . Genies sind“ fehlt in H.

f) Chr. Heinrich Heinecke(n), „der Knabe von Lübeck“ genannt, geboren 6. Febr. 1721, machte durch die frühzeitige Entwicklung seines Geistes, namentlich sein außerordentliches Gedächtnis, großes Aufsehen, starb aber schon 1725. — Joh. Phil. Baratier, geb. 19. Jan. 1721 zu Schwabach, konnte schon im 5. Jahre drei Sprachen sprechen, im 8. die Bibel in der Ursprache

schweifungen der Natur von ihrer Regel, Raritäten fürs Naturalienkabinett, und lassen ihre überfrühe Zeitigung zwar bewundern, aber oft auch von denen, die sie beförderten, im[a]) Grund bereuen.

* * *

Weil am Ende der ganze Gebrauch des Erkenntnisvermögens zu seiner eigenen Beförderung selbst im theoretischen Erkenntnisse doch der Vernunft bedarf, welche die Regel gibt, nach welcher es allein befördert werden kann: so kann man den Anspruch, den die Vernunft an dasselbe macht, in die drei Fragen zusammenfassen, welche nach den drei Fakultäten desselben gestellt sind:

Was will ich? (frägt der Verstand)*).

Worauf kommt's an? (frägt die Urteilskraft).

Was kommt heraus? (frägt die Vernunft).

Die Köpfe sind in der Fähigkeit der Beantwortung aller dieser drei Fragen sehr verschieden. — Die erste erfordert nur einen klaren Kopf, sich selbst zu verstehen; und diese Naturgabe ist bei einiger Kultur ziemlich gemein; vornehmlich wenn man darauf aufmerksam macht. — Die zweite treffend zu beantworten, ist weit seltener; denn es bieten sich vielerlei Arten der Bestimmung des vorliegenden Begriffs und der scheinbaren Auflösung der Aufgabe dar: welche ist nun die einzige, die dieser genau ange-[228] messen | ist (z. B. in Prozessen oder im Beginnen gewisser Handlungspläne[b]) zu demselben Zweck)? Hierzu gibt es ein Talent der Auswahl des in einem gewissen Falle gerade Zutreffenden (*iudicium discretivum*), welches sehr erwünscht, aber auch sehr selten ist. Der Advokat, der mit viel Gründen angezogen kommt, die seine Behauptung

*) Das Wollen wird hier bloß im theoretischen Sinn verstanden: Was will ich als wahr behaupten?

verstehen, bekam aber früh ein greisenhaftes Aussehen und starb schon im 20. Jahre.

a) H und Auflage: „mit".

b) H: „in Handlungsplänen".

bewähren sollen, erschwert dem Richter sehr seine Sentenz, weil er selbst nur herumtappt; weiß er aber nach der Erklärung dessen, was er will, den Punkt zu treffen (denn der ist nur ein einziger), worauf es ankommt, so ist es kurz abgemacht, und der Spruch der Vernunft folgt von selbst.

Der Verstand ist positiv und vertreibt die Finsternis der Unwissenheit — die Urteilskraft mehr negativ zu Verhütung der Irrtümer aus dem dämmernden Lichte, darin die Gegenstände erscheinen. — Die Vernunft verstopft die Quelle der Irrtümer (die Vorurteile) und sichert hiemit den Verstand durch die Allgemeinheit der Prinzipien. — — Büchergelehrsamkeit vermehrt zwar die Kenntnisse, aber erweitert nicht den Begriff und die Einsicht, wo nicht Vernunft dazu kommt. Diese ist aber noch vom Vernünfteln, dem Spiel mit bloßen Versuchen im Gebrauche der Vernunft ohne ein Gesetz derselben, unterschieden. Wenn die Frage ist, ob ich Gespenster glauben soll, so kann ich über die Möglichkeit derselben auf allerlei Art vernünfteln; aber die Vernunft verbietet, abergläubisch, d. i. ohne ein Prinzip der Erklärung des Phänomens nach Erfahrungsgesetzen, die Möglichkeit desselben anzunehmen[a]).

Durch die große Verschiedenheit der Köpfe, in der Art wie sie eben dieselben Gegenstände, imgleichen sich untereinander ansehen, durch das Reiben derselben aneinander und die Verbindung derselben sowohl als ihre Trennung bewirkt die Natur ein sehenswürdiges Schauspiel auf der Bühne der Beobachter und Denker von unendlich verschiedener Art. Für die Klasse der Denker[b]) können folgende Maximen (die als zur Weisheit führend bereits oben erwähnt worden[c])) zu unwandelbaren Geboten gemacht werden:

1. Selbst denken.
2. Sich (in der Mitteilung mit Menschen) in die Stelle jedes anderen zu denken.
3. Jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

---

a) H: „abergläubisch zu irgendeinem Prinzip der Erklärung der Erfahrungen anzuwenden“.

b) H: „für letztere aber“, 1. Auflage: „für letztere Art“.

c) „(die — worden)“ Zusatz der 2. Auflage.

Das erste Prinzip ist negativ[a]) (*nullius addictus iurare in verba Magistri*[b])), das der zwangsfreien; das zweite positiv[a]), der liberalen, sich den Begriffen anderer be-[229]quemenden[c]); das dritte der konsequenten (folgerechten) Denkungsart; von deren jeder, noch mehr[d]) aber von ihrem Gegenteil die Anthropologie Beispiele aufstellen kann.

Die wichtigste Revolution in dem Innern des Menschen ist: „der Ausgang desselben aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit."[e]) Statt dessen, daß bis dahin andere für ihn dachten und er bloß nachahmte oder am Gängelbande sich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung[f]), wenngleich noch wackelnd, fortzuschreiten. |

---

a) Die Worte „negativ" und „positiv" fehlen in der Handschrift.

b) Der aus Horaz Epist. I 1, 14 entlehnte Spruch (= Auf keines Meisters Worte zu schwören verpflichtet) fehlt in H.

c) „sich . . . bequemenden" desgl.

d) H: „viel mehrere".

e) Vgl. die ebenso lautende Definition der Aufklärung in Kants Abhandlung von 1784: *Was ist Aufklärung?* (Phil. Bibl. Bd. 46b, S. 135).

f) H: „Erfahrung allein".

Zweites Buch[a]). [230]

Das Gefühl der Lust und Unlust.

Einteilung.

1. Die sinnliche, 2. die intellektuelle Lust. Die erstere entweder A. durch den Sinn (das Vergnügen), oder B. durch die Einbildungskraft (der Geschmack); die zweite (nämlich intellektuelle) entweder a) durch darstellbare Begriffe oder b) durch Ideen, — — und so wird auch das Gegenteil, die Unlust, vorgestellt.

Von der sinnlichen Lust.

A.[b])

Vom Gefühl für das Angenehme oder der sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegenstandes.

§ 60.

Vergnügen ist eine Lust durch den Sinn, und was diesen belustigt, heißt angenehm. Schmerz ist die Unlust durch den Sinn, und was jenen hervorbringt, ist unangenehm. — Sie sind einander nicht wie Erwerb und Mangel (+ und 0), sondern wie Erwerb und Verlust (+ und —), d. i. eines dem anderen nicht bloß als Gegenteil (*contradictorie s. logice oppositum*[c])), sondern auch als Widerspiel (*contrarie s. realiter oppositum*[c])) entgegen-

---

a) H und 1. Auflage: „Hauptstück".
b) Dieselben: „Erster Abschnitt".
c) Die lateinischen t. t. fehlen in H.

gesetzt. — — Die Ausdrücke von dem, was *gefällt* oder *mißfällt*, und dem, was dazwischen ist, dem *Gleichgültigen*, sind zu *weit*; denn sie können auch aufs Intellektuelle gehen: wo sie dann mit Vergnügen und Schmerz nicht zusammentreffen würden[a]).

Man kann diese Gefühle auch durch die Wirkung er- [231] klären, die die | Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüt macht. Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt, meinen Zustand zu *verlassen* (aus ihm herauszugehen): ist mir *unangenehm* — es schmerzt mich; was ebenso mich antreibt, ihn zu *erhalten* (in ihm zu bleiben): ist mir *angenehm*, es vergnügt mich. Wir sind aber unaufhaltsam im Strome der Zeit und dem damit verbundenen Wechsel der Empfindungen[b]) fortgeführt. Ob nun gleich das Verlassen des einen Zeitpunkts und das Eintreten in den anderen ein und derselbe Akt (des Wechsels) ist, so ist doch in unserem Gedanken und dem Bewußtsein dieses Wechsels eine Zeitfolge; dem Verhältnis der Ursache und Wirkung gemäß. — Es frägt sich nun: ob das Bewußtsein des *Verlassens* des gegenwärtigen Zustandes, oder ob der Prospekt des *Eintretens* in einen künftigen in uns die Empfindung des Vergnügens erwecke. Im ersten Fall ist das Vergnügen nichts anderes als Aufhebung eines Schmerzes und etwas Negatives; im zweiten würde es Vorempfindung einer Annehmlichkeit, also Vermehrung des Zustandes der Lust, mithin etwas Positives sein. Es läßt sich aber auch schon zum voraus erraten, daß das erstere allein stattfinden werde; denn die Zeit schleppt uns vom Gegenwärtigen zum Künftigen (nicht umgekehrt), und daß wir zuerst genötigt werden, aus dem Gegenwärtigen herauszugehen, unbestimmt in *welchen* anderen wir treten werden[c]), nur so daß er doch ein anderer ist, das kann allein die Ursache des angenehmen Gefühls sein.

Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung, Schmerz das einer Hindernis des Lebens. Leben aber (des Tiers)

---

a) „wo . . . würden" desgl.
b) „und . . . Empfindungen" desgl.
c) „wir . . . werden" desgl.

ist, wie auch schon die Ärzte angemerkt haben, ein kontinuierliches Spiel des Antagonismus von beiden.

Also muß vor jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen; der Schmerz ist immer das erste. Denn was würde aus einer kontinuierlichen Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewissen Grad sich doch nicht steigern läßt, anders folgen als ein schneller Tod vor Freude?

Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen; sondern zwischen einem und dem anderen muß sich der Schmerz einfinden. Es sind kleine Hemmungen der Lebenskraft mit dazwischen gemengten Beförderungen derselben, welche den Zustand[a]) der Gesundheit ausmachen, den wir irrigerweise für ein kontinuierlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweise (mit immer dazwischen eintretendem Schmerz[b])) einander folgenden angenehmen Gefühlen besteht. Der Schmerz ist der Stachel der Tätigkeit, und in dieser fühlen wir allererst unser Leben; ohne diesen würde Leblosigkeit eintreten. |

Die Schmerzen, die langsam vergehen (wie das [232] allmähliche Genesen von einer Krankheit oder der langsame Wiedererwerb eines verlorenen Kapitals), haben kein lebhaftes Vergnügen zur Folge, weil der Übergang unmerklich ist. — Diese Sätze des Grafen Veri[c]) unterschreibe ich mit voller Überzeugung.

Erläuterung durch Beispiele.

Warum ist das Spiel (vornehmlich um Geld) so anziehend und, wenn es nicht gar zu eigennützig ist, die beste Zerstreuung und Erholung nach einer langen An-

a) H: „Stand".
b) „(mit ... Schmerz)" Zusatz des Drucks.
c) Gemeint ist wohl Graf Pietro Ver(r)i (1728—1799), der *Meditazioni sulla felicità* (Milano 1763) veröffentlichte, die von dem Göttinger Philosophieprofessor Chr. Meiners unter dem Titel *Gedanken über die Natur des Vergnügens* (Leipzig 1777) verdeutscht wurden. Die von Kant zitierten Sätze finden sich in letzterem Buche S. 34f., 56, 61 und 98 [zum Teil nach Külpe].

strengung der Gedanken (denn durch Nichtstun erholt man sich nur langsam)? Weil es der Zustand eines unablässig wechselnden Fürchtens und Hoffens ist. Die Abendmahlzeit nach demselben schmeckt und bekommt auch besser. — Wodurch sind Schauspiele (es mögen Trauer- oder Lustspiele sein) so anlockend? Weil in allen gewisse[a]) Schwierigkeiten — Ängstlichkeit und Verlegenheit zwischen Hoffnung und Freude — eintreten und so das Spiel einander widriger Affekten beim Schlusse des Stücks dem Zuschauer Beförderung des Lebens ist, indem es ihn innerlich in Motion versetzt hat. — Warum schließt ein Liebesroman mit der Trauung, und weswegen ist ein ihm angehängter Supplement-[b])Band (wie im Fielding), der ihn von der Hand eines Stümpers[c]) noch in der Ehe fortsetzt[d]), widrig und abgeschmackt? Weil Eifersucht, als Schmerz der Verliebten zwischen ihre Freuden und Hoffnungen, vor der Ehe[e]) Würze für den Leser, in der Ehe aber Gift ist; denn um in der Romanensprache zu reden, ist „das Ende der Liebesschmerzen zugleich das Ende der Liebe“ (versteht sich mit Affekt). — Warum ist Arbeit die beste Art, sein Leben zu genießen? Weil sie beschwerliche (an sich unangenehme und nur durch den Erfolg ergötzende) Beschäftigung ist, und die Ruhe durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde zur fühlbaren Lust, dem Frohsein, wird; da sie sonst nichts Genießbares sein würde. — — Der Tobak (er werde geraucht oder geschnupft) ist zunächst mit einer unangenehmen Empfindung verbunden. Aber gerade dadurch, daß die Natur (durch Absonderung eines Schleims der Gaumen oder der Nase) diesen Schmerz augenblicklich aufhebt, wird er (vornehmlich der erstere) zu einer Art von Gesellschaft durch Unterhaltung und immer neue[f]) Erweckung der Empfindungen und selbst der Gedanken; wenn diese gleich hiebei nur

---

a) „gewisse“ fehlt in H.
b) „Supplement-“ desgl.
c) „von . . . Stümpern“ desgl.
d) Über diese Fortsetzung vgl. S. 61.
e) „vor der Ehe“ Zusatz des Drucks.
f) „immer neue“ desgl.

herumschweifend sind. — Wen endlich auch kein positiver Schmerz zur Tätigkeit anreizt, | den wird allenfalls ein [233] negativer, die Langeweile, als Leere an Empfindung, die der an den Wechsel derselben gewöhnte Mensch in sich wahrnimmt, indem er den Lebenstrieb doch womit auszufüllen bestrebt ist, oft dermaßen affizieren, daß er eher etwas zu seinem Schaden, als gar nichts zu tun sich angetrieben fühlt.

Von der Langeweile und dem Kurzweil.

§ 61.

Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts anderes als: sich kontinuierlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen (der also ein ebensooft wiederkommender Schmerz sein muß). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwerlichkeit der Langeweile für alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (kultivierte Menschen)*). Dieser Druck oder Antrieb, jeden Zeitpunkt, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen, ist

*) Der Karaibe ist durch seine angeborene Leblosigkeit von dieser Beschwerlichkeit frei. Er kann stundenlang mit seiner Angelrute sitzen, ohne etwas zu fangen; die Gedankenlosigkeit ist ein Mangel des Stachels der Tätigkeit, der immer einen Schmerz bei sich führt, und dessen jener überhoben ist [a]). — Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserei (eine Art von Nichtstun) erhalten, nicht um sich zu kultivieren, sondern zu genießen; so daß die Köpfe dabei immer leer bleiben und keine Übersättigung zu besorgen ist; indem sie ihrem geschäftigen Müßiggange den Anstrich einer Arbeit geben und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorspiegeln, der doch um nichts besser ist als jener, welchen das Journal des Luxus und der Moden [b]) dem Publikum anbietet [c]).

a) Vgl. *Archenholz, Literatur und Völkerkunde* VI (1785), 479 [Külpe].

b) Ein solches wurde seit 1786 von F. J. Bertuch und J. M. Kraus herausgegeben [nach Külpe].

c) Diese ganze Anmerkung fehlt in H.

akzelerierend und kann bis zur Entschließung wachsen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Mensch den Genuß aller Art versucht hat, und keiner für ihn mehr neu ist[a]); wie man in Paris vom Lord Mordaunt sagte: „Die Engländer erhängen sich, um sich die Zeit zu passieren."[b]) — — Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (*horror vacui*) und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt.

Hieraus erklärt sich auch, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden: weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; wie[c]) eine Gesellschaft, die sich auf einer Lustreise im Wagen drei Stunden lang mit Ge- [234] sprächen wohl unter|halten hat, beim Aussteigen, wenn einer von ihnen nach der Uhr sieht, fröhlich sagt: „Wo ist die Zeit geblieben!" oder: „Wie kurz ist uns die Zeit geworden!" Da im Gegenteil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit auf einen Schmerz, über den wir wegzusein uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen wäre, man wie billig jeden Verlust der Zeit bedauern würde. — Unterredungen, die wenig Wechsel der Vorstellungen enthalten, heißen langweilig, eben hiemit auch beschwerlich[d]), und ein kurzweiliger Mann wird, wenngleich nicht für einen wichtigen, doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, sobald er nur ins Zimmer tritt, gleich aller Mitgäste Gesichter erheitert, wie durch ein Frohsein wegen Befreiung von einer Beschwerde.

Wie ist aber das Phänomen zu erklären, daß ein Mensch, der sich den größten Teil seines Lebens hindurch mit Langerweile gequält hat, so daß ihm jeder Tag lang

---

a) „weil . . . neu ist" fehlt in H.

b) Kant hat diese Bemerkung entweder aus *Lettres de Mr. l'Abbé Le Blanc* (1751) I, 259 (deutsche Ausgabe: Briefe über die Engländer, 1770, I 204f.), oder aus Alberti, Briefe über die Engländer (2. Aufl. 1774) I, 329ff. geschöpft [Külpe].

c) 1. Auflage: „und".

d) H: „sehr beschwerlich".

wurde[a]), doch am Ende des Lebens über die Kürze des Lebens klagt? — Die Ursache hievon ist in der Analogie mit einer ähnlichen Beobachtung zu suchen: woher die deutschen (nicht gemessenen oder mit Meilenzeiger wie die russischen Werste versehenen) Meilen je näher zur Hauptstadt (z. B. Berlin), immer desto kleiner, je weiter aber davon (in Pommern), desto größer werden; nämlich die Fülle der gesehenen Gegenstände (Dörfer und Landhäuser) bewirkt in der Erinnerung den täuschenden Schluß auf einen großen, zurückgelegten Raum, folglich auch auf eine längere dazu erforderlich gewesene Zeit[b]); das Leere aber im letzteren Fall wenig Erinnerung des Gesehenen und also den Schluß auf einen kürzeren Weg und folglich kürzere Zeit[c]), als sich nach der Uhr ergeben würde. — — Ebenso wird die Menge der Abschnitte, die den letzten Teil des Lebens mit mannigfaltigen veränderten Arbeiten auszeichnen, dem Alten die Einbildung von einer längeren zurückgelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte[d]), und das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben (*vitam extendere factis*), ist das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh und dabei doch auch lebenssatt zu werden. „Je mehr du gedacht, je mehr du getan hast, desto länger hast du (selbst in deiner eigenen Einbildung) gelebt.“ — — Ein solcher Beschluß des Lebens geschieht nun mit Zufriedenheit.

Wie steht es aber mit der Zufriedenheit (*acquiescentia*) während dem Leben? — Sie ist dem Menschen unerreichbar: weder in moralischer (mit sich selbst im Wohlverhalten zufrieden zu sein) noch in pragmatischer | Hin- [235] sicht (mit seinem Wohlbefinden, was er sich durch Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt). Die

---

a) H und 1. Auflage: „und ihm . . . lang war“.

b) H und 1. Auflage stilisieren etwas anders: „auf eine lange dazu erforderlich gewesene Zeit, folglich auch auf einen großen zurückgelegten Raum“.

c) „und . . . Zeit“ Zusatz der 2. Auflage.

d) H: „hätte“.

Natur hat den Schmerz zum Stachel der Tätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann, um immer zum Bessern fortzuschreiten, und auch im letzten Augenblicke des Lebens ist die Zufriedenheit mit dem letzten Abschnitte desselben nur komparativ (teils indem wir uns mit dem Lose anderer, teils auch mit uns selbst vergleichen) so zu nennen; nie aber ist sie rein und vollständig. — Im Leben (absolut) zufrieden zu sein, wäre tatlose Ruhe und Stillstand der Triebfedern, oder Abstumpfung[a]) der Empfindungen und der damit verknüpften Tätigkeit. Eine solche aber kann ebensowenig mit dem intellektuellen Leben des Menschen zusammen bestehen, als der Stillstand des Herzens in einem tierischen Körper, auf den, wenn nicht (durch den Schmerz) ein neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod folgt.

Anmerkung. In diesem Abschnitte sollte nun auch von Affekten, als Gefühlen der Lust und Unlust, die die Schranken der inneren Freiheit im Menschen überschreiten[b]), gehandelt werden. Allein da diese mit den Leidenschaften, welche in einem anderen Abschnitte, nämlich dem des Begehrungsvermögens, vorkommen, oft vermengt zu werden pflegen und doch auch damit in naher Verwandtschaft stehen: so werde ich ihre Erörterung bei Gelegenheit dieses dritten Abschnittes vornehmen.

§ 62.

Habituell zur Fröhlichkeit gestimmt zu sein, ist zwar mehrenteils eine Temperamentseigenschaft, kann aber auch oft eine Wirkung von Grundsätzen sein; wie Epikurs von anderen so genanntes und darum verschrienes[c]) Wollustsprinzip, was eigentlich das stets fröhliche Herz des Weisen bedeuten sollte. — Gleichmütig ist der, welcher

a) „oder Abstumpfung“ fehlt in H.

b) H und 1. Auflage: „als . . . überschreitenden Gefühlen der Lust oder Unlust“.

c) Wogegen auch in einem besonderen Aufsatz in Archenholz’ oben genannter Zeitschrift (1784) IV, 901 protestiert wurde [Külpe].

sich weder erfreut noch betrübt, und von dem, der gegen die Zufälle des Lebens gleichgültig, mithin von stumpfem Gefühl ist, sehr unterschieden. — Von der Gleichmütigkeit unterscheidet sich die launische Sinnesart (vermutlich hat sie anfänglich[a] lunatisch geheißen), welche eine Disposition zu Anwandlungen eines Subjekts zur Freude oder Traurigkeit ist, von denen dieses sich selbst keinen Grund angeben kann, und die vornehmlich den Hypochondristen anhängt. Sie ist von dem launichten Talent (eines Butler oder Sterne) ganz unterschieden, welches durch die absichtlich-verkehrte Stellung, in die der witzige Kopf die Gegenstände setzt (gleichsam sie auf den Kopf stellt), mit schalkhafter Einfalt dem Zuhörer oder Leser das Vergnügen macht, sie selbst[b] zurechtzustellen. — Empfindsamkeit ist jener Gleichmütigkeit nicht entgegen. Denn sie ist ein Ver|mögen und eine Stärke, den Zustand sowohl der Lust als Unlust zuzulassen oder auch vom Gemüt abzuhalten, und hat also eine Wahl. Dagegen ist Empfindelei eine Schwäche, durch Teilnehmung an anderer ihrem Zustande, die gleichsam auf dem Organ des Empfindelnden nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen affizieren zu lassen. Die erstere ist männlich: denn der Mann, welcher einem Weibe oder Kinde Beschwerlichkeiten oder Schmerz ersparen will, muß so viel feines Gefühl haben, als nötig ist, um anderer ihre Empfindung nicht nach seiner Stärke, sondern ihrer Schwäche zu beurteilen, und die Zartheit seiner Empfindung ist zur Großmut notwendig. Dagegen ist die tatleere Teilnehmung seines Gefühls, sympathetisch zu anderer ihren Gefühlen das seine mittönen und sich so bloß leidend affizieren zu lassen, läppisch und kindisch. — So kann und sollte es Frömmigkeit in guter Laune geben; so kann und soll man beschwerliche, aber notwendige Arbeit in guter Laune verrichten; ja selbst sterben in guter Laune[c]: denn alles [236]

a) „anfänglich" fehlt in H.
b) „selbst" desgl.
c) 1. Auflage hat etwas verändert: „Frömmigkeit in guter Laune, beschwerliche . . . Arbeit, selbst das Sterben in guter Laune geben".

dieses verliert seinen Wert dadurch, daß es in übler Laune und mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird[a]).

Von dem Schmerz, über dem man vorsätzlich als einem, der nie anders als mit dem Leben aufhören soll, brütet, sagt man, daß jemand sich etwas (ein Übel) zu Gemüte ziehe. — Man muß sich aber nichts[b]) zu Gemüte ziehen; denn was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden: weil es Unsinn wäre, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen. Sich selbst[c]) bessern geht wohl an und ist auch Pflicht; an dem aber, was schon außer meiner Gewalt ist, noch bessern zu wollen, ist ungereimt. Aber etwas zu Herzen nehmen, worunter jeder gute Rat oder Lehre verstanden wird, die man sich angelegen zu sein den festen Vorsatz faßt, ist eine überlegte Gedankenrichtung, seinen Willen mit genugsam starkem Gefühl zur Ausübung desselben zu verknüpfen[d]). — Die Buße des Selbstpeinigers statt der schnellen Verwendung seiner Gesinnung[e]) auf einen besseren Lebenswandel ist rein verlorene Mühe und hat noch wohl die schlimme Folge, bloß dadurch (durch[f]) die Reue) sein Schuldregister für getilgt zu halten und so sich die vernünftigerweise jetzt noch zu verdoppelnde Bestrebung zum Besseren zu ersparen.

§ 63.

Eine Art sich zu vergnügen ist zugleich Kultur: nämlich Vergrößerung der Fähigkeit, noch mehr Vergnügen dieser Art zu genießen; dergleichen das mit Wissenschaften und schönen Künsten[g]) ist. Eine andere Art aber ist [237] Abnutzung: welche uns des ferneren Genusses immer | weniger fähig macht. Auf welchem Wege man aber auch

a) H: „mürrischer begangen wird“.
b) H und 1. Auflage: „nichts dergleichen“
c) „selbst“ Zusatz der 2. Auflage.
d) „ist . . . verknüpfen“ fehlt in H.
e) „seiner Gesinnung“ desgl.
f) „durch“ Zusatz der 2. Auflage.
g) H und 1. Auflage: „schönen Künsten und Wissenschaften“.

immer Vergnügen suchen mag: so ist es, wie bereits oben gesagt[a]), eine Hauptmaxime, es sich so zuzumessen, daß man noch immer damit steigen kann; denn damit gesättigt zu sein, bewirkt denjenigen ekelnden Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben selbst zur Last macht und Weiber[b]) unter dem Namen der Vapeurs[c]) verzehrt. — — Junger Mensch! (ich wiederhole es)[d]), gewinne die Arbeit lieb; versage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern soviel als möglich immer nur im Prospekt zu behalten! Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselbe nicht durch Genuß frühzeitig ab! Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern läßt, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Kapital von Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall oder dem Naturgesetz unabhängig ist.

§ 64.

Wir urteilen aber auch über Vergnügen und Schmerz durch ein höheres Wohlgefallen oder Mißfallen an uns selbst (nämlich das moralische): ob wir uns demselben weigern oder überlassen sollen.

1. Der Gegenstand kann angenehm sein, aber das Vergnügen an demselben mißfallen. Daher der Ausdruck von einer bitteren Freude. — Der, welcher in mißlichen Glücksumständen ist und nun seine Eltern oder einen würdigen und wohltätigen Anverwandten beerbt, kann nicht vermeiden, sich über ihr Absterben zu freuen; aber auch nicht, sich diese Freude zu verweisen. Eben das geschieht im Gemüte eines Adjunkts, der einem von ihm verehrten Vorgänger mit ungeheuchelter Traurigkeit im Leichenbegängnisse folgt.

---

a) „wie ... gesagt" Zusatz der 2. Auflage.
b) „Weiber" fehlt in H.
c) Vgl. auch Kants *Beobachtungen über das Gefühl d. Schönen u. Erhabenen,* 4. Abschnitt (*Phil. Bibl. 50,* S. 50 Anm.) und Rousseaus *Emile l. IV.*
d) Zusatz der 2. Auflage. Vgl. oben S. 62f.

2. Der Gegenstand kann unangenehm sein; aber der Schmerz über ihn gefällt. Daher der Ausdruck süßer Schmerz: z. B. einer sonst wohlhabend hinterlassenen Witwe, die sich nicht will trösten lassen; welches oft ungebührlicherweise für Affektation ausgelegt wird.

Dagegen kann das Vergnügen überdem noch gefallen, nämlich dadurch daß der Mensch an solchen Gegenständen, mit denen sich zu beschäftigen ihm Ehre macht[a]), ein Vergnügen findet: z. B. die Unterhaltung mit schönen Künsten statt des bloßen Sinnengenusses, und dazu noch das Wohlgefallen daran, daß er (als ein feiner Mann) eines solchen Vergnügens fähig ist. — Ebenso kann der Schmerz eines Menschen obenein ihm noch mißfallen. Jeder Haß eines Beleidigten ist Schmerz; aber der Wohldenkende kann doch nicht umhin, es sich zu verweisen, daß selbst nach der Genugtuung er noch immer einen Groll gegen ihn übrig behält. |

[238] § 65.

Vergnügen, was man selbst (gesetzmäßig) erwirbt, wird verdoppelt gefühlt; einmal als Gewinn und dann noch obenein als Verdienst (die innere[b]) Zurechnung, selbst Urheber desselben zu sein). — Erarbeitetes Geld vergnügt, wenigstens dauerhafter als im Glücksspiel gewonnenes, und wenn man auch über das Allgemeinschädliche der Lotterie wegsieht, so liegt doch im Gewinn durch dieselbe etwas, dessen sich ein wohldenkender Mensch schämen muß. — Ein Übel, daran eine fremde Ursache schuld ist, schmerzt; aber woran man selbst schuld ist, betrübt und schlägt nieder[c]).

Wie ist es aber zu erklären oder zu vereinigen: daß bei einem Übel, was jemanden von anderen widerfährt, zweierlei Sprache geführt wird? — So sagt z. B. einer der Leidenden: „Ich wollte mich zufrieden geben, wenn ich

a) „mit . . . macht“ fehlt in H.
b) „innere“ desgl.
c) „und schlägt nieder“ desgl.

nur die mindeste Schuld daran hätte"; ein zweiter[a]) aber: „Es ist mein Trost, daß ich daran ganz unschuldig bin." — Unschuldig leiden entrüstet: weil es Beleidigung von einem anderen[b]) ist. — Schuldig leiden schlägt nieder: weil es innerer Vorwurf ist. — Man sieht leicht, daß von jenen beiden der zweite[c]) der bessere Mensch sei[d]).

§ 66.

Es ist eben nicht die lieblichste Bemerkung an Menschen: daß ihr Vergnügen durch Vergleichung mit anderer ihrem Schmerz erhöht, der eigene Schmerz aber durch die Vergleichung mit anderer ähnlichen oder noch größeren Leiden vermindert wird. Diese Wirkung ist aber bloß psychologisch (nach dem Satze des Kontrastes: *opposita iuxta se posita magis elucescunt*[e])) und hat keine Beziehung aufs Moralische: etwa anderen Leiden zu wünschen, damit man die Behaglichkeit seines eigenen Zustandes desto inniglicher fühlen möge. Man leidet vermittelst[f]) der Einbildungskraft mit dem anderen mit (so wie, wenn man jemanden, aus dem Gleichgewicht gekommen, dem Fallen nahe sieht, man unwillkürlich und vergeblich sich auf die Gegenseite hinbeugt, um ihn gleichsam gerade zu stellen)[g]) und ist nur froh, in dasselbe Schicksal nicht auch verflochten zu sein*). Daher läuft das Volk mit heftiger

*) *Suave, mari magno turbantibus aequora ventis,*
E terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quenquam est iucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est.
Lucret. [h])

a) H und 1. Auflage: „anderer".
b) „von einem anderen" fehlt in H.
c) 1. Auflage: „letztere".
d) „Man . . . Mensch sei" fehlt in H.
e) Deutsch: Entgegengesetztes, nebeneinander gestellt, tritt um so stärker hervor.
f) H: „in".
g) Die ganze Parenthese: „(sowie . . . zu stellen)" ist Zusatz des Drucks.
h) Lucretius, *De rerum natura* II, v. 1—4. Kant stellt in der

Begierde, die Hinführung eines Delinquenten und dessen Hinrichtung anzusehen, als zu einem Schauspiel. Denn die Gemütsbewegungen und Gefühle, die sich an seinem Ge- [239] sicht | und Betragen äußern, wirken sympathetisch auf den Zuschauer und hinterlassen nach der Beängstigung desselben durch die Einbildungskraft (deren Stärke durch die Feierlichkeit noch erhöht wird) das sanfte, aber doch ernste Gefühl einer Abspannung, welche den darauffolgenden Lebensgenuß desto fühlbarer macht.

Auch wenn man seinen Schmerz mit anderen möglichen an seiner eigenen Person vergleicht, wird er dadurch doch erträglicher. Dem, welcher ein Bein gebrochen hat, kann man dadurch sein Unglück doch erträglicher machen, wenn man ihm zeigt, daß es leicht hätte das Genick treffen können.

Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem vernünftigen Menschen wohl anmuten kann: daß das Leben überhaupt, was den Genuß desselben betrifft, der von Glücksumständen abhängt, gar keinen eigenen Wert[a]) und nur, was den Gebrauch desselben anlangt, zu welchen Zwecken es[b]) gerichtet ist, einen Wert habe, den nicht das Glück, sondern allein die Weisheit dem Menschen verschaffen kann; der also in seiner Gewalt ist. Wer ängstlich wegen des Verlustes desselben bekümmert ist, wird des Lebens nie froh werden[c]).

---

zweiten Zeile *alterius magnum* um. Dagegen hat schon die 2. Auflage das Anfangswort *Dulce* der Handschrift und 1. Auflage richtig in *Suave* verbessert. Deutsch: Es ist angenehm, wenn bei hoher See Stürme die Meeresfläche aufwühlen, vom Lande aus der großen Not des Nächsten zuzuschauen; nicht weil die Qual jemandes überhaupt ein anziehendes Vergnügen ist, sondern weil es angenehm ist, Leiden wahrzunehmen, von denen man selbst frei ist.

a) H und 1. Auflage: „Wert habe“.

b) Desgl.: „er“.

c) „wird . . . werden“ fehlt in H.

B.[a])

Vom Gefühl für das Schöne,

d. i.[b])

der teils sinnlichen teils intellektuellen Lust in der reflektierten Anschauung, oder dem Geschmack.

§ 67.

Geschmack in der eigentlichen Bedeutung des Worts ist, wie schon oben[c]) gesagt[d]), die Eigenschaft eines Organs (der Zunge, des Gaumens und des Schlundes), von gewissen aufgelösten Materien im Essen oder Trinken spezifisch affiziert zu werden. Er ist in seinem Gebrauche entweder bloß als Unterscheidungs- oder auch zugleich als Wohlgeschmack zu verstehen [z. B. ob etwas süß oder bitter sei, oder ob das Gekostete (Süße oder Bittere) angenehm sei]. Der erstere kann allgemeine Übereinstimmung in der Art, wie gewisse Materien zu benennen sind, der letztere aber kann niemals ein allgemeingültiges Urteil abgeben: daß nämlich (z. B. das Bittere), was mir angenehm ist, auch jedermann angenehm sein werde. Der Grund davon ist klar: weil Lust oder Unlust nicht zum Erkenntnisvermögen in Ansehung der Objekte gehören, sondern Bestim|mungen des Subjekts sind, also [240] äußeren Gegenständen nicht beigelegt werden können. — Der Wohlgeschmack enthält also zugleich den Begriff von einer Unterscheidung durch Wohlgefallen oder Mißfallen, welche ich mit der Vorstellung des Gegenstandes in der Wahrnehmung oder Einbildung verbinde.

Nun wird aber auch das Wort Geschmack für ein sinnliches Beurteilungsvermögen genommen, nicht bloß nach der Sinnesempfindung für mich selbst, sondern auch nach einer gewissen Regel zu wählen, die als für jeder-

a) Statt „B" haben H und 1. Auflage: „Zweiter Abschnitt".
b) H und 1. Auflage: „oder".
c) sc. S. 51 ff.
d) „wie ... gesagt" Zusatz der 2. Auflage.

mann geltend vorgestellt wird. Diese Regel kann empirisch sein, wo sie aber alsdann auf keine wahre Allgemeinheit, folglich auch nicht auf Notwendigkeit (es müsse im Wohlgeschmack jedes anderen Urteil mit dem meinigen übereinstimmen) — Anspruch machen kann. So gilt nämlich die Geschmacksregel in Ansehung der Mahlzeiten für die Deutschen, mit einer Suppe, für Engländer aber, mit derber Kost anzufangen: weil eine durch Nachahmung allmählich verbreitete Gewohnheit es zur Regel der Anordnung einer Tafel gemacht hat.

Aber es gibt auch einen Wohlgeschmack, dessen Regel *a priori* begründet sein muß, weil sie Notwendigkeit, folglich auch Gültigkeit für jedermann ankündigt, wie die Vorstellung eines Gegenstandes in Beziehung auf das Gefühl der Lust oder Unlust zu beurteilen sei (wo also die Vernunft insgeheim mit im Spiel ist, ob man zwar das Urteil derselben nicht aus Vernunftprinzipien ableiten und es darnach beweisen kann[a]); und diesen Geschmack könnte man den vernünftelnden zum Unterschiede vom empirischen als dem Sinnengeschmack (jenen *gustus reflectens,* diesen *reflexus*) nennen.

Alle Darstellung seiner eigenen Person oder seiner Kunst mit Geschmack setzt einen gesellschaftlichen Zustand (sich mitzuteilen) voraus, der nicht immer gesellig (teilnehmend an der Lust anderer), sondern im Anfange gemeiniglich barbarisch, ungesellig[b]) und bloß wetteifernd ist. — In völliger Einsamkeit wird niemand sich oder[c]) sein Haus schmücken oder ausputzen; er wird es auch nicht gegen die[d]) Seinigen (Weib und Kinder), sondern nur gegen Fremde tun, um sich vorteilhaft zu zeigen. Im Geschmack (der Auswahl) aber, d. i. in der ästhetischen Urteilskraft, ist es nicht unmittelbar die Empfindung (das Materiale der Vorstellung des Gegenstandes),

---

a) 1. Auflage: „könne", während H schon das richtigere „kann" hat.

b) „ungesellig" Zusatz des Drucks.

c) Das im Druck fehlende „oder" von uns nach H hinzugefügt.

d) H und 1. Auflage: „mit den".

sondern wie es die freie (produktive) Einbildungskraft durch Dichtung zusammenpaart, d. i. die Form, was das Wohlgefallen an demselben hervorbringt: denn nur die Form ist es, was des Anspruchs[a]) | auf eine allgemeine [241] Regel für das Gefühl der Lust fähig ist. Von der Sinnenempfindung, die nach Verschiedenheit der Sinnesfähigkeit der Subjekte sehr verschieden sein kann, darf man eine solche allgemeine Regel nicht erwarten. — Man kann also den Geschmack so erklären: „Geschmack ist das Vermögen der ästhetischen Urteilskraft, allgemeingültig zu wählen."

Er ist also ein Vermögen der gesellschaftlichen Beurteilung äußerer Gegenstände in der Einbildungskraft. — Hier fühlt das Gemüt seine Freiheit im Spiele der Einbildungen (also der Sinnlichkeit); denn die Sozialität mit anderen Menschen setzt Freiheit voraus, — und dieses Gefühl ist Lust. — Aber die Allgemeingültigkeit dieser Lust für jedermann, durch welche die Wahl mit Geschmack (des Schönen) sich von der Wahl durch bloße Sinnenempfindung (des bloß subjektiv Gefallenden), d. i. des Angenehmen, unterscheidet, führt den Begriff eines Gesetzes bei sich; denn nur nach diesem kann die Gültigkeit des Wohlgefallens für den Beurteilenden allgemein sein. Das Vermögen der Vorstellung des Allgemeinen aber ist der Verstand. Also ist das Geschmacksurteil sowohl ein ästhetisches als ein Verstandesurteil, aber in beider Vereinigung (mithin das letztere nicht als rein)[b]) gedacht. — Die Beurteilung eines Gegenstandes durch Geschmack ist ein Urteil über die Einstimmung oder den Widerstreit der Freiheit im Spiele der Einbildungskraft und der Gesetzmäßigkeit des Verstandes und geht also nur die Form, (diese Vereinbarung der Sinnenvorstellungen) ästhetisch zu beurteilen[c]), nicht Produkte, in welchen jene wahr-

---

a) So, statt des „Ausspruchs" im Druck von Külpe nach der Handschrift wieder eingesetzt.

b) „(mithin . . . rein)" fehlt in H.

c) Anstatt „Sinnenvorstellungen) ästhetisch zu beurteilen" hat H ausführlicher: „Sinnenvorstellung) nicht die Materie (die Sinnenlust) an, welche vielmehr, vornehmlich wenn das Gefühl desselben (der Reiz) stark ist, das Geschmacksurteil über-

genommen wird, hervorzubringen an; denn das wäre Genie, dessen aufbrausende Lebhaftigkeit durch die Sittsamkeit des Geschmacks gemäßigt und eingeschränkt zu werden oft bedarf.

Schönheit ist allein das, was für den Geschmack gehört; das Erhabene gehört zwar auch zur ästhetischen Beurteilung, aber nicht für den Geschmack. Aber es kann und soll die Vorstellung des Erhabenen doch an sich[a]) schön sein; sonst ist sie rauh, barbarisch und geschmackwidrig. Selbst die Darstellung des Bösen oder Häßlichen (z. B. der Gestalt des personifizierten Todes bei Milton[b])) kann und muß schön sein, wenn einmal ein Gegenstand ästhetisch vorgestellt[c]) werden soll, und wenn es auch ein Thersites wäre; denn sonst bewirkt sie entweder Unschmackhaftigkeit oder Ekel: welche beide das Bestreben[d]) enthalten[e]), eine Vorstellung, die zum Genuß dargeboten wird, von sich zu stoßen, dahingegen Schönheit den Begriff der Einladung zur innigsten Vereinigung mit dem Gegenstande, d. i. zum unmittelbaren Genuß[f]) bei [242] sich führt. — Mit dem Ausdruck einer | schönen Seele sagt man alles, was sich, sie zum Zweck der innersten Vereinigung mit ihr zu machen, sagen läßt; denn Seelengröße und Seelenstärke betreffen die Materie (die Werkzeuge zu gewissen Zwecken); aber die Seelengüte[g]), die reine Form, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen und die daher, wo sie angetroffen wird, gleich dem Eros der Fabelwelt urschöpferisch, aber auch überirdisch ist, — diese Seelengüte ist doch der Mittelpunkt, um welchen das Geschmacksurteil alle seine

---

schreit. — Der Geschmack ist also nur ein Vermögen, diese Einhelligkeit oder Mißhelligkeit im Zusammensein der Vorstellungen ästhetisch zu beurteilen."

a) „doch an sich" Zusatz des Drucks.

b) Im 2. Gesang des *Verlorenen Paradieses.*

c) H: „dargestellt".

d) H und 1. Auflage: „Bestrebungen".

e) „enthalten" fehlt in der 1. Auflage.

f) H: „Gegenstande der Wahl".

g) H: „Seelenschönheit".

Urteile der mit der Freiheit des Verstandes vereinbaren sinnlichen Lust versammelt[a]).

Anmerkung. Wie mag es doch gekommen sein, daß vornehmlich die neueren Sprachen das ästhetische Beurteilungsvermögen mit einem Ausdruck (*gustus, sapor*), der bloß auf ein gewisses Sinnenwerkzeug (das Innere des Mundes) und die Unterscheidung sowohl als die Wahl genießbarer Dinge durch dasselbe hinweiset, bezeichnet haben? — Es ist keine Lage, wo Sinnlichkeit und Verstand, in einem Genusse vereinigt, so lange fortgesetzt und so oft mit Wohlgefallen wiederholt werden können, — als eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft. — Die erstere wird aber hierbei nur als Vehikel der Unterhaltung der letzteren angesehen. Der ästhetische Geschmack des Wirts zeigt sich nun in der Geschicklichkeit, allgemeingültig zu wählen; welches er aber durch seinen eigenen Sinn nicht bewerkstelligen kann: weil seine Gäste sich vielleicht andere[b]) Speisen oder Getränke, jeder nach seinem Privatsinn, auswählen würden. Er setzt also seine Veranstaltung in der Mannigfaltigkeit: daß nämlich für jeden nach seinem Sinn einiges angetroffen werde; welches eine komparative Allgemeingültigkeit abgibt. Von seiner Geschicklichkeit, die Gäste selbst zur wechselseitigen allgemeinen Unterhaltung zu wählen (welche auch wohl Geschmack genannt wird, eigentlich aber Vernunft in ihrer Anwendung auf den Geschmack und von diesem noch verschieden ist), kann in der gegenwärtigen Frage nicht die Rede sein. Und so hat das Organgefühl durch einen besonderen Sinn den Namen für ein ideales, nämlich einer sinnlich-allgemeingültigen Wahl überhaupt, hergeben können. — Noch sonderbarer ist es: daß die Geschicklichkeit der Erprobung durch den Sinn, ob etwas ein Gegenstand des Genusses eines und desselben Subjekts (nicht ob dessen Wahl allgemeingültig) sei (*sapor*), sogar zur Benennung der Weisheit (*sapientia*) hinaufgeschroben worden; vermutlich deswegen, weil ein unbedingt notwendiger Zweck keines

a) „diese Seelengüte . . . versammelt" fehlt in H.
b) H und 1. Auflage: „anderer ihrer sich andere".

[243] Überlegens und Versuchens bedarf, | sondern unmittelbar gleichsam durch Schmecken des Zuträglichen in die Seele kommt.

§ 68.[a)]

Das Erhabene (*sublime*) ist die ehrfurchterregende Großheit (*magnitudo reverenda*) dem Umfange oder dem Grade nach, zu dem die Annäherung (um ihm mit seinen Kräften angemessen zu sein) einladend, die Furcht aber, in der Vergleichung mit demselben in seiner eigenen Schätzung zu verschwinden, zugleich abschreckend ist (z. B. der Donner über unserem Haupte oder ein hohes, wildes Gebirge); wobei, wenn man selbst in Sicherheit ist, Sammlung seiner Kräfte, um die Erscheinung zu fassen, und dabei Besorgnis, ihre Größe nicht erreichen zu können, Verwunderung (ein angenehmes Gefühl durch kontinuierliche Überwindung des Schmerzens) erregt wird.

Das Erhabene ist zwar das Gegengewicht, aber nicht das Widerspiel vom Schönen: weil die Bestrebung und der Versuch, sich zu der Fassung (*apprehensio*) des Gegenstandes zu erheben, dem Subjekt ein Gefühl seiner eigenen Größe und Kraft erweckt; aber die Gedankenvorstellung desselben in der Beschreibung oder Darstellung kann und muß immer schön sein. Denn sonst wird die Verwunderung Abschreckung, welche von Bewunderung, als einer Beurteilung, wobei man des Verwunderns nicht satt wird, sehr unterschieden ist.

Die Großheit, die zweckwidrig ist (*magnitudo monstrosa*), ist das Ungeheuere. Daher haben die Schriftsteller, welche die weitläufige Größe des russischen Reichs erheben wollten, es schlecht getroffen, daß sie es als ungeheuer betitelten; denn hierin liegt ein Tadel: als ob es für einen einzigen Beherrscher zu groß sei. — Abenteuerlich ist ein Mensch, der den Hang hat, sich in Begebenheiten zu verflechten, deren wahre Erzählung einem Roman ähnlich ist.

Das Erhabene ist also zwar nicht ein Gegenstand für

a) In H folgt als Überschrift: „Vom Geschmack in Ansehung des Erhabenen“.

den Geschmack, sondern für das Gefühl der Rührung; aber die künstliche Darstellung desselben in der Beschreibung und Bekleidung (bei Nebenwerken, *parerga*) kann und soll schön sein: weil es sonst wild, rauh und abstoßend und so dem Geschmack zuwider ist. |

Der Geschmack enthält eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität. [244]

§ 69.

Der Geschmack (gleichsam[a]) als formaler Sinn) geht auf Mitteilung seines Gefühls der Lust oder Unlust an andere und enthält eine Empfänglichkeit, durch diese Mitteilung selbst mit Lust affiziert, ein Wohlgefallen (*complacentia*) daran gemeinschaftlich mit anderen (gesellschaftlich) zu empfinden. Nun ist das Wohlgefallen, was nicht bloß als für das empfindende Subjekt, sondern auch für jeden anderen, d. i. als allgemeingültig betrachtet werden kann, weil es Notwendigkeit (dieses Wohlgefallens), mithin ein Prinzip desselben *a priori* enthalten muß, um als ein solches gedacht werden zu können, ein Wohlgefallen an der Übereinstimmung der Lust des Subjekts mit dem Gefühl jedes anderen nach einem allgemeinen Gesetz, welches aus der allgemeinen Gesetzgebung des Fühlenden, mithin aus der Vernunft entspringen muß: d. i. die Wahl nach diesem Wohlgefallen steht der Form nach unter dem Prinzip der Pflicht. Also hat der ideale Geschmack eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität. — Den Menschen für seine gesellschaftliche Lage gesittet zu machen, will zwar nicht ganz so viel sagen, als ihn sittlich-gut (moralisch) zu bilden, aber bereitet doch durch die Bestrebung in dieser Lage anderen wohlzugefallen (beliebt oder bewundert zu werden) dazu vor. — Auf diese Weise könnte man den Geschmack Moralität in der äußeren Erscheinung nennen; obzwar dieser Ausdruck, nach dem Buchstaben genommen, einen Widerspruch enthält; denn

---

a) „gleichsam" Zusatz des Drucks.

Gesittetsein enthält doch den Anschein oder Anstand vom Sittlichguten und selbst einen Grad davon, nämlich die Neigung[a]), auch schon in dem Schein desselben einen Wert zu setzen.

§ 70.

Gesittet, wohlanständig, manierlich, geschliffen (mit Abstoßung der Rauhigkeit) zu sein, ist doch nur die negative Bedingung des Geschmacks. Die Vorstellung dieser Eigenschaften in der Einbildungskraft kann eine äußerlich[b]) intuitive Vorstellungsart eines Gegenstandes oder seiner eigenen Person mit Geschmack sein, aber nur für zwei Sinne, für das Gehör und Gesicht. Musik und bildende Kunst (Malerei, Bildhauer-, Bau- und Gartenkunst) machen Ansprüche auf Geschmack als Empfänglichkeit eines Gefühls der Lust für die bloßen Formen äußerer Anschauung, erstere in Ansehung des Gehörs, die andere des Gesichts. Dagegen enthält die diskursive Vorstellungsart [245] durch laute Sprache oder durch | Schrift zwei Künste, darin der Geschmack sich zeigen kann: die Beredsamsamkeit und Dichtkunst.

Anthropologische Bemerkungen über den Geschmack.

A.

Vom Modegeschmack.

§ 71.

Es ist ein natürlicher Hang des Menschen, in seinem Betragen sich mit einem bedeutenderen[c]) (des Kindes mit den Erwachsenen, des Geringeren mit den Vornehmeren) in Vergleichung zu stellen und seine Weise nachzuahmen.

---

a) „die Neigung“ Zusatz der 2. Auflage.

b) Hinter „äußerlich“ hat H noch die Worte: „intuitive oder eine diskursive und nur innerlich intuitive Vorstellung sein. Die“.

c) 1. Auflage: „bedeutenden“.

Ein Gesetz dieser Nachahmung, um bloß nicht geringer zu erscheinen als andere und zwar in dem, wobei übrigens auf keinen Nutzen Rücksicht genommen wird, heißt Mode. Diese gehört also unter den Titel der Eitelkeit, weil in der Absicht kein innerer Wert ist; imgleichen der Torheit, weil dabei doch ein Zwang ist, sich durch bloßes Beispiel, das uns viele in der Gesellschaft geben, knechtisch leiten zu lassen. In der Mode sein, ist eine Sache des Geschmacks; der außer der Mode einem vorigen Gebrauch anhängt, heißt altväterisch; der gar einen Wert darin setzt, außer der Mode zu sein, ist ein Sonderling. Besser ist es aber doch immer, ein Narr in der Mode als ein Narr außer der Mode zu sein, wenn man jene Eitelkeit überhaupt mit diesem harten Namen belegen will: welchen Titel doch die Modesucht wirklich verdient, wenn sie jener Eitelkeit wahren Nutzen oder gar Pflichten aufopfert. — Alle Moden sind schon ihrem Begriffe nach veränderliche Lebensweisen. Denn wenn das Spiel der Nachahmung fixiert wird, so wird diese zum Gebrauch, wobei dann auf den Geschmack gar nicht mehr gesehen[a]) wird. Die Neuigkeit ist es also, was die Mode beliebt macht, und erfinderisch in allerlei äußeren Formen zu sein, wenn diese auch öfters ins Abenteuerliche und zum Teil Häßliche ausarten, gehört zum Ton der Hofleute, vornehmlich der Damen, denen dann andere begierig nachfolgen und sich in niedrigen[b]) Ständen noch lange damit schleppen, wenn jene sie schon abgelegt haben. — Also ist die Mode eigentlich nicht eine Sache des Geschmacks (denn sie kann äußerst geschmackwidrig sein), sondern der bloßen Eitelkeit, vornehm zu tun[c]), und des Wetteifers, einander dadurch zu übertreffen. (Die *élegants de la cour*, sonst *petits maîtres* genannt, sind Windbeutel.)

Mit dem wahren, idealen Geschmack läßt sich Pracht[d]), mithin etwas | Erhabenes, was zugleich schön ist, [246] verbinden (wie ein prachtvoller bestirnter Himmel oder, wenn

a) 1. Auflage: „angesehen“, H: „abgesehen“.
b) 1. Auflage und H: „niedrigern“.
c) „vornehm zu tun“ fehlt in H.
d) Von uns gesperrt.

es nicht zu niedrig[a]) klingt, eine St. Peterskirche in Rom). Aber Pomp, eine prahlerische Ausstellung zur Schau, kann zwar auch mit Geschmack verbunden werden, aber nicht ohne Weigerung des letzteren: weil der Pomp für den großen Haufen, der viel Pöbel in sich faßt, berechnet ist, dessen Geschmack, als stumpf, mehr Sinnenempfindung als Beurteilungsfähigkeit erfordert.

B.

Vom Kunstgeschmack.

Ich ziehe hier nur die redenden Künste: Beredsamkeit und Dichtkunst, in Betrachtung, weil diese auf eine Stimmung des Gemüts angelegt sind, wodurch dieses unmittelbar zur Tätigkeit aufgeweckt wird und so in einer pragmatischen Anthropologie, wo man den Menschen nach dem zu kennen sucht, was aus ihm zu machen ist, ihren Platz hat.

Man nennt das durch Ideen belebende Prinzip des Gemüts **Geist**. — Geschmack ist ein bloßes regulatives Beurteilungsvermögen der Form in der Verbindung des Mannigfaltigen in der Einbildungskraft; Geist aber das produktive Vermögen der Vernunft, ein Muster für jene Form *a priori* der Einbildungskraft unterzulegen. Geist und Geschmack: der erste, um Ideen zu schaffen, der zweite, um sie für die den Gesetzen der produktiven Einbildungskraft angemessene Form zu beschränken und so ursprünglich (nicht nachahmend) zu bilden (*fingendi*). Ein mit Geist und Geschmack abgefaßtes Produkt kann überhaupt Poesie genannt werden und ist ein Werk der schönen Kunst, es mag den Sinnen vermittelst der Augen oder der Ohren unmittelbar vorgelegt werden, welche auch Dichtkunst (*poetica in sensu lato*) genannt werden kann: sie mag Maler-, Garten-, Baukunst oder Ton- und Versmacherkunst (*poetica in sensu stricto*) sein. Dichtkunst aber im Gegensatz mit der Beredsamkeit ist von dieser nur der wechselseitigen Unterordnung des Verstandes und der Sinn-

---

a) So nach H. Der Druck hat „widrig“.

lichkeit nach unterschieden, so daß die erstere ein Spiel der Sinnlichkeit, durch den Verstand geordnet, die zweite aber ein Geschäft des Verstandes, durch Sinnlichkeit belebt, beide aber, der Redner sowohl als der Poet (in weitem Sinn), Dichter sind und aus sich selbst neue | Ge- [247] stalten (Zusammenstellungen des Sinnlichen) in ihrer Einbildungskraft hervorbringen*).

Weil die Dichtergabe ein Kunstgeschick und, mit Geschmack verbunden, ein Talent für schöne Kunst ist, die zum Teil auf (obzwar süße, oft auch indirekt heilsame) Täuschung ausgeht, so kann es nicht fehlen, daß von ihr nicht großer (oft auch nachteiliger) Gebrauch im Leben gemacht werde. — Über den Charakter des Dichters also, oder auch über den Einfluß, den sein Geschäft auf ihn und andere hat, und die Würdigung desselben

---

*) Die Neuigkeit der Darstellung eines Begriffs ist eine Hauptforderung der schönen Kunst an den Dichter, wenn gleich der Begriff selbst auch nicht neu sein sollte. — Für den Verstand aber (abgesehen vom Geschmack) hat man folgende Ausdrücke für die Vermehrung unserer Kenntnisse durch neue Wahrnehmung. — Etwas entdecken, zuerst wahrnehmen, was schon da war, z. B. Amerika, die magnetische, nach den Polen sich richtende Kraft, die Luftelektrizität. — Etwas erfinden (was noch nicht da war, zur Wirklichkeit bringen), z. B. den Kompaß, den Aerostat[a]). — Etwas ausfindig machen, das Verlorne durch Nachsuchen wiederfinden. — Ersinnen und ausdenken (z. B. von Werkzeugen für Künstler, oder Maschinen). — Erdichten, mit dem Bewußtsein, das Unwahre als wahr vorstellig machen, wie in Romanen, wenn es nur zur Unterhaltung geschieht. — Eine für Wahrheit ausgegebene Erdichtung aber ist Lüge.

(Turpiter atrum desinit in piscem mulier formosa superne.)
Horat. [b])

---

a) Hinter „Aerostat" haben H und 1. Auflage noch den dem Sinne nach bereits auf S. 224 Anm. stehenden Satz: „Der Mönch Schwarz mag wohl die Natur des Schießpulvers zuerst entdeckt haben, wenn er etwa die Bestandteile desselben durch Auslaugen, Glühen u. dgl. herausbrachte; denn erfunden hat er es nicht, weil es lange vor ihm schon in der Belagerung von Algezires gebraucht worden war."

b) Horaz, *Ars poetica* v. 3f. Deutsch = Ein oben schönes Weib endet häßlich in einen schwarzen Fisch.

verlohnt es wohl einige Fragen und Bemerkungen aufzustellen[a]).

Warum gewinnt unter den schönen (redenden) Künsten die Poesie den Preis über die Beredsamkeit bei eben denselben Zwecken? — Weil sie zugleich Musik (singbar) und Ton, ein für sich allein angenehmer Laut ist, dergleichen die bloße Sprache nicht ist. Selbst die Beredsamkeit borgt von der Poesie einen dem Ton nahekommenden Laut, den Akzent, ohne welchen die Rede der nötigen dazwischenkommenden Augenblicke der Ruhe und der Belebung entbehrte. Die Poesie gewinnt aber nicht bloß den Preis über die Beredsamkeit, sondern auch über jede andere schöne Kunst: über die Malerei (wozu die Bildhauerkunst gehört) und selbst über die Musik. Denn die letztere ist nur darum schöne (nicht bloß angenehme) Kunst, weil sie der Poesie zum Vehikel dient. Auch gibt es unter den Poeten nicht so viel seichte (zu Geschäften untaugliche) Köpfe, als unter den Tonkünstlern: weil jene doch auch zum Verstande, diese aber bloß zu den Sinnen reden. — Ein gutes Gedicht ist das eindringendste Mittel[b]) der Belebung des Gemüts. [248] — — Es gilt aber nicht bloß vom Poeten, son|dern von jedem Besitzer der schönen Kunst: man müsse dazu geboren sein und könne nicht durch Fleiß und Nachahmung dazu gelangen; imgleichen daß der Künstler zum Gelingen seiner Arbeit noch einer ihm anwandelnden glücklichen Laune, gleich als dem Augenblicke einer Eingebung, bedürfe (daher er auch *vates* genannt wird), weil, was nach Vorschrift und Regeln gemacht wird, geistlos (sklavisch) ausfällt, ein Produkt der schönen Kunst aber nicht bloß Geschmack, der auf Nachahmung gegründet sein kann, sondern auch Originalität des Gedanken erfordert, die, als aus sich selbst belebend, Geist genannt wird. — Der Naturmaler mit dem Pinsel oder der Feder (das letztere sei in Prose oder in Versen) ist nicht der schöne Geist,

a) Der letzte Satz ist in der 1. Auflage stilistisch anders formuliert: „Den Charakter . . . auch, was sein Geschäft . . . andere für Einfluß habe, und wie es zu würdigen sei, verlohnt . . . aufzustellen, die seine eigentümliche Lage betreffen.“

b) H: „aller Mittel“.

weil er nur nachahmt; der Ideenmaler ist allein der Meister der schönen Kunst.

Warum versteht man unter den Poeten gewöhnlich einen Dichter in Versen, d. i. in einer Rede, die skandiert (der Musik ähnlich, taktmäßig, gesprochen) wird? Weil er, ein Werk der schönen Kunst ankündigend, mit einer Feierlichkeit auftritt, die dem feinsten Geschmack (der Form nach) genügen muß; denn sonst wäre es nicht schön. — Weil diese Feierlichkeit aber am meisten zur schönen Vorstellung des Erhabenen erfordert wird, so wird dergleichen affektierte Feierlichkeit ohne Vers (von Hugo Blair) „tollgewordene Prose“[a]) genannt. — Versmacherei ist anderseits auch nicht Poesie, wenn sie ohne Geist ist.

Warum ist der Reim in den Versen der Dichter neuerer Zeiten, wenn er glücklich den Gedanken schließt, ein großes Erfordernis des Geschmacks in unserem Weltteil? dagegen ein widriger Verstoß gegen den Vers in Gedichten der alten Zeiten, so daß z. B. im Deutschen reimfreie Verse wenig gefallen, ein in Reim gebrachter lateinischer Virgil aber noch weniger behagen kann? Vermutlich weil bei den alten klassischen Dichtern die Prosodie bestimmt war, den neueren Sprachen aber großenteils mangelt, und dann doch das Ohr[b]) durch den Reim, der den Vers gleichtönend mit dem vorigen schließt, dafür schadlos gehalten wird. In einer prosaischen feierlichen Rede wird ein von ungefähr zwischen andere Sätze einfallender Reim lächerlich.

Woher schreibt sich die poetische Freiheit, die doch dem Redner nicht zusteht, dann und wann wider die Sprachgesetze zu verstoßen? Vermutlich davon, daß er durch das Gesetz der Form nicht gar zu sehr beengt werde, einen großen Gedanken auszudrücken.

Warum ist ein mittelmäßiges Gedicht unleidlich, eine

a) Das Wort stammt nach Külpe nicht von dem verdienstvollen schottischen Theologen und Ästhetiker Hugh Blair (1718 bis 1800), sondern von einem Epigrammatiker Abel Evans.

b) „das Ohr“ Zusatz des Drucks.

[249] mittelmäßige | Rede aber noch wohl erträglich? Die Ursache scheint darin zu liegen, daß die Feierlichkeit des Tons in jedem poetischen Produkt große Erwartung erregt und eben dadurch, daß diese nicht befriedigt wird, wie gewöhnlich noch tiefer sinkt, als der prosaische Wert desselben es etwa noch verdienen würde. — Die Endigung eines Gedichts mit einem Verse, der als Sentenz aufbehalten werden kann, wirkt ein Vergnügen im Nachschmacke und macht dadurch manches Schale wieder gut; gehört also auch zur Kunst des Dichters.

Daß im Alter die poetische Ader vertrocknet, zu einer Zeit da Wissenschaften dem guten Kopf noch immer gute Gesundheit und Tätigkeit in Geschäften[a]) ankündigen, kommt wohl daher: daß Schönheit eine Blüte, Wissenschaft aber Frucht ist, d. i. die Poesie eine freie Kunst sein muß, welche der Mannigfaltigkeit halber Leichtigkeit erfordert, im Alter aber dieser leichte Sinn (und das mit Recht) schwindet; weil ferner Gewohnheit, in derselben Bahn der Wissenschaften nun fortzuschreiten, zugleich Leichtigkeit bei sich führt, Poesie also, welche zu jedem ihrer Produkte Originalität und Neuigkeit (und hiezu Gewandtheit) erfordert, mit dem Alter nicht wohl zusammenstimmt; außer etwa in Sachen des kaustischen Witzes, in Epigrammen und Xenien, wo sie aber auch mehr Ernst als Spiel ist.

Daß Poeten kein solches Glück machen als Advokaten und andere Professionsgelehrte, liegt schon in der Anlage des Temperaments, welches überhaupt zum geborenen Poeten erforderlich ist: nämlich die Sorgen durch das gesellige Spiel mit Gedanken zu verjagen. — Eine Eigenheit aber, die den[b]) Charakter betrifft, nämlich die, keinen Charakter[c]) zu haben, sondern wetterwendisch, launisch und (ohne Bosheit) unzuverlässig zu sein, sich mutwillig Feinde zu machen, ohne doch eben jemand zu hassen, und seinen Freund beißend zu bespötteln, ohne ihm wehe tun zu wollen,

---

a) „und . . . Geschäften“ desgl.
b) 1. Auflage: „Das aber, was den“.
c) „Charakter“ fehlt in der 1. Auflage.

liegt[a]) in einer über die praktische Urteilskraft herrschenden, zum Teil angeborenen Anlage des verschrobenen[b]) Witzes.

Von der Üppigkeit.

§ 72.

Üppigkeit (*luxus*) ist das Übermaß des gesellschaftlichen Wohllebens mit Geschmack in einem gemeinen Wesen (der also der Wohlfahrt desselben zuwider ist). Jenes Übermaß, aber ohne Geschmack ist die öffentliche Schwelgerei (*luxuries*). — Wenn man beiderlei Wir|kungen auf die Wohlfahrt in Betrachtung zieht, so [250] ist Üppigkeit ein entbehrlicher Aufwand, der arm macht, Schwelgerei aber ein solcher, der krank macht. Die erste ist doch noch mit der fortschreitenden Kultur des Volks (in Kunst und Wissenschaft) vereinbar; die zweite aber überfüllt mit Genuß und bewirkt endlich Ekel. Beide sind mehr prahlerisch (von außen zu glänzen), als selbstgenießend; die erstere durch Eleganz (wie auf Bällen und in Schauspielen) für den idealen Geschmack, die zweite durch Überfluß und Mannigfaltigkeit für den Sinn des Schmeckens (den physischen, wie z. B. ein Lordmaireschmaus). — Ob die Regierung befugt sei, beide durch Aufwandsgesetze einzuschränken, ist eine Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehört. Die schönen aber sowohl als die angenehmen Künste, welche das Volk zum Teil schwächen, um es besser regieren zu können, würden mit Eintretung eines rauhen Lakonizismus der Absicht der Regierung gerade zuwider wirken.

Gute Lebensart ist die Angemessenheit des Wohllebens zur Geselligkeit (also mit Geschmack). Man sieht hieraus, daß der Luxus der guten Lebensart Abbruch tut, und der Ausdruck „er weiß zu leben“, der von einem begüterten oder vornehmen Mann gebraucht wird, bedeutet die Geschicklichkeit seiner Wahl im geselligen Genuß, der

---

a) 1. Auflage und H: „das liegt“.
b) „verschrobenen“ fehlt in H.

Nüchternheit (Sobrietät) enthält, beiderseitig den Genuß gedeihlich macht und für die Dauer berechnet ist.

Man sieht hieraus, daß, da Üppigkeit eigentlich nicht dem häuslichen, sondern nur dem öffentlichen Leben vorgerückt werden kann, das Verhältnis des Staatsbürgers zum gemeinen Wesen, was die Freiheit im Wetteifer betrifft, um in Verschönerung seiner Person oder Sachen (in Festen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen und so herab bis zu dem guten Ton des gemeinen Umgangs) dem Nutzen allenfalls vorzugreifen, schwerlich[a]) mit Aufwandsverboten belästigt werden dürfe: weil sie doch den Vorteil schafft, die Künste zu beleben, und so dem gemeinen Wesen die Kosten wieder erstattet, welche ihm ein solcher Aufwand verursacht haben möchte. |

---

a) Die 1. Auflage hat etwas verändert: „in dem, was . . . Wetteifer, um . . . Sachen dem Nutzen allenfalls vorzugreifen (in Festen . . . Umganges) sich zu erweitern, schwerlich“.

Drittes Buch[a]). [251]

Vom Begehrungsvermögen.

---

§ 73.

Begierde (*appetitio*) ist die Selbstbestimmung der Kraft eines Subjekts durch die Vorstellung von etwas Künftigem als einer Wirkung derselben[b]). Die habituelle sinnliche Begierde heißt Neigung. Das Begehren ohne Kraftanwendung zu Hervorbringung des Objekts ist der Wunsch. Dieser kann auf Gegenstände gerichtet sein, zu deren Herbeischaffung das Subjekt sich selbst unvermögend fühlt, und ist dann ein leerer (müßiger) Wunsch. Der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können, ist Sehnsucht. Die in Ansehung des Objekts unbestimmte Begierde (*appetitio vaga*), welche das Subjekt nur antreibt, aus seinem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, ohne zu wissen, in welchen es denn eintreten will, kann der launische Wunsch genannt werden (den nichts befriedigt).

Die durch die Vernunft des Subjekts schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung ist Leidenschaft. Dagegen ist das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustande, welches im Subjekt die Überlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle)[c]) nicht aufkommen läßt, der Affekt.

Affekten und Leidenschaften unterworfen zu sein, ist

---

a) H und 1. Auflage: „Hauptstück“.
b) „als . . . derselben“ fehlt in H.
c) „ob . . . solle“ desgl.

wohl immer Krankheit des Gemüts, weil beides die Herrschaft der Vernunft ausschließt. Beide sind auch gleich heftig dem Grade nach; was aber ihre Qualität betrifft, so sind sie wesentlich voneinander unterschieden, sowohl in der Vorbeugungs- als in der Heilmethode, die der Seelenarzt dabei anzuwenden hätte. |

[252] Von den Affekten in Gegeneinanderstellung derselben mit der Leidenschaft.

§ 74.

Der Affekt ist Überraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüts (*animus sui compos*) aufgehoben wird. Er ist also übereilt, d. i. er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Überlegung unmöglich macht (ist unbesonnen). — Die Affektlosigkeit ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln ist das Phlegma im guten Verstande, eine Eigenschaft des wackeren Mannes (*animi strenui*), sich durch jener ihre Stärke nicht aus der ruhigen Überlegung bringen zu lassen. Was der Affekt des Zorns nicht in der Geschwindigkeit tut, das tut er gar nicht; und er vergißt leicht. Die Leidenschaft des Hasses aber nimmt sich Zeit, um sich tief einzuwurzeln und es seinem Gegner zu denken. — Ein Vater, ein Schulmeister können nicht strafen, wenn sie die Abbitte (nicht die Rechtfertigung) anzuhören nur die Geduld gehabt haben. — Nötigt einen, der im Zorn zu euch ins Zimmer tritt, um euch in heftiger Entrüstung harte Worte zu sagen, höflich, sich zu setzen; wenn es euch hiemit gelingt, so wird sein Schelten schon gelinder: weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abspannung ist, welche mit den drohenden Gebärdungen und dem Schreien im Stehen sich nicht wohl vereinigen läßt. Die Leidenschaft hingegen (als zum Begehrungsvermögen gehörige Gemütsstimmung) läßt sich Zeit und ist überlegend, so heftig sie auch sein mag, um ihren Zweck zu erreichen. — Der Affekt wirkt wie ein Wasser, was den Damm durchbricht; die Leidenschaft wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer

tiefer eingräbt. Der Affekt wirkt auf die Gesundheit wie ein Schlagfluß, die Leidenschaft wie eine Schwindsucht oder Abzehrung. — Er ist wie ein Rausch, den man ausschläft, obgleich Kopfweh darauf folgt, die Leidenschaft aber wie eine Krankheit aus verschlucktem Gift oder Verkrüppelung[a]) anzusehen, die einen inneren oder äußeren[b]) Seelenarzt bedarf, der doch mehrenteils keine radikale[c]), sondern fast immer nur palliativ-heilende Mittel zu verschreiben weiß.

Wo viel Affekt ist, da ist gemeiniglich wenig Leidenschaft; wie bei den Franzosen, welche durch ihre Lebhaftigkeit veränderlich sind in Vergleichung mit Italienern und Spaniern (auch Indiern und Chinesen), die in ihrem Groll über Rache brüten oder in ihrer Liebe bis zum Wahnsinn beharrlich sind. — Affekten sind ehrlich und offen, Leidenschaften dagegen hinterlistig und versteckt. Die Chinesen werfen den Engländern vor, | daß sie ungestüm und hitzig [253] wären „wie die Tataren", diese aber jenen, daß sie ausgemachte (oder gelassene) Betrüger sind, die sich durch diesen Vorwurf in ihrer Leidenschaft gar nicht irremachen lassen. — — Affekt ist wie ein Rausch, der sich ausschläft, Leidenschaft als ein Wahnsinn anzusehen, der über einer Vorstellung brütet, die sich immer tiefer einnistelt. — Wer liebt, kann dabei doch wohl noch sehend bleiben; der sich aber verliebt, wird gegen die Fehler des geliebten Gegenstandes unvermeidlich blind, wiewohl der letztere acht Tage nach der Hochzeit sein Gesicht wieder zu erlangen pflegt. — Wem[d]) der Affekt wie ein Raptus anzuwandeln pflegt, der ist, so gutartig jener auch sein mag, doch einem Gestörten ähnlich; weil es ihn aber schnell darauf reuet, so ist es nur ein Paroxysm, den man[e]) Unbesonnenheit betitelt. Mancher wünscht wohl sogar, daß er zürnen könne, und Sokrates war im Zweifel, ob es

---

a) „aus . . . Verkrüppelung" fehlt in H.
b) „innern oder äußern" desgl.
c) H und 1. Auflage: „radikal-".
d) H und 1. Auflage: „Wen". H hat davor noch die durchstrichenen Worte: „Der Affekt ist ehrlich und läßt sich nicht verstellen. Die Leidenschaft gemeiniglich versteckt."
e) H und 1. Auflage: „man mit".

nicht auch manchmal gut wäre zu zürnen; aber den Affekt so in seiner Gewalt zu haben, daß man kaltblütig überlegen kann, ob man zürnen solle oder nicht[a]), scheint etwas Widersprechendes zu sein. — Leidenschaft dagegen wünscht sich kein Mensch. Denn wer will sich in Ketten legen lassen, wenn er frei sein kann?

Von den Affekten insbesondere.

A.

Von der Regierung des Gemüts in Ansehung der Affekten.

§ 75.

Das Prinzip der Apathie: daß nämlich der Weise niemals im Affekt, selbst nicht in dem des Mitleids mit den Übeln seines besten Freundes sein müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener moralischer Grundsatz der stoischen Schule; denn der Affekt macht (mehr oder weniger) blind. — Daß gleichwohl die Natur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war Weisheit der Natur, um provisorisch, ehe die Vernunft noch zu der gehörigen Stärke gelangt ist, den Zügel zu führen, nämlich den moralischen Triebfedern zum Guten noch die des pathologischen[b]) (sinnlichen) Anreizes, als einstweiliges Surrogat der Vernunft, zur Belebung beizufügen. Denn übrigens ist Affekt, für sich allein betrachtet, jederzeit unklug; er macht sich selbst unfähig, seinen eigenen Zweck zu verfolgen[c]), und es ist also unweise[d]), ihn in sich vorsätzlich entstehen zu lassen. — Gleichwohl kann die Vernunft in Vorstellung des Mo- [254] ralisch-Guten durch Ver|knüpfung ihrer Ideen mit Anschauungen (Beispielen), die ihnen untergelegt werden, eine Belebung des Willens hervorbringen (in geistlichen oder auch politischen Reden ans Volk, oder auch einsam an sich selbst) und also nicht als Wirkung, sondern als Ursache

a) „daß man . . . nicht“ fehlt in H.
b) H: „mechanischen“.
c) H: „erreichen“.
d) H und 1. Auflage: „unweislich“.

eines Affekts in Ansehung des Guten seelenbelebend sein, wobei diese Vernunft doch immer noch den Zügel führt, und ein Enthusiasm des guten Vorsatzes bewirkt wird, der aber eigentlich zum Begehrungsvermögen und nicht zum Affekt, als einem stärkeren sinnlichen Gefühl, gerechnet werden muß. —

Die Naturgabe einer Apathie bei hinreichender Seelenstärke ist, wie gesagt[a]), das glückliche **Phlegma** (im moralischen Sinne). Wer damit begabt ist, der ist zwar darum eben noch nicht ein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als anderen, es zu werden.

Überhaupt ist es nicht die Stärke eines gewissen Gefühls, welche den Zustand des Affekts ausmacht, sondern der Mangel der Überlegung, dieses Gefühl mit der Summe aller Gefühle (der Lust oder Unlust) in seinem Zustande zu vergleichen. Der Reiche, welchem sein Bedienter bei einem Feste einen schönen und seltenen gläsernen Pokal im Herumtragen ungeschickterweise zerbricht, würde diesen Zufall für nichts halten, wenn er in demselben Augenblicke diesen Verlust eines Vergnügens[b]) mit der Menge aller Vergnügen, die ihm sein glücklicher Zustand als eines reichen Mannes darbietet, vergliche. Nun überläßt er sich aber ganz allein diesem einen Gefühl des Schmerzes (ohne jene Berechnung in Gedanken schnell zu machen); kein Wunder also, daß ihm dabei so zumute wird, als ob seine ganze Glückseligkeit verloren wäre.

B.

Von den verschiedenen Affekten selbst.

§ 76.

Das Gefühl, welches das Subjekt antreibt in dem Zustande, darin es ist, zu **bleiben**, ist angenehm; das aber, was antreibt, ihn zu **verlassen**, unangenehm. Mit Bewußtsein verbunden, heißt das erstere Vergnügen (*voluptas*), das zweite Mißvergnügen (*taedium*). Als Affekt

a) „wie gesagt" (nämlich S. 184) Zusatz der 2. Auflage.
b) „eines Vergnügens" Zusatz des Drucks.

heißt jenes Freude, dieses Traurigkeit. — Die ausgelassene Freude (die durch keine Besorgnis eines Schmerzes gemäßigt wird) und die versinkende Traurigkeit (die durch keine Hoffnung gelindert wird), der Gram, sind Affekten, die dem Leben drohen. Doch hat man aus den | [255] Sterbelisten ersehen, daß doch mehr Menschen durch die erstere als durch die letztere das Leben plötzlich verloren haben: weil der Hoffnung als Affekt, durch die unerwartete Eröffnung der Aussicht in ein nicht auszumessendes Glück, das Gemüt sich ganz überläßt und so der Affekt bis zum Ersticken steigend ist; dagegen dem immer fürchtenden Grame doch natürlicherweise vom Gemüt auch immer noch widerstritten wird und er also nur langsam tötend ist.

Der Schreck ist die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüt außer Fassung bringt. Einem Schreck ähnlich ist das Auffallende, was stutzig (noch nicht bestürzt) macht und was das Gemüt erweckt, sich zur Überlegung zu sammeln; es ist der Anreiz zur Verwunderung (welche schon Überlegung in sich enthält). Erfahrenen widerfährt das nicht so leicht; aber zur Kunst gehört es, das Gewöhnliche von einer Seite, da es auffallend wird, vorzustellen. Der Zorn ist ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstand gegen das Übel schnell rege macht. Furcht über einen unbestimmtes[a]) Übel drohenden Gegenstand ist Bangigkeit. Es kann einem Bangigkeit anhängen, ohne ein besonderes Objekt dazu zu wissen: eine Beklommenheit aus bloß subjektiven Ursachen (einem krankhaften Zustande). Scham ist Angst aus der besorgten Verachtung einer gegenwärtigen Person und als solche ein Affekt. Sonst kann einer sich auch empfindlich schämen ohne Gegenwart dessen, vor dem er sich schämt; aber dann ist es kein Affekt, sondern wie der Gram eine Leidenschaft, sich selbst mit Verachtung anhaltend, aber vergeblich[b]) zu quälen; die Scham dagegen, als Affekt, muß plötzlich eintreten.

---

a) 1. Auflage: „unbestimmt".
b) „aber vergeblich" fehlt in H.

Affekten sind[a]) überhaupt krankhafte Zufälle (Symptomen) und können (nach einer Analogie mit[b]) Browns[c]) System) in sthenische, aus Stärke, und asthenische, aus Schwäche, eingeteilt werden. Jene sind von der erregenden, dadurch aber oft auch erschöpfenden, diese von einer die Lebenskraft abspannenden, aber oft dadurch auch Erholung vorbereitenden Beschaffenheit. — Lachen mit Affekt ist eine konvulsivische Fröhlichkeit. Weinen begleitet[d]) die schmelzende Empfindung eines ohnmächtigen Zürnens mit dem Schicksal, oder mit anderen Menschen gleich einer von ihnen erlittenen Beleidigung; und diese[e]) Empfindung ist Wehmut. Beide aber, das Lachen und das Weinen[f]), heitern auf; denn es sind Befreiungen von einem Hindernis der Lebenskraft durch Ergießungen (man kann nämlich auch bis zu Tränen lachen, wenn man bis zur Erschöpfung lacht). Lachen ist männlich, Weinen dagegen weiblich (beim Manne | weibisch[g])), und nur die [256] Anwandlung zu Tränen und zwar aus großmütiger, aber ohnmächtiger Teilnehmung am Leiden anderer kann dem Mann verziehen werden, dem die Träne im Auge glänzt, ohne sie in Tropfen fallen zu lassen, noch weniger sie mit Schluchzen zu begleiten und so eine widerwärtige Musik zu machen[h]).

Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit.

§ 77.

Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, d. i. des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung

---

a) So nach H und 1. Auflage, die 2. hat: „können".
b) 1. Auflage: „und".
c) Der englische Mediziner John Brown (1735—88) lehrte, daß das Wesen des lebenden Organismus in seiner Erregbarkeit bestehe: ein Übermaß derselben bewirkt Krankheiten der Sthenie (d. h. eines Kraftzustandes), eine zu starke Verminderung Asthenie (Kraftlosigkeit) [Külpe].
d) H und 1. Auflage: „ist".
e) Desgl. „letztere".
f) „das Lachen und das Weinen" fehlt in H.
g) „beim Manne weibisch" desgl.
h) „dem die Träne . . . machen" desgl.

des Gemüts, die letztere mit Überlegung zu übernehmen, ist der Mut; die Stärke des inneren Sinnes (*Ataraxia*), nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerschrockenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit*), des zweiten Schüchternheit.

Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt; Mut hat der, welcher mit Überlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Mut in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, ob er sie gleich kennt; tollkühn, der bei sichtbarer Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt (wie Karl XII. bei Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) Tolle. — Feigheit ist also ehrlose Verzagtheit.

Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu geraten, denn diese heißt Schüchternheit; sondern bloß ein Zustand und zufällige[a]) Disposition, mehrenteils bloß von körperlichen Ursachen abhängend, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken, und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmütig und schüchtern war. Herzhaftigkeit aber ist bloß Temperamentseigenschaft. Der Mut dagegen beruht auf Grundsätzen und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann alsdann Stärke, die ihm

*) Das Wort Poltron (von *pollex truncatus* hergenommen) wurde im späteren Lateinischen mit *murcus* gegeben und bedeutete einen Menschen, der sich den Daumen abhackt, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen[b]).

a) „zufällige" fehlt in H.

b) Diese heute aufgegebene Ableitung hatte der Philologe Salmasius (im 17. Jahrh.), den Kant auch sonst zuweilen (z. B. Streit der Fakult. Bd. 46 d) zitiert, aufgebracht. Über *murcus* vgl. Ammianus Marcellinus XV 12, 3 [Külpe]. — Die ganze Anmerkung fehlt in der Handschrift.

die Natur bisweilen versagt. Das Erschrecken in Ge-| fechten bringt sogar wohltätige Ausleerungen hervor, [257] welche einen Spott (das Herz nicht am rechten Ort zu haben) sprichwörtlich gemacht haben; man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matrosen, welche bei dem Aufrufe zum Schlagen zum Ort ihrer Entledigung eilen, hernach die mutigsten im Gefechte sind. Eben das bemerkt man doch auch an dem Reiher, wenn der Stoßfalk über ihm schwebt und jener sich zum Gefecht gegen ihn anschickt.

Geduld ist demnach nicht Mut. Sie ist eine weibliche Tugend: weil sie nicht Kraft zum Widerstande aufbietet, sondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft. Der unter dem chirurgischen Messer oder bei Gicht- und Steinschmerzen schreit, ist darum in diesem Zustande nicht feig oder weichlich; es ist so wie das Fluchen, wenn man im Gehen an einen frei liegenden Straßenstein (mit dem großen Zeh, davon das Wort *hallucinari* hergenommen[a]) stößt, vielmehr ein Ausbruch des Zorns, in welchem die Natur durch Geschrei das Stocken des Bluts am Herzen zu zerstreuen bestrebt ist. — Geduld aber von besonderer Art beweisen die Indianer in Amerika, welche, wenn sie umzingelt sind, ihre Waffen wegwerfen und, ohne um Pardon zu bitten, sich ruhig niedermachen lassen. Ist nun hiebei[b]) mehr Mut, als die Europäer zeigen, die sich in diesem Fall bis auf den letzten Mann wehren? Mir scheint es bloß eine barbarische Eitelkeit zu sein: ihrem Stamm dadurch die Ehre zu erhalten, daß ihr Feind sie zu Klagen und Seufzern als Beweistümern ihrer Unterwerfung nicht sollte zwingen können[c]).

Der Mut als Affekt (mithin einerseits zur Sinnlichkeit gehörend) kann aber auch durch Vernunft erweckt und so wahre Tapferkeit (Tugendstärke) sein. Sich durch Sticheleien und mit Witz geschärfte, eben dadurch aber nur desto gefährlichere spöttische Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen

---

a) Diese irrtümliche Erklärung ist heute längst aufgegeben.
b) „Ist nun hiebei“ Zusatz des Drucks.
c) Der Satz „Mir scheint . . . können“ fehlt im Druck.

Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Mut, den mancher nicht besitzt, welcher in der Feldschlacht oder dem Duell sich als einen Braven beweiset. Es gehört nämlich zur Entschlossenheit etwas, was die Pflicht gebietet selbst auf die Gefahr der Verspottung von anderen zu wagen, sogar[a]) ein hoher Grad von Mut, weil Ehrliebe die beständige Begleiterin der Tugend ist, und der, welcher sonst wider Gewalt hinreichend gefaßt ist, doch der Verhöhnung sich selten gewachsen fühlt, wenn man ihm diesen Anspruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert[b]).

Der Anstand, der einen äußeren Anschein von Mut [258] gibt, sich in | Vergleichung mit anderen in der Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreistigkeit; im Gegensatz der Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Besorgnis, anderen nicht vorteilhaft in die Augen zu fallen. — Jene kann als billiges Vertrauen zu sich selbst nicht getadelt werden. Diejenige Dreistigkeit*) aber im Anstande, welche jemand den Anschein gibt, sich aus dem Urteil anderer über ihn nichts zu machen, ist Dummdreistigkeit, Unverschämtheit, im gemilderten Ausdruck aber Unbescheidenheit; diese gehört also nicht zum Mute in der sittlichen Bedeutung des Worts.

Ob Selbstmord auch Mut oder immer nur Verzagtheit voraussetze, ist nicht eine moralische, sondern bloß psychologische Frage. Wenn er verübt wird, bloß um seine Ehre

*) Dieses Wort sollte eigentlich Dräustigkeit (von Dräuen oder Drohen), nicht Dreistigkeit geschrieben werden: weil der Ton oder auch die Miene eines solchen Menschen andere besorgen läßt, er könne auch wohl grob sein. Ebenso schreibt man liederlich für lüderlich, da doch das erste einen leichtfertigen, mutwilligen, sonst nicht unbrauchbaren und gutmütigen, das zweite aber einen verworfenen[c]), jeden anderen anekelnden Menschen (vom Wort Luder) bedeutet[d]).

a) Statt „sogar" haben H und 1. Auflage: „Hiezu gehört".

b) Der Satz „Es gehört ... verweigert" folgt in H und 1. Auflage erst hinter dem nächsten Absatz, als besonderer Absatz, und zwar mit verändertem Anfang: „Endlich gehört auch zum Mut, der rein moralisch ist, die Entschlossenheit, etwas" usw.

c) Kant: „Verworfenen", korr. Schubert; vgl. S. 193, Z. 5 v. u.

d) Auch diese beiden Wortableitungen Kants sind von der heutigen Sprachforschung aufgegeben.

nicht zu überleben, also aus Zorn, so scheint er Mut; ist es aber die Erschöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, welche alle Geduld langsam erschöpft, so ist es ein Verzagen. Es scheint dem Menschen eine Art von Heroism zu sein, dem Tode gerade ins Auge zu sehen und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf jede Bedingung zu lieben immer nicht aufhören kann, und so eine Gemütsverwirrung aus Angst vorhergehen muß, um zum Selbstmorde zu schreiten, so stirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen[a]) des Lebens nicht länger ertragen kann. — Die Art der Vollführung des Selbstmordes gibt diesen Unterschied der Gemütsstimmung gewissermaßen zu erkennen. Wenn das dazu gewählte Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tötend ist, wie z. B. der Pistolenschuß oder (wie es ein großer Monarch[b]) auf den Fall, daß er in Gefangenschaft geriete, im Kriege bei sich führte) ein geschärftes Sublimat, oder tiefes Wasser und mit Steinen angefüllte Taschen: so kann man dem Selbstmörder den Mut nicht streiten. Ist es aber der Strang, der noch von anderen abgeschnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geschafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder[c]) zugenäht und geheilt werden kann; bei welchen Attentaten der Selbstmörder, wenn er noch gerettet wird, gemeiniglich selbst | froh wird und es nie mehr versucht: so ist es feige [259] Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüstige, welche noch Stärke der Gemütsfassung zu einer solchen Tat erfordert.

Es sind nicht immer bloß verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf solche Weise der Last des Lebens loszuwerden beschließen; vielmehr hat man von solchen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen Tat nicht leicht zu besorgen. — Indessen da sie doch immer gräßlich bleibt,

---

a) H: „Übel“.

b) Gemeint ist Friedrich der Große; wohl geschöpft aus *Büsching, Charakter Friedrichs des zweyten*, 2. Auflage 1789, S. 431 [Külpe].

c) Statt „Schnitt . . . wieder“ haben H und 1. Auflage: „Halsabschneiden, das noch“.

und der Mensch sich selbst dadurch zum Scheusal macht, ist es doch merkwürdig, daß in Zeitläuften der öffentlichen und für gesetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit eines revolutionären Zustandes (z. B. des Wohlfahrtsausschusses der französischen Republik) ehrliebende Männer (z. B. Roland)[a] der Hinrichtung nach dem Gesetz durch Selbstmord zuvorzukommen gesucht haben, den sie in einer konstitutionellen selbst würden für verwerflich erklärt haben. Der Grund davon ist dieser. Es liegt in jeder Hinrichtung nach einem Gesetz etwas Beschimpfendes, weil sie Strafe ist, und wenn jene ungerecht ist, so kann der, welcher das Opfer des Gesetzes wird, diese nicht für eine verdiente[b] anerkennen. Dieses aber beweiset er dadurch: daß, wenn er dem Tode einmal geweiht worden, er ihn nun lieber wie ein freier Mensch wählt und ihn sich selbst antut. Daher auch Tyrannen (wie Nero) es für eine Gunstbezeigung ausgaben, zu erlauben, daß der Verurteilte sich selbst umbrächte[c]: weil es dann mit mehr Ehre geschah. — — Die Moralität aber hievon verlange ich nicht zu verteidigen[d].

Der Mut des Kriegers aber ist von dem des Duellanten noch sehr verschieden, wenngleich das[e] Duell von der Regierung Nachsicht erhält, und gewissermaßen Selbsthilfe wider Beleidigung zur Ehrensache in der Armee gemacht wird, in die sich das Oberhaupt derselben nicht mischt; ohne sie doch durchs Gesetz öffentlich erlaubt zu machen. — Dem Duell durch die Finger zu sehen, ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Prinzip; denn es gibt auch Nichtswürdige, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um etwas zu gelten, und die, für die Erhaltung des Staats etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu tun, gar nicht gemeint sind[f].

---

a) Der Grund, weshalb sich der bekannte girondistische Minister Roland de la Platière am 15. Nov. 1793 in sein Schwert stürzte, wird heute in dem Schmerz über die eine Woche vorher erfolgte Hinrichtung seiner Frau (der bekannten *Madame Roland*) gesucht.

b) H: „eine solche“.

c) 1. Auflage: „umbrachte“.

d) Der letzte Satz fehlt in H.

e) So nach der 4. Auflage; die früheren haben „der“ Duell.

f) Der Satz „Dem Duell . . . gemeint sind“ fehlt in H.

Tapferkeit ist gesetzmäßiger Mut, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit macht's allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit (*mens conscia recti*) muß damit verbunden sein, wie beim Ritter Bayard (*chevalier sans peur et sans reproche*). |

Von Affekten, die sich selbst in Ansehung ihres Zwecks schwächen. [260]

(*Impotentes animi motus.*)

§ 78.

Die Affekten des Zorns und der Scham haben das Eigene, daß sie sich selbst in Ansehung ihres Zweckes schwächen. Es sind plötzlich[a]) erregte Gefühle eines Übels als Beleidigung, die aber durch ihre Heftigkeit zugleich unvermögend machen, es abzuwehren.

Wer ist mehr zu fürchten: der, welcher im heftigen Zorn erblaßt, oder der hiebei errötet? Der erstere ist auf der Stelle zu fürchten; der zweite desto mehr hinterher (der Rachgier halber). Im ersteren Zustande erschrickt der aus der Fassung gebrachte Mensch vor sich selbst, zu einer Heftigkeit im Gebrauche seiner Gewalt hingerissen zu werden, die ihn nachher reuen möchte. Im zweiten geht der Schreck plötzlich in die Furcht über, daß das Bewußtsein seines Unvermögens der Selbstverteidigung sichtbar werden möchte. — Beide, wenn sie sich durch die behende Fassung des Gemüts Luft machen können, sind der Gesundheit nicht nachteilig; wo aber nicht, so sind sie teils dem Leben selbst gefährlich, teils, wenn ihr Ausbruch zurückgehalten wird, hinterlassen sie einen Groll, d. i. eine Kränkung darüber, sich gegen Beleidigung nicht mit Anstand genommen zu haben; welche aber vermieden wird, wenn sie nur zu Worten kommen können. So aber sind beide Affekten von der Art, daß sie stumm machen und sich dadurch in einem unvorteilhaften Lichte darstellen.

---

a) In H und 1. Auflage beginnt der §: „Sie sind Zorn und Scham. Plötzlich".

Der Jachzorn kann durch innere Disziplin des Gemüts noch wohl abgewöhnt werden; aber die Schwäche eines überzarten Ehrgefühls in der Scham[a]) läßt sich nicht so leicht wegkünsteln. Denn wie Hume[b]) sagt (der selbst mit dieser Schwäche — der Blödigkeit, öffentlich zu reden — behaftet war), macht der erste Versuch zur Dreistigkeit, wenn er fehlschlägt, nur noch schüchterner, und es ist kein anderes Mittel, als von seinem Umgange mit Personen, aus deren Urteil über den Anstand man sich wenig macht, anhebend, allmählich von der vermeinten Wichtigkeit des Urteils anderer über uns abzukommen und sich hierin innerlich auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen zu schätzen. Die Gewohnheit hierin bewirkt die Freimütigkeit, welche von der Blödigkeit[c]) und beleidigenden Dreistigkeit gleichweit entfernt ist.

Wir sympathisieren zwar mit der Scham des anderen als einem Schmerz, aber nicht mit dem Zorn desselben, [261] wenn er uns die Anreizung | zu demselben in diesem Affekt gegenwärtig erzählt; denn vor dem, der in diesem Zustand ist, ist der, welcher seine Erzählung (von einer erlittenen Beleidigung) anhört, selbst nicht sicher.

Verwunderung (Verlegenheit, sich in das Unerwartete zu finden) ist eine das natürliche Gedankenspiel zuerst hemmende, mithin unangenehme, dann aber das Zuströmen der Gedanken zu der unerwarteten Vorstellung desto mehr befördernde und daher angenehme Erregung des Gefühls; Erstaunen heißt aber dieser Affekt[d]) eigentlich alsdann nur, wenn man dabei gar ungewiß wird, ob die Wahrnehmung wachend oder träumend geschehe[d]). Ein Neuling in der Welt verwundert sich über alles; wer aber mit dem Lauf der Dinge durch vielfältige Erfahrung bekannt geworden[e]), macht es sich zum Grundsatze, sich über

a) „in der Scham" Zusatz des Drucks.
b) *Essays* (ed. Green u. Grose) II, 381 [Külpe].
c) H und 1. Auflage: „Verschämtheit".
d) Statt „Erstaunen . . . Affekt" hat die 1. Auflage nur: „Sie ist aber", dafür hinter „geschehe" die Worte: „der Affekt des Erstaunens" (ähnlich H).
e) Statt „wer aber . . . geworden" haben H und 1. Auflage: „der . . . gewordene".

nichts zu verwundern (*nihil admirari*). Wer hingegen[a]) mit forschendem Blicke die Ordnung der Natur in der großen Mannigfaltigkeit derselben nachdenkend verfolgt, gerät über eine Weisheit, deren er sich nicht gewärtig war, in Erstaunen: eine Bewunderung, von der man sich nicht losreißen (sich nicht genug verwundern) kann; welcher Affekt aber alsdann nur durch die Vernunft angeregt wird und eine Art von heiligem Schauer ist, den Abgrund des Übersinnlichen sich vor seinen Füßen eröffnen zu sehen.

Von den Affekten, durch welche die Natur die Gesundheit mechanisch befördert.

§ 79.

Durch einige Affekten wird die Gesundheit von der Natur mechanisch befördert. Dahin gehört vornehmlich das Lachen und das Weinen[b]). Der Zorn, wenn man (doch ohne Widerstand zu besorgen) brav schelten darf, ist zwar auch ein ziemlich sicheres Mittel zur Verdauung, und manche Hausfrau hat keine andere innigliche Motion als das Ausschelten der Kinder und des Gesindes[c]), wie dann auch, wenn sich Kinder und Gesinde nur hiebei geduldig betragen, eine angenehme Müdigkeit der Lebenskraft durch die Maschine sich gleichförmig verbreitet; aber ohne Gefahr ist dieses Mittel doch auch nicht wegen des besorglichen Widerstandes jener Hausgenossen.

Das gutmütige (nicht hämische, mit Bitterkeit verbundene) Lachen ist dagegen beliebter und gedeihlicher: nämlich[d]) das, was man jenem persischen König hätte empfehlen sollen, der einen Preis für den aussetzte, | „welcher ein neues Vergnügen erfinden würde". — Die [262] dabei stoßweise (gleichsam konvulsivisch) geschehende Aus-

---

a) H und 1. Auflage: „aber".

b) Statt der beiden ersten Sätze haben H und 1. Auflage in der Überschrift hinter „befördert": „Sie sind das Lachen und das Weinen."

c) „als . . . Gesindes" fehlt in H; in der 1. Auflage fehlt: „der Kinder und".

d) „dagegen . . . nämlich" fehlt in H.

atmung der Luft (von welcher das Niesen[a] nur ein kleiner, doch auch belebender Effekt ist, wenn ihr Schall unverhalten[b] ertönen darf) stärkt durch die heilsame Bewegung des Zwerchfells das Gefühl der Lebenskraft. Es mag nun[c]) ein gedungener Possenreißer (Harlekin) sein, der uns zu lachen macht[d]), oder ein zur Gesellschaft der Freunde gehörender durchtriebener Schalk, der nichts Arges im Sinn zu haben scheint, „der es hinter den Ohren hat" und nicht mitlacht, sondern mit scheinbarer Einfalt eine gespannte Erwartung (wie eine gespannte Saite) plötzlich losläßt: so ist das Lachen immer[e]) Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche dieses[f]) weit besser befördert[f]), als es die Weisheit des Arztes tun würde. Auch[g]) eine große Albernheit einer fehlgreifenden Urteilskraft kann — freilich aber auf Kosten des vermeintlich Klügeren — eben dieselbe Wirkung tun*).

*) Beispiele vom letzteren kann man in Menge geben. Ich will aber nur eines anführen, was ich aus dem Munde der verstorbenen Frau Gräfin von K—g[h]) habe, einer Dame, die die Zierde ihres Geschlechts war. Bei ihr hatte der Graf Sagramoso, der damals die Einrichtung des Malteserritterordens in Polen (aus der Ordination Ostrog) zu besorgen den Auftrag hatte, den Besuch gemacht, und zufälligerweise war ein aus Königsberg gebürtiger, aber in Hamburg für die Liebhaberei einiger reichen Kaufleute zum Naturaliensammler und Aufseher dieser ihrer Kabinetter angenommener Magister, der seine Verwandten in Preußen besuchte, hinzugekommen, zu welchem der Graf, um doch etwas mit ihm zu reden, im gebrochenen Deutsch sprach: „Ick abe in Amburg eine Ant geabt (ich habe in Hamburg eine Tante gehabt); aber die ist mir gestorben." Flugs ergriff der Magister das Wort und fragte: „Warum ließen Sie sie nicht abziehen und ausstopfen?" Er nahm das englische Wort Ant[i]),

a) 1. Auflage: „durch die Nase (im Niesen)".
b) H und 1. Auflage: „unverbissen".
c) 1. Auflage: „und es mag".
d) „sein . . . macht" Zusatz der 2. Auflage.
e) H und 1. Auflage: „so ist es".
f) H und 1. Auflage: „diese . . . befördern".
g) H und 1. Auflage: „Aber auch".
h) Gräfin Keyserling, in deren Haus Kant viel verkehrte (s. das Personen-Register meiner Kant-Biographie, Phil. Bibl. Bd. 126).
i) Geschrieben: aunt.

Das Weinen, ein mit Schluchzen geschehenes (konvulsivisches) Einatmen, wenn es mit Tränenguß verbunden ist, ist als ein schmerzlinderndes Mittel gleichfalls eine Vorsorge der Natur für die Gesundheit, und eine Witwe, die, wie man sagt, sich nicht will trösten lassen, d. i. die Ergießung der Tränen nicht gehindert wissen will, sorgt, ohne es zu wissen oder eigentlich zu wollen, für ihre Gesundheit. Ein Zorn, der in diesem Zustande einträte, würde diesen Erguß, aber zu ihrem Schaden, bald hemmen; obzwar nicht immer Wehmut, sondern auch Zorn Weiber und Kinder in Tränen versetzen kann. — Denn das Gefühl seiner | Ohnmacht gegen ein Übel bei einem starken [263] Affekt (es sei des Zorns oder der Traurigkeit) ruft die äußeren natürlichen Zeichen zum Beistande auf, die dann auch (nach dem Recht des Schwächeren)[a] eine männliche Seele wenigstens entwaffnen. Dieser Ausdruck der Zärtlichkeit als Schwäche des Geschlechts aber darf den teilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber doch wohl bis zur Träne im Auge rühren: weil er im ersteren Falle sich an seinem eigenen Geschlecht vergreifen und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächeren Teil nicht zum Schutz dienen, im zweiten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Teilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dieses in Schutz zu nehmen; wie es der Charakter, den die Ritterbücher dem tapferen Mann zueignen, mit sich bringt, der gerade in dieser Beschützung gesetzt wird.

Warum aber lieben junge Leute mehr das tragische Schauspiel und führen dieses auch lieber auf, wenn sie ihren Eltern etwa ein Fest geben wollen; Alte aber lieber das komische bis zum burlesken? Die Ursache des ersteren ist zum Teil eben dieselbe als die, welche die Kinder treibt, das Gefährliche zu wagen: vermutlich durch einen Instinkt

---

welches Tante bedeutet, für Ente, und weil er gleich darauffiel, sie müsse sehr rar gewesen sein, bedauerte er den großen Schaden. Man kann sich vorstellen, welches Lachen dieses Mißverstehen erregen mußte.

---

a) Die eingeklammerten Worte sind Zusatz des Drucks.

der Natur, um ihre Kräfte zu versuchen, zum Teil aber auch, weil bei dem Leichtsinn der Jugend von den herzbeklemmenden oder schreckenden Eindrücken, sobald das Stück geendigt ist, keine Schwermut übrigbleibt, sondern nur eine angenehme Müdigkeit nach einer starken inneren Motion, welche aufs neue zur Fröhlichkeit stimmt. Dagegen verwischt sich bei Alten dieser Eindruck nicht so leicht, und sie können die Stimmung zum Frohsinn nicht so leicht wieder in sich hervorbringen. Ein Harlekin, der behenden Witz hat, bewirkt durch seine Einfälle eine wohltätige Erschütterung ihres Zwerchfelles und der Eingeweide: wodurch der Appetit für die darauffolgende gesellschaftliche Abendmahlzeit geschärft und durch Gesprächigkeit gedeihlich wird.

Allgemeine Anmerkung.

Gewisse innere körperliche Gefühle sind mit Affekten verwandt, sind es aber doch nicht selbst: weil sie nur augenblicklich, vorübergehend sind und von sich keine Spur hinterlassen; dergleichen das Gräuseln ist, welches die Kinder anwandelt, wenn sie von Ammen des Abends Gespenstererzählungen anhören. — Das Schauern, gleichsam mit kaltem Wasser übergossen werden (wie beim Regenschauer), gehört auch dahin. Nicht die Wahrnehmung der Gefahr, sondern der bloße Gedanke von Gefahr — | [264] obgleich man weiß, daß keine da ist — bringt diese Empfindung hervor, die, wenn sie bloße Anwandlung, nicht Ausbruch des Schrecks ist, eben nicht unangenehm zu sein scheint.

Der Schwindel und selbst die Seekrankheit[a]) scheint ihrer Ursache nach in die Klasse solcher idealen Gefahren zu gehören. — Auf einem Brett, was auf der Erde liegt, kann man ohne Wanken fortschreiten; liegt es aber über einen Abgrund, oder für den, der nervenschwach ist, auch nur über einen Graben: so wird oft die leere Besorgnis der Gefahr wirklich gefährlich. Das Schwanken eines Schiffs selbst bei gelindem Winde ist ein wechselndes

---

a) Vgl. S. 97.

Sinken und Gehobenwerden. Bei dem Sinken ist die Bestrebung der Natur, sich zu heben (weil alles Sinken überhaupt Vorstellung von Gefahr bei sich führt), mithin die Bewegung des Magens und der Eingeweide von unten nach oben zu mit einem Anreiz zum Erbrechen mechanisch verbunden, welcher alsdann noch vergrößert wird, wenn der Patient in der Kajüte zum Fenster derselben hinausschaut und wechselsweise bald den Himmel bald die See in die Augen bekommt, wodurch die Täuschung eines unter ihm weichenden Sitzes noch mehr gehoben wird.

Ein Akteur, der selbst kalt ist, übrigens aber nur Verstand und starkes Vermögen der Einbildungskraft besitzt, kann durch einen affektierten (gekünstelten) Affekt oft mehr rühren als durch den wahren. Ein ernstlich Verliebter ist in Gegenwart seiner Geliebten verlegen, ungeschickt und wenig einnehmend. Einer aber, der bloß den Verliebten macht und sonst Talent hat, kann seine Rolle so natürlich spielen, daß er die arme Betrogene ganz in seine Schlingen bringt; gerade darum weil sein Herz unbefangen, sein Kopf klar und er also im ganzen Besitz des freien Gebrauchs seiner Geschicklichkeit und Kräfte ist, den Schein des Liebenden sehr natürlich nachzumachen.

Das gutmütige (offenherzige) Lachen ist (als zum Affekt der Fröhlichkeit gehörend) gesellig, das hämische (Grinsen) feindselig. Der Zerstreute (wie Terrasson[a]) mit der Nachtmütze statt der Perücke auf dem Kopf und dem Hute unter dem Arm, voll von dem Streit über den Vorzug der Alten und der Neuen in Ansehung der Wissenschaften[b]), gravitätisch einhertretend) gibt oft zum ersteren Anlaß; er wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht. Der nicht unverständige Sonderling wird belächelt, ohne daß es ihm was kostet; er lacht mit. — Ein mechanischer (geistloser) Lacher ist schal und macht die Gesellschaft schmacklos. Der darin gar nicht lacht, ist entweder grämlich oder pedantisch. Kinder, vor | nehmlich [265]

a) Der französische Gelehrte Abt Terrasson (1670—1750), Mitglied der Pariser Akademie, wird von Kant auch in der Kr. d. r. V. (s. Vorrede S. XIIf.) zitiert.

b) „voll . . . Wissenschaften“ fehlt in H.

Mädchen müssen früh zum freimütigen, ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebei drückt sich nach und nach auch im Inneren ab und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet[a]).

Einen in der Gesellschaft zum Stichblatt des Witzes (zum besten) zu haben, ohne doch stachlicht zu sein (Spott ohne Anzüglichkeit), gegen den der andere mit dem seinigen zu ähnlicher Erwiderung gerüstet und so ein fröhliches Lachen in sie zu bringen bereit ist, ist eine gutmütige und zugleich kultivierende Belebung derselben. Geschieht dieses aber auf Kosten eines Einfaltspinsels, den man wie einen Ball dem anderen zuschlägt, so ist das Lachen als schadenfroh wenigstens unfein, und geschieht es an einem Schmarotzer, der sich Schwelgens halber zum mutwilligen Spiel hingibt oder zum Narren machen läßt[b]), ein Beweis vom schlechten Geschmack sowohl als stumpfen moralischen Gefühl derer, die darüber[c]) aus vollem Halse lachen können. Die Stelle eines Hofnarren aber, der zur wohltätigen Erschütterung des Zwerchfells der höchsten Person durch Anstichelung ihrer vornehmen Diener die Mahlzeit durch Lachen würzen soll, ist, wie man es nimmt, über oder unter aller Kritik.

Von den Leidenschaften[d]).

§ 80.

Die subjektive Möglichkeit der Entstehung einer gewissen Begierde, die vor der Vorstellung ihres Gegenstandes vorhergeht, ist der Hang (*propensio*); — die innere Nötigung des Begehrungsvermögens zur Besitznehmung dieses Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt, der Instinkt (wie der Begattungstrieb oder der Elterntrieb des

a) H: „vorbereiten".
b) 1. Auflage: „sich zum N. machen zu lassen".
c) H und 1. Auflage: „hiezu".
d) H und 1. Auflage: „Vom Begehrungsvermögen".

Tiers, seine Junge zu schützen u. dgl.). — Die dem Subjekt zur Regel (Gewohnheit) dienende sinnliche Begierde heißt Neigung (*inclinatio*)[a]). — Die Neigung, durch welche die Vernunft verhindert wird, sie in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen, ist die Leidenschaft (*passio animi*).

Man sieht leicht ein, daß Leidenschaften, weil sie sich mit der ruhigsten Überlegung zusammenpaaren lassen, mithin nicht unbesonnen sein dürfen wie der Affekt, daher auch nicht stürmisch und vorübergehend, sondern sich einwurzelnd, selbst mit dem Vernünfteln zusammen bestehen können, — der Freiheit den größten Abbruch tun, und wenn der Affekt | ein Rausch ist, die Leidenschaft eine [266] Krankheit sei, welche alle Arzeneimittel verabscheut und daher weit schlimmer ist, als alle jene vorübergehende Gemütsbewegungen, die doch wenigstens den Vorsatz rege machen, sich zu bessern; statt dessen die letztere eine Bezauberung ist, die auch die Besserung ausschlägt.

Man benennt die Leidenschaft mit dem Worte Sucht (Ehrsucht, Rachsucht, Herrschsucht u. dgl.), außer die der Liebe nicht in dem Verliebtsein. Die Ursache ist, weil, wenn die letzte Begierde (durch den Genuß) befriedigt worden, die Begierde, wenigstens in Ansehung eben derselben Person, zugleich aufhört, mithin man wohl ein leidenschaftliches Verliebtsein (so lange der andere Teil in der Weigerung beharrt), aber keine physische Liebe als Leidenschaft aufführen kann: weil sie in Ansehung des Objekts nicht ein beharrliches Prinzip enthält. Leidenschaft setzt immer eine Maxime des Subjekts voraus, nach einem von der Neigung ihm vorgeschriebenen Zwecke zu handeln. Sie ist[b]) also jederzeit mit der Vernunft desselben verbunden, und bloßen Tieren kann man keine Leidenschaften beilegen, so wenig wie reinen Vernunftwesen. Ehrsucht, Rachsucht usw., weil sie nie vollkommen befriedigt sind, werden eben darum unter die Leidenschaften gezählt als Krankheiten, wider die es nur Palliativmittel gibt.

---

a) Vgl. schon S. 183.
b) H: „sind".

§ 81.

Leidenschaften sind Krebsschäden für die reine praktische Vernunft und mehrenteils unheilbar: weil der Kranke nicht will geheilt sein und sich der Herrschaft des Grundsatzes entzieht, durch den dieses allein geschehen könnte. Die Vernunft geht auch im Sinnlich-Praktischen vom Allgemeinen zum Besonderen nach dem Grundsatze: nicht einer Neigung zu Gefallen die übrigen alle in Schatten oder in den Winkel zu stellen, sondern darauf zu sehen, daß jene mit der Summe aller Neigungen zusammen bestehen könne. — Die Ehrbegierde eines Menschen mag immer eine durch die Vernunft gebilligte Richtung seiner Neigung sein; aber der Ehrbegierige will doch auch von anderen geliebt sein, er bedarf gefälligen Umgang mit anderen, Erhaltung seines Vermögenzustandes u. dgl. mehr. Ist er nun aber leidenschaftlich-ehrbegierig, so ist er blind für diese Zwecke, dazu ihn doch seine Neigungen gleichfalls einladen, und daß er von anderen gehaßt oder im Umgange geflohen zu werden oder durch Aufwand zu verarmen Gefahr läuft, — das übersieht er alles. Es ist Torheit (den Teil seines Zwecks zum Ganzen zu machen), die der Vernunft selbst in ihrem formalen Prinzip gerade widerspricht. |

[267] Daher sind Leidenschaften nicht bloß, wie die Affekten unglückliche Gemütsstimmungen, die mit viel Übeln schwanger gehen, sondern auch ohne Ausnahme böse, und die gutartigste Begierde, wenn sie auch auf das geht[a]), was (der Materie nach) zur Tugend, z. B. der Wohltätigkeit, gehörte, ist doch (der Form nach), sobald sie in Leidenschaft ausschlägt, nicht bloß pragmatisch[b]) verderblich[c]), sondern auch moralisch verwerflich[c]).

Der Affekt tut einen augenblicklichen Abbruch an der Freiheit und der Herrschaft über sich selbst. Die Leidenschaft gibt sie auf und findet ihre Lust und Befriedigung am Sklavensinn. Weil indessen die Vernunft mit ihrem

a) „geht“ fehlt in H.
b) „pragmatisch“ fehlt in H.
c) In H umgekehrt „verwerflich ... verderblich“.

Aufruf zur inneren Freiheit doch nicht nachläßt, so seufzt der Unglückliche unter seinen Ketten, von denen er sich gleichwohl nicht losreißen kann: weil sie gleichsam schon mit seinen Gliedmaßen verwachsen sind.

Gleichwohl haben die Leidenschaften auch ihre Lobredner gefunden (denn wo finden die sich nicht, wenn einmal Bösartigkeit in Grundsätzen Platz genommen hat?), und es heißt: „daß nie etwas Großes in der Welt ohne heftige Leidenschaften ausgerichtet worden, und die Vorsehung selbst habe sie weislich gleich als Springfedern in die menschliche Natur gepflanzt"[a]). — Von den mancherlei Neigungen mag man wohl dieses zugestehen, deren[b]), als eines natürlichen und tierischen Bedürfnisses, die lebende Natur (selbst die des Menschen) nicht entbehren kann. Aber daß sie Leidenschaften werden dürften, ja wohl gar sollten, hat die Vorsehung nicht gewollt, und sie in diesem Gesichtspunkt vorstellig zu machen, mag einem Dichter verziehen werden (nämlich mit Pope zu sagen: „Ist die Vernunft nun ein Magnet, so sind die Leidenschaften Winde"[c])); aber der Philosoph darf diesen Grundsatz nicht an sich kommen lassen, selbst nicht um sie als eine provisorische Veranstaltung der Vorsehung zu preisen, welche absichtlich, ehe das menschliche Geschlecht zum gehörigen Grade der Kultur gelangt wäre, sie in die menschliche Natur gelegt hätte.

Einteilung der Leidenschaften.

Sie werden in die Leidenschaften der natürlichen (angeborenen) und die der aus der Kultur der Menschen hervorgehenden (erworbenen) Neigung eingeteilt.

Die Leidenschaften der ersteren Gattung sind die Freiheits- und | Geschlechtsneigung, beide mit Af- [268]

a) Nach Külpes Vermutung hat Kant hier *Helvetius*, *De l'esprit III, c. 6—8* im Auge gehabt, da er freilich St. Simons bekannten Ausspruch noch nicht kennen konnte.

b) Kant: „derer", korr. Menzer.

c) Pope, Essay on Man II 108 [Külpe]. Kant zitiert wahrscheinlich nach der deutschen Übersetzung des von ihm auch sonst geschätzten Brockes.

fekt verbunden. Die der zweiten Gattung sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, welche nicht mit dem Ungestüm eines Affekts, sondern mit der Beharrlichkeit einer auf gewisse Zwecke angelegten Maxime verbunden sind. Jene können erhitzte (*passiones ardentes*), diese, wie der Geiz, kalte Leidenschaften (*frigidae*) genannt werden. Alle Leidenschaften aber sind immer nur von Menschen auf Menschen, nicht auf Sachen gerichtete Begierden, und man kann zu einem fruchtbaren Acker oder dergleichen Kuh zwar zur Benutzung derselben viel Neigung, aber keine Affektion (welche in der Neigung zur Gemeinschaft mit anderen besteht) haben; viel weniger eine Leidenschaft.

A.

Von der Freiheitsneigung als Leidenschaft.

§ 82.

Sie ist die heftigste unter allen im[a]) Naturmenschen, in einem Zustande, da er es nicht vermeiden kann, mit anderen in wechselseitige Ansprüche zu kommen.

Wer nur nach eines anderen Wahl glücklich sein kann (dieser mag nun so wohlwollend sein, als man immer will), fühlt sich mit Recht unglücklich. Denn welche Gewährleistung hat er, daß sein mächtiger Nebenmensch in dem Urteile über das Wohl mit dem seinen zusammenstimmen werde? Der Wilde (noch nicht an Unterwürfigkeit Gewöhnte) kennt kein größeres Unglück als in diese zu geraten, und das mit Recht, so lange noch kein öffentlich Gesetz ihn sichert; bis ihn Disziplin allmählich dazu geduldig gemacht hat. Daher sein Zustand des beständigen Krieges, in der Absicht, andere so weit wie möglich von sich entfernt zu halten und in Wüsteneien zerstreut zu leben. Ja das Kind, welches sich nur eben dem mütterlichen Schoße entwunden hat, scheint zum Unterschiede von allen anderen Tieren bloß deswegen mit lautem Geschrei in die Welt zu treten: weil es sein Unvermögen, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang ansieht und so seinen An-

a) Nach H. Im Druck: „am“.

spruch auf Freiheit (wovon kein anderes Tier eine Vorstellung hat) sofort ankündigt*). — Nomadische Völker, indem | sie (als Hirtenvölker) an keinen Boden geheftet [269] sind, z. B. die Araber, hängen so stark an ihrer, obgleich nicht völlig zwangsfreien Lebensart und haben dabei einen so hohen Geist, mit Verachtung auf die sich anbauende Völker herabzusehen, daß die davon unzertrennliche Mühseligkeit in Jahrtausenden sie davon nicht hat abwendig machen können. Bloße Jagdvölker (wie die Olenni-Tungusi)[a] haben sich sogar durch dieses Freiheitsgefühl (von den anderen mit ihnen verwandten Stämmen getrennt) wirklich veredelt. — So erweckt nicht allein der Freiheits-

*) Lukrez, als Dichter, wendet dieses in der Tat merkwürdige Phänomen im Tierreiche anders:

Vagituque locum lugubri complet, ut aequomst
Quoi tantum 'n vita restet transire malorum![b]

Diesen Prospekt kann das neugeborene Kind nun wohl nicht haben; aber daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, sondern von einer dunkeln Idee (oder dieser analogen Vorstellung) von Freiheit und der Hindernis derselben, dem Unrecht, herrühre, entdeckt sich durch die ein paar Monate nach der Geburt sich mit seinem Geschrei verbindende Tränen: welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es sich gewissen Gegenständen zu näheren oder überhaupt nur seinen Zustand zu verändern bestrebt ist und daran sich gehindert fühlt. — Dieser Trieb, seinen Willen zu haben und die Verhinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet sich durch seinen Ton auch besonders aus und läßt eine Bösartigkeit hervorscheinen, welche die Mutter zu bestrafen sich genötigt sieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreien erwidert wird. Eben dasselbe geschieht, wenn es durch seine eigene Schuld fällt. Die Jungen anderer Tiere spielen, die des Menschen zanken frühzeitig untereinander, und es ist, als ob ein gewisser Rechtsbegriff (der sich auf die äußere Freiheit bezieht) sich mit der Tierheit zugleich entwickele und nicht etwa allmählich[c] erlernt werde.

a) In Sibirien. Vgl. Phys. Geogr. (Phil. Bibl. Bd. 51) S. 303.

b) Lukrez, De rerum natura V 227f., deutsch: „Und erfüllt die Stätte mit kläglichem Winseln, wie es sich für ein Wesen paßt, dem noch soviel Übles in seinem Leben durchzumachen beschieden ist“.

c) „allmählich“ Zusatz des Drucks.

begriff unter moralischen Gesetzen einen Affekt, der Enthusiasm genannt wird, sondern die bloß sinnliche Vorstellung der äußeren Freiheit erhebt die Neigung, darin zu beharren oder sie zu erweitern, durch die Analogie mit dem Rechtsbegriffe[a]) bis zur heftigen Leidenschaft.

Man nennt bei bloßen Tieren auch die heftigste Neigung (z. B. der Geschlechtsvermischung) nicht Leidenschaft: weil sie keine Vernunft haben, die allein den Begriff der Freiheit begründet, und womit die Leidenschaft in Kollision kommt; deren Ausbruch also dem Menschen zugerechnet werden kann. — Man sagt zwar von Menschen, daß sie gewisse Dinge leidenschaftlich lieben (den Trunk, das Spiel, die Jagd) oder hassen (z. B. den Bisam, den Branntwein): aber man nennt diese verschiedene Neigungen oder Abneigungen nicht ebensoviel Leidenschaften, weil es nur so viel verschiedene Instinkte, d. i. so vielerlei Bloß-Leidendes im Begehrungsvermögen, sind und daher nicht nach den Objekten des Begehrungsvermögens als Sachen (deren es unzählige gibt), [270] sondern nach dem | Prinzip des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den Menschen von ihrer Person und Freiheit untereinander machen, da ein Mensch den anderen bloß zum Mittel seiner Zwecke macht, klassifiziert zu werden verdienen. — Leidenschaften gehen eigentlich nur auf Menschen und können auch nur durch sie befriedigt werden.

Diese Leidenschaften sind Ehrsucht, Herrschsucht Habsucht.

Da sie Neigungen sind, welche bloß auf den Besitz der Mittel gehen, um alle Neigungen, welche unmittelbar den Zweck betreffen, zu befriedigen, so haben sie insofern den Anstrich der Vernunft: nämlich der Idee eines mit der Freiheit verbundenen Vermögens, durch welches allein Zwecke überhaupt erreicht werden können, nachzustreben. Der Besitz der Mittel zu beliebigen Absichten reicht allerdings viel weiter, als die auf eine einzelne Neigung und deren Befriedigung gerichtete Neigung. — Sie können auch daher Neigungen des Wahnes genannt werden, welcher

a) H: „durch die Gewohnheit".

darin besteht: die bloße Meinung anderer vom Werte der Dinge dem wirklichen Werte gleichzuschätzen.

B.

Von der Rachbegierde[a] als Leidenschaft.

§ 83.

Da Leidenschaften nur von Menschen auf Menschen gerichtete Neigungen sein können, sofern diese auf miteinander zusammenstimmende oder einander widerstreitende Zwecke gerichtet, d. i. Liebe oder Haß sind; der Rechtsbegriff aber, weil er unmittelbar aus dem Begriff der äußeren Freiheit hervorgeht, weit wichtiger und[b] den Willen weit stärker bewegender Antrieb ist, als der des Wohlwollens: so ist der Haß aus dem erlittenen Unrecht, d. i. die Rachbegierde, eine Leidenschaft, welche aus der Natur des Menschen unwiderstehlich hervorgeht und, so bösartig sie auch ist, doch die Maxime der Vernunft vermöge der erlaubten Rechtsbegierde, deren Analogon jene ist, mit der Neigung verflochten und eben dadurch eine der heftigsten und am tiefsten sich einwurzelnden Leidenschaften; die, wenn sie erloschen zu sein scheint, doch immer noch insgeheim einen Haß, Groll genannt, als ein unter der Asche glimmendes Feuer überbleiben läßt.

Die Begierde, in einem[c] Zustande mit seinen Mitmenschen und in Verhältnis zu ihnen zu sein, da jedem das zuteil werden kann, was das Recht will, ist freilich keine Leidenschaft, sondern ein Bestimmungs|grund der freien [271] Willkür durch reine praktische Vernunft. Aber die Erregbarkeit derselben durch bloße Selbstliebe, d. i. nur zu seinem Vorteil, nicht zum Behuf einer Gesetzgebung für jedermann, ist sinnlicher Antrieb des Hasses, nicht der Ungerechtigkeit, sondern des gegen uns Ungerechten: welche Neigung (zu verfolgen und zu zerstören), da ihr eine

a) H und 1. Auflage haben: „Rechtsbegierde" (vgl. oben Zeile 12 des § 83).
b) Hier fehlt „ein".
c) H: „einem solchen".

Idee, obzwar freilich selbstsüchtig angewandt, zum Grund liegt, die Rechtsbegierde gegen den Beleidiger in Leidenschaft der Wiedervergeltung verwandelt, die oft bis zum Wahnsinn heftig ist, sich selbst dem Verderben auszusetzen, wenn nur der Feind demselben nicht entrinnt, und (in der Blutrache) diesen Haß gar selbst zwischen Völkerschaften erblich zu machen; weil, wie es heißt, das Blut des Beleidigten, aber noch nicht Gerächten schreie, bis das unschuldig vergossene Blut wieder durch Blut — sollte es auch das eines seiner unschuldigen Nachkommen sein — abgewaschen wird.

C.

Von der Neigung zum Vermögen, Einfluß überhaupt auf andere Menschen zu haben[a]).

§ 84.

Diese Neigung nähert sich am meisten der technisch-praktischen Vernunft, d. i. der Klugheitsmaxime. — Denn anderer Menschen Neigungen in seine Gewalt zu bekommen, um sie nach seinen Absichten lenken und bestimmen zu können, ist beinahe ebensoviel als im Besitz anderer, als bloßer Werkzeuge seines Willens, zu sein. Kein Wunder, daß das Streben nach einem solchen Vermögen, auf andere Einfluß zu haben, Leidenschaft wird.

Dieses Vermögen enthält gleichsam eine dreifache Macht in sich: Ehre, Gewalt und Geld; durch die, wenn man im Besitz derselben ist, man jedem Menschen, wenn nicht durch einen dieser Einflüsse, doch durch den anderen beikommen und ihn zu seinen Absichten brauchen kann. — Die Neigungen hiezu, wenn sie Leidenschaften werden, sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Freilich daß hier der Mensch der Geck (Betrogene) seiner eigenen Neigungen wird und im Gebrauch solcher Mittel seinen Endzweck verfehlt; aber wir reden hier auch nicht von Weisheit, welche gar keine Leidenschaften verstattet,

---

a) H setzt dahinter noch die Worte: „als Leidenschaft“.

sondern nur von der Klugheit, mit welcher man die Narren handhaben kann.

Die Leidenschaften überhaupt aber, so heftig sie auch immer als sinn|liche Triebfedern sein mögen, sind doch [272] in Ansehung dessen, was die Vernunft dem Menschen vorschreibt, lauter Schwächen. Daher das Vermögen des gescheuten Mannes, jene zu seinen Absichten zu gebrauchen, verhältnismäßig desto kleiner sein darf, je größer die Leidenschaft ist, die den anderen Menschen beherrscht.

Ehrsucht ist die Schwäche der Menschen, wegen der man auf sie durch ihre Meinung, Herrschsucht durch ihre Furcht und Habsucht durch ihr eigenes Interesse Einfluß haben kann. — Allerwärts ein Sklavensinn, durch den, wenn sich ein anderer desselben bemächtigt, er das Vermögen hat, ihn durch seine eigenen Neigungen zu seinen Absichten zu gebrauchen. — Das Bewußtsein aber dieses Vermögens an sich und des Besitzes der Mittel, seine Neigungen zu befriedigen, erregt die Leidenschaft mehr noch als der Gebrauch derselben.

a. Ehrsucht.

§ 85.

Sie ist nicht Ehrliebe, eine Hochschätzung, die der Mensch von anderen wegen seines inneren (moralischen) Werts erwarten darf, sondern Bestreben nach Ehrenruf, wo es am Schein genug ist. Man darf dem Hochmut (einem Ansinnen an andere, sich selbst in Vergleichung mit uns selbst gering zu schätzen, eine Torheit, die ihrem eigenen Zweck zuwider handelt) — diesem Hochmut, sage ich, darf man nur schmeicheln, so hat man durch diese Leidenschaft des Toren über ihn Gewalt. Schmeichler*),

*) Das Wort Schmeichler hat wohl uranfänglich Schmiegler heißen sollen (einen, der sich schmiegt und biegt), um einen einbilderischen Mächtigen selbst durch seinen Hochmut a) nach Belieben zu leiten; sowie das Wort Heuchler (eigentlich sollte

a) Statt „einbilderischen . . . Hochmut" hat H: „eingebildeten Gecken".

Jaherren, die einem bedeutenden Mann gern das große Wort einräumen, nähren diese ihn schwach machende Leidenschaft und sind die Verderber der Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben.

Hochmut ist eine verfehlte, ihrem eigenen Zweck entgegenhandelnde Ehrbegierde und kann nicht als ein [273] absichtliches Mittel, andere Menschen | (die er von sich abstößt) zu seinen Zwecken zu gebrauchen, angesehen werden; vielmehr ist der Hochmütige das Instrument der Schelme, Narr genannt[a]). Einsmals fragte mich ein sehr vernünftiger, rechtschaffener[b]) Kaufmann: „warum der Hochmütige jederzeit auch niederträchtig sei" (jener hatte nämlich die Erfahrung gemacht: daß der mit seinem Reichtum als überlegener Handelsmacht Großtuende beim nachher eingetretenen Verfall seines Vermögens sich auch kein Bedenken machte, zu kriechen). Meine Meinung war diese: daß, da der Hochmut das Ansinnen an einen anderen ist, sich selbst in Vergleichung mit jenem zu verachten, ein solcher Gedanke aber niemand in den Sinn kommen kann als nur dem, welcher sich selbst zu Niederträchtigkeit bereit fühlt, der Hochmut an sich schon von der Niederträchtigkeit solcher Menschen ein nie trügendes, vorbedeutendes Kennzeichen abgebe[c]).

b. Herrschsucht.

Diese Leidenschaft ist an sich[d]) ungerecht, und ihre Äußerung[d]) bringt alles wider sich auf. Sie fängt aber von der Furcht an, von anderen beherrscht zu werden, und ist darauf bedacht, sich beizeiten in den Vorteil der Gewalt über sie zu setzen; welches doch ein mißliches und un-

---

es Häuchler geschrieben werden) einen seine fromme Demut vor einem vielvermögenden Geistlichen durch in seine Rede gemischte Stoßseufzer vorspiegelnden Betrüger — hat bedeuten sollen.

---

a) Vgl. oben S. 126 f.

b) H hat nur: „ein vernünftiger".

c) H hat kürzer: „der Hochmut von der Niederträchtigkeit ein nie trügendes Kennzeichen sein werde".

d) „an sich" und „ihre Äußerung" Zusätze des Drucks.

gerechtes Mittel dazu ist, andere Menschen zu seinen Absichten zu gebrauchen: weil es teils den Widerstand aufruft und unklug[a]), teils der Freiheit unter Gesetzen, worauf jedermann Anspruch machen kann, zuwider und ungerecht ist[b]). — Was die mittelbare Beherrschungskunst betrifft, z. B. die des weiblichen Geschlechts durch Liebe, die es dem männlichen gegen sich einflößt, dieses zu seinen[c]) Absichten zu brauchen, so ist sie unter jenem Titel nicht mit begriffen: weil sie keine Gewalt bei sich führt, sondern den Untertänigen durch seine eigene Neigung zu beherrschen und zu fesseln weiß. — Nicht als ob der weibliche Teil unserer Gattung von der Neigung, über den männlichen zu herrschen, frei wäre (wovon gerade das Gegenteil wahr ist), sondern weil es sich nicht desselben Mittels zu dieser Absicht als das männliche bedient, nämlich nicht des Vorzugs der Stärke (als welche hier unter dem Worte herrschen gemeint ist), sondern der Reize, welche eine Neigung des anderen Teils, beherrscht zu werden, in sich enthält[d]). |

c. Habsucht. [274]

Geld ist die Losung, und wen Plutus begünstigt, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind. Die Erfindung dieses Mittels, welches sonst keine Brauchbarkeit hat (wenigstens nicht haben darf) als bloß zum Verkehr des Fleißes der Menschen, hiemit aber auch alles Physisch-Guten unter ihnen zu dienen, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräsentiert wird, hat eine Habsucht hervorgebracht, die zuletzt auch ohne Genuß in dem bloßen Besitze, selbst mit Verzichttuung (des Geizigen) auf allen Gebrauch eine Macht enthält, von der man glaubt, daß sie den Mangel jeder anderen zu ersetzen hinreichend sei. Diese ganz geistlose, wenn-

---

a) „und unklug" fehlt in H.
b) H: „kann, Abbruch tut".
c) 1. u. 2. Auflage: „diesen zu ihren"; korr. in der 4. Auflage (von Herbart)
d) Dieser ganze Satz ist Zusatz des Drucks.

gleich nicht immer moralisch verwerfliche[a]), doch bloß mechanisch geleitete Leidenschaft, welche vornehmlich dem Alter (zum Ersatz seines natürlichen Unvermögens) anhängt und die jenem allgemeinen Mittel seines großen Einflusses halber auch schlechthin den Namen eines Vermögens verschafft hat, ist eine solche, die, wenn sie eingetreten ist, keine Abänderung verstattet und, wenn die erste der drei gehaßt, die zweite gefürchtet, sie als die dritte verachtet macht*).

Von der Neigung des Wahnes als Leidenschaft.

§ 86.

Unter dem Wahne, als einer Triebfeder der Begierden, verstehe ich die innere praktische Täuschung, das Subjektive in der Bewegursache für objektiv zu halten. — Die Natur will von Zeit zu Zeit stärkere Erregungen der Lebenskraft, um die Tätigkeit des Menschen aufzufrischen, damit er nicht im bloßen Genießen das Gefühl des Lebens gar einbüße. Zu diesem Zwecke hat sie sehr weise und wohltätig dem von Natur faulen Menschen Gegenstände seiner Einbildung nach als wirkliche Zwecke (Erwerbungsarten von Ehre, Gewalt und Geld) vorgespiegelt, die ihm, der ungern ein Geschäfte unternimmt, doch genug zu [275] schaffen | machen und mit Nichtstun viel zu tun geben; wobei das Interesse, was er daran nimmt, ein Interesse des bloßen Wahnes ist und die Natur also wirklich mit dem Menschen spielt und ihn (das Subjekt) zu seinem Zwecke spornt: indessen daß dieser in der Überredung steht (objektiv), sich selbst einen eigenen Zweck gesetzt zu haben.

*) Hier ist die Verachtung im moralischen Sinne zu verstehen; denn im bürgerlichen, wenn es sich zutrifft, daß, wie Pope sagt, „der Teufel in einem goldenen Regen von funfzig auf hundert dem Wucherer in den Schoß fällt und sich seiner Seele bemächtigt", bewundert vielmehr der große Haufe den Mann, der so große Handelsweisheit beweiset[b]).

a) H: „widrige".
b) Die Anmerkung fehlt in H. Die Stelle aus Pope findet sich in dessen *Moral Essays* III 371—74 [Külpe].

— Diese Neigungen des Wahnes sind gerade darum, weil die Phantasie dabei Selbstschöpferin ist, dazu geeignet, um im höchsten Grade leidenschaftlich zu werden, vornehmlich[a]) wenn sie auf einen Wettstreit der Menschen angelegt sind[b]).

Die Spiele des Knaben im Ballschlagen, Ringen, Wettrennen, Soldatenspielen; weiterhin des Mannes im Schach- und Kartenspiel (wo in der einen Beschäftigung der bloße Vorzug des Verstandes, in der zweiten zugleich der bare Gewinn beabsichtigt wird); endlich des Bürgers, der in öffentlichen Gesellschaften mit Faro oder Würfeln sein Glück versucht, — werden insgesamt unwissentlich von der weiseren Natur zu Wagstücken, ihre Kräfte im Streit mit anderen zu versuchen, angespornt: eigentlich damit die Lebenskraft überhaupt vor dem Ermatten bewahrt und rege erhalten werde. Zwei solche Streiter glauben, sie spielen unter sich; in der Tat aber spielt die Natur mit beiden, wovon sie die Vernunft klar überzeugen kann, wenn sie bedenken, wie schlecht die von ihnen gewählten Mittel zu ihrem Zwecke passen. — Aber das Wohlbefinden während dieser Erregung, weil es sich mit (obgleich übelgedeuteten) Ideen des Wahnes verschwistert, ist eben darum die Ursache eines Hanges zur heftigsten und lange daurenden Leidenschaft*).

Neigungen des Wahnes machen den schwachen Menschen abergläubisch und den Abergläubigen schwach, d. i. geneigt, von Umständen, die keine Natururſachen (etwas zu fürchten oder zu hoffen) sein können, dennoch interessante Wirkungen zu erwarten. Jäger, Fischer, auch Spieler (vornehmlich in Lotterien) sind abergläubisch, und

*) Ein Mann in Hamburg, der ein ansehnliches Vermögen daselbst verspielt hatte, brachte nun seine Zeit mit Zusehen der Spielenden zu. Ihn fragte ein anderer, wie ihm zumute wäre, wenn er daran dächte, ein solches Vermögen einmal gehabt zu haben. Der erstere antwortete: „Wenn ich es noch einmal besäße, so wüßte ich doch nicht es auf angenehmere Art anzuwenden.“

a) „vornehmlich“ fehlt in H.
b) H: „ist“.

der Wahn, der zu der Täuschung: das Subjektive für objektiv, die Stimmung des inneren Sinnes für Erkenntnis der Sache selbst zu nehmen, verleitet, macht zugleich den Hang zum Aberglauben begreiflich. |

[276] Von dem höchsten physischen Gut.

§ 87.

Der größte Sinnengenuß, der gar keine Beimischung von Ekel bei sich führt, ist im gesunden Zustande Ruhe nach der Arbeit. — Der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit in jenem Zustande ist Faulheit. — Doch ist eine etwas lange Weigerung, wiederum an seine Geschäfte zu gehen, und das süße *far niente* zur Kräftensammlung[a]) darum noch nicht Faulheit: weil man (auch im Spiel) angenehm und doch zugleich nützlich beschäftigt sein kann, und auch der Wechsel der Arbeiten ihrer spezifischen Beschaffenheit nach zugleich so vielfältige Erholung ist; dahingegen an eine schwere unvollendet gelassene Arbeit wieder zu gehen ziemliche Entschlossenheit erfordert.

Unter den drei Lastern: Faulheit, Feigheit und Falschheit, scheint das erstere das verächtlichste zu sein. Allein in dieser Beurteilung kann man dem Menschen oft sehr unrecht tun. Denn die Natur hat auch den Abscheu für anhaltende Arbeit manchem Subjekt weislich in seinen für ihn sowohl als andere heilsamen Instinkt[b]) gelegt: weil dieses etwa keinen langen oder oft wiederholten Kräftenaufwand ohne Erschöpfung vertrug, sondern gewisser Pausen der Erholung bedurfte. Demetrius[c]) hätte daher nicht ohne Grund immer auch dieser Unholdin (der Faulheit) einen Altar bestimmen können[d]): indem, wenn nicht Faulheit noch dazwischen träte, die rastlose

---

a) „zur Kräftensammlang" fehlt in H.

b) H nur: „in seine Natur".

c) Wahrscheinlich der athenische Schriftsteller und Politiker Demetrius von Phaleron (um 350—280), dem nach Nepos und Plutarch über 300 Ehrenstatuen errichtet worden sein sollen.

d) H: „so daß D . . . bestimmen konnte".

Bosheit weit mehr Übels, als jetzt noch ist, in der Welt verüben[a]) würde; wenn nicht Feigheit sich der Menschen erbarmte, der kriegerische Blutdurst die Menschen bald aufreiben[a]) würde, und, wäre nicht Falschheit [da nämlich unter vielen sich zum Komplott vereinigenden Bösewichtern in großer Zahl (z. B. in einem Regiment) immer einer sein wird, der es verrät], bei der angeborenen Bösartigkeit der menschlichen Natur ganze Staaten bald gestürzt sein würden.

Die stärksten Antriebe der Natur, welche die Stelle der unsichtbar das menschliche Geschlecht durch eine höhere, das physische Weltbeste allgemein besorgende Vernunft[b]) (des Weltregierers) vertreten, ohne daß menschliche Vernunft dazu hinwirken darf, sind Liebe zum Leben und Liebe zum Geschlecht[c]); die erstere, um das Individuum, die zweite, um die Species zu erhalten, da dann durch Vermischung der Geschlechter im ganzen das Leben unserer mit Vernunft begabten Gattung fortschreitend erhalten wird, unerachtet diese absichtlich an ihrer eigenen Zerstörung (durch Kriege) arbeitet; welche doch die[d]) immer an Kultur wachsen | den vernünf- [277] tigen Geschöpfe selbst mitten in Kriegen nicht hindert, dem Menschengeschlecht in kommenden Jahrhunderten einen Glückseligkeitszustand, der nicht mehr rückgängig sein wird, im Prospekt unzweideutig vorzustellen.

Von dem höchsten moralisch-physischen Gut.

§ 88.

Die beiden Arten des Gutes, das physische und moralische[e]), können nicht zusammen gemischt werden; denn so würden sie sich neutralisieren und zum Zweck der wahren Glückseligkeit gar nicht hinwirken; sondern Neigung zum Wohlleben und Tugend im Kampfe mit-

a) H und 1. Auflage: „verübt . . . aufgerieben".

b) sc. lenkenden Macht, wie schon die Gothaer Gel. Zeitungen von 1799 ergänzen [Külpe].

c) Vgl. Schillers „Hunger und Liebe".

d) Statt „die" hat H: „an uns als im Ganzen ihrer Art".

e) H und 1. Auflage haben bloß: „Beide" können usw.

einander, und Einschränkung des Prinzips der ersteren durch das der letzteren machen zusammenstoßend[a]) den ganzen Zweck des wohlgearteten, einem Teil nach sinnlichen, dem anderen aber moralisch intellektuellen Menschen aus; der aber, weil im Gebrauch die Vermischung schwerlich abzuhalten ist, einer Zersetzung durch gegenwirkende Mittel (*reagentia*) bedarf, um zu wissen, welches die Elemente und die Proportion ihrer Verbindung[b]) ist, die, miteinander vereinigt, den Genuß einer gesitteten Glückseligkeit verschaffen können.

Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange ist die Humanität. Es kommt hier nicht auf den Grad des ersteren an; denn da fordert einer viel, der andere wenig, was ihm dazu erforderlich zu sein dünkt, sondern nur auf die Art des Verhältnisses, wie die Neigung zum ersteren durch das Gesetz des letzteren eingeschränkt werden soll.

Die Umgänglichkeit ist auch eine Tugend, aber die Umgangsneigung wird oft zur Leidenschaft. Wenn aber gar der gesellschaftliche Genuß prahlerisch durch Verschwendung erhöht wird, so hört diese falsche Umgänglichkeit auf, Tugend zu sein und ist ein Wohlleben, was der Humanität Abbruch tut.

* * *

Musik, Tanz und Spiel machen eine sprachlose Gesellschaft aus (denn die wenigen Worte, die zum letzteren nötig sind, begründen keine Konversation, welche wechselseitige Mitteilung der Gedanken fordert). Das Spiel, welches, wie man vorgibt[c]), nur zur Ausfüllung des Leeren [278] der | Konversation nach der Tafel dienen soll, ist doch gemeiniglich die Hauptsache: als Erwerbmittel, wobei Affekten stark bewegt werden, wo eine gewisse Konvention des Eigennutzes, einander mit der größten Höflichkeit zu plündern, errichtet und ein völliger Egoism, so lange das Spiel dauert, zum Grundsatze gelegt wird, den keiner ver-

a) H hat deutlicher: „vereinigt“.
b) H: „Mischung“.
c) „wie man vorgibt“ Zusatz der 2. Auflage.

leugnet; von welcher Konversation bei aller Kultur, die sie in seinen[a]) Manieren bewirken mag, die Vereinigung des geselligen Wohllebens mit der Tugend und hiemit die wahre Humanität schwerlich sich wahre Beförderung versprechen dürfte.

Das Wohlleben, was zu der letzteren noch am besten zusammen zu stimmen scheint, ist eine gute Mahlzeit in guter (und wenn es sein kann, auch abwechselnder) Gesellschaft, von der Chesterfield sagt: daß sie nicht unter der Zahl der Grazien und auch nicht über die der Musen sein müsse[b])*).

Wenn ich eine Tischgesellschaft aus lauter Männern von Geschmack (ästhetisch vereinigt) nehme**), so wie sie nicht bloß gemeinschaftlich eine Mahlzeit, sondern einander selbst zu genießen die Absicht haben (da dann ihre Zahl nicht viel über die Zahl der Grazien betragen kann): so muß diese kleine Tischgesellschaft nicht sowohl die leibliche Befriedigung — die ein jeder auch für sich allein

---

*) Zehn an einem Tische: weil der Wirt, der die Gäste bedient, sich nicht mitzählt.

**) In einer festlichen Tafel, an welcher die Anwesenheit der Damen [c]) die Freiheit der Chapeaus [d]) von selbst aufs Gesittete einschränkt, ist eine bisweilen sich cräugnende plötzliche Stille ein schlimmer, lange Weile drohender Zufall, bei dem keiner sich getraut, etwas Neues, zur Fortsetzung des Gesprächs Schickliches hineinzuspielen: weil er es nicht aus der Luft greifen, sondern es aus der Neuigkeit des Tages, die aber interessant sein muß, hernehmen soll. Eine einzige Person, vornehmlich wenn es die Wirtin des Hauses ist, kann diese Stockung oft allein verhüten und die Konversation im beständigen Gange erhalten: daß sie nämlich, wie in einem Konzert, mit allgemeiner und lauter Fröhlichkeit beschließt und eben dadurch desto gedeihlicher ist; gleich dem Gastmahle des Plato, von dem der Gast sagte: „Deine Mahlzeiten gefallen nicht allein, wenn man sie genießt, sondern auch so oft man an sie denkt!“ [e])

---

a) H und 1. Auflage: „feinen“.

b) Das war auch Kants Grundsatz bei seinen Einladungen. Lord Chesterfield (1694—1773) ist bekannt durch die nach seinem Tode herausgegebenen ‚Briefe an seinen Sohn‘ (1774).

c) So nach H. Der Druck: „Dame“.

d) D. i. Herren.

e) Vgl. Athenaeus, Deipnosophistae X, c. 14.

haben kann, — sondern das gesellige Vergnügen, wozu jene nur das Vehikel zu sein scheinen muß, zur Absicht haben; wo dann jene Zahl eben hinreichend ist, um die Unterredung nicht stocken, oder auch in abgesonderten kleinen Gesellschaften mit dem nächsten Beisitzer sich teilen zu lassen[a]). Das letztere ist gar kein Konver| [279] sationsgeschmack, der immer Kultur bei sich führen muß, wo immer einer mit allen (nicht bloß mit seinem Nachbar) spricht: dahingegen die sogenannten festlichen Traktamente (Gelag und Abfütterung) ganz geschmacklos sind. Es versteht sich hiebei von selbst, daß in allen Tischgesellschaften, selbst denen an einer Wirtstafel das, was daselbst von einem indiskreten Tischgenossen zum Nachteil eines Abwesenden öffentlich gesprochen wird, dennoch nicht zum Gebrauch außer dieser Gesellschaft gehöre und nachgeplaudert[b]) werden dürfe. Denn ein jedes Symposium hat auch ohne einen besonderen dazu getroffenen Vertrag eine gewisse Heiligkeit und Pflicht zur Verschwiegenheit bei sich in Ansehung dessen, was dem Mitgenossen der Tischgesellschaft nachher Ungelegenheit außer derselben verursachen könnte: weil ohne dieses Vertrauen das der moralischen Kultur selbst so zuträgliche Vergnügen, in Gesellschaft und selbst diese Gesellschaft zu genießen, vernichtet werden würde. — Daher würde ich, wenn von meinem besten Freunde in einer sogenannten öffentlichen Gesellschaft (denn eigentlich ist eine noch so große Tischgesellschaft immer nur Privatgesellschaft, und nur die staatsbürgerliche überhaupt in der Idee[c]) ist öffentlich) — ich würde, sage ich, wenn von ihm etwas Nachteiliges gesprochen würde, ihn zwar verteidigen und allenfalls auf meine eigene Gefahr mit Härte[d]) und Bitterkeit des Ausdrucks mich seiner annehmen, mich aber nicht zum Werkzeuge brauchen lassen, diese üble Nachrede zu verbreiten und an den Mann zu tragen, den sie angeht. — Es ist nicht

---

a) Hiernach hat der Druck noch die überflüssigen Worte: „befürchtet werden darf".

b) H: „ausgeplaudert".

c) H nur: „die bürgerliche".

d) H und 1. Auflage: Härtigkeit".

bloß ein geselliger Geschmack, der die Konversation leiten muß, sondern es sind auch Grundsätze, die dem offenen[a]) Verkehr der Menschen mit ihren Gedanken im Umgange zur einschränkenden Bedingung ihrer Freiheit dienen sollen.

Hier ist etwas Analogisches im Vertrauen zwischen Menschen, die miteinander an einem Tische speisen, mit alten Gebräuchen, z. B. des Arabers, bei dem der Fremde, sobald er jenem nur einen Genuß (einen Trunk Wasser) in seinem Zelt hat ablocken können, auch auf seine Sicherheit heit rechnen kann; oder wenn der russischen Kaiserin Salz und Brot von den aus Moskau ihr entgegenkommenden Deputierten gereicht wurde, und sie durch den Genuß desselben sich auch vor aller Nachstellung durchs Gastrecht gesichert halten konnte. — Das Zusammenspeisen an einem Tische wird aber als die Förmlichkeit eines solchen Vertrags der Sicherheit angesehen.

Allein zu essen (*solipsismus convictorii*) ist für einen philosophie|renden Gelehrten ungesund*); nicht Re- [280]

*) Denn der philosophierende muß seine Gedanken fortdauernd bei sich herumtragen, um durch vielfältige Versuche ausfindig zu machen, an welche Prinzipien er sie systematisch anknüpfen solle, und die Ideen, weil sie nicht Anschauungen sind, schweben gleichsam in der Luft ihm vor. Der historisch oder mathematisch Gelehrte[b]) kann sie dagegen vor sich hinstellen und so sie mit der Feder in der Hand allgemeinen Regeln der Vernunft gemäß, doch gleich als Fakta empirisch ordnen und so, weil das vorige in gewissen Punkten ausgemacht ist, den folgenden Tag die Arbeit von da fortsetzen, wo er sie gelassen hatte. — Was den Philosophen betrifft, so kann man ihn gar nicht als Arbeiter am Gebäude der Wissenschaften, d. i. nicht als Gelehrten, sondern muß ihn als Weisheitsforscher betrachten. Es ist die bloße Idee von einer Person, die den Endzweck alles Wissens sich praktisch und (zum Behuf desselben) auch theoretisch zum Gegenstande macht, und man kann diesen Namen nicht im Plural, sondern nur im Singular brauchen (der Philosoph urteilt so oder so): weil er eine bloße Idee bezeichnet, Philosophen aber zu nennen eine Vielheit von dem andeuten würde, was doch absolute Einheit ist.

a) „offenen" fehlt in H.

b) Kant: mathematisch-gelehrte; korr. Vorländer (vgl. die letzte Zeile des obigen Textes).

stauration, sondern (vornehmlich wenn es gar einsames Schwelgen wird) Exhaustion; erschöpfende Arbeit, nicht belebendes Spiel der Gedanken. Der genießende Mensch, der im Denken während der einsamen Mahlzeit[a]) an sich selbst zehrt, verliert allmählich die Munterkeit, die er dagegen gewinnt, wenn ein Tischgenosse ihm durch seine abwechselnde Einfälle neuen Stoff zur Belebung darbietet, welchen er selbst nicht hat ausspüren dürfen.

Bei einer vollen Tafel, wo die Vielheit der Gerichte nur auf das lange Zusammenhalten der Gäste (*coenam ducere*) abgezweckt ist, geht die Unterredung gewöhnlich durch drei Stufen: 1. Erzählen, 2. Räsonnieren und 3. Scherzen. — A. Die Neuigkeiten des Tages, zuerst einheimische, dann auch auswärtige, durch Privatbriefe und Zeitungen eingelaufene. — B. Wenn dieser erste Appetit befriedigt ist, so wird die Gesellschaft schon lebhafter; denn weil beim Vernünfteln Verschiedenheit der Beurteilung über ein und dasselbe auf die Bahn gebrachte Objekt schwerlich zu vermeiden ist, und jeder doch von der seinigen eben nicht die geringste Meinung hat, so erhebt sich ein Streit, der den Appetit für Schüssel und Bouteille rege und nach dem Maße der Lebhaftigkeit dieses Streits und der Teilnahme an demselben auch gedeihlich macht. — C. Weil aber das Vernünfteln immer eine Art von Arbeit und Kraftanstrengung ist, diese aber durch einen während desselben ziemlich reichlichen Genuß endlich beschwerlich wird: so fällt die Unterredung natürlicherweise auf das bloße Spiel des Witzes, zum Teil auch dem anwesenden [281] Frauen|zimmer zu gefallen, auf welches die kleinen mutwilligen, aber nicht beschämenden Angriffe auf ihr Geschlecht[b]) die Wirkung tun, sich in ihrem Witz selbst vorteilhaft zu zeigen, und so endigt die Mahlzeit mit Lachen; welches, wenn es laut und gutmütig ist, die Natur durch Bewegung des Zwerchfells und der Eingeweide ganz eigentlich für den Magen zur Verdauung als zum körperlichen Wohlbefinden bestimmt hat; indessen daß die Teilnehmer

---

a) „während der einsamen Mahlzeit“ Zusatz des Drucks.
b) „auf ihr Geschlecht“ fehlt in H.

am Gastmahl wunder wieviel Geisteskultur in einer Absicht der Natur zu finden wähnen. — Eine Tafelmusik bei[a]) einem festlichen Schmause großer Herren ist das geschmackloseste Unding, was die Schwelgerei immer ausgesonnen haben mag.

Die Regeln eines geschmackvollen Gastmahls, das die Gesellschaft animiert, sind: a) Wahl eines Stoffs zur Unterredung, der alle interessiert und immer jemanden Anlaß gibt, etwas schicklich hinzuzusetzen. b) Keine tödliche Stille, sondern nur augenblickliche Pause in der Unterredung entstehen zu lassen. c) Den Gegenstand nicht ohne Not zu variieren und von einer Materie zu einer anderen abzuspringen: weil das Gemüt am Ende des Gastmahls wie am Ende eines Drama (dergleichen auch das zurückgelegte ganze Leben des vernünftigen Menschen ist) sich unvermeidlich mit der Rückerinnerung der mancherlei Akte des Gesprächs beschäftigt; wo denn, wenn es keinen Faden des Zusammenhangs herausfinden kann, es sich verwirrt fühlt und in der Kultur nicht fortgeschritten, sondern eher rückgängig geworden zu sein mit Unwillen inne wird. — Man muß einen Gegenstand, der unterhaltend ist, beinahe erschöpfen, ehe man zu einem anderen übergeht, und beim Stocken des Gesprächs etwas anderes damit Verwandtes zum Versuch in die Gesellschaft unbemerkt zu spielen verstehen: so kann ein einziger in der Gesellschaft unbemerkt und unbeneidet diese Leitung der Gespräche übernehmen. d) Keine Rechthaberei weder für sich noch für die Mitgenossen der Gesellschaft entstehen oder dauern zu lassen: vielmehr, da diese Unterhaltung kein Geschäft, sondern nur Spiel sein soll, jene Ernsthaftigkeit durch einen geschickt angebrachten Scherz abwenden. e) In dem ernstlichen Streit, der gleichwohl nicht zu vermeiden ist, sich selbst und seinen Affekt sorgfältig so in Disziplin zu erhalten, daß wechselseitige Achtung und Wohlwollen immer hervorleuchte; wobei es[b]) mehr auf den Ton (der nicht schreihälsig oder arrogant sein muß), als auf den Inhalt des Ge-

---

a) H und 1. Auflage: „in".
b) H und 1. Auflage: „welches".

sprächs ankommt: damit keiner der Mitgäste mit dem anderen entzweiet aus der Gesellschaft in die Häuslichkeit zurückkehre. |

[282] So unbedeutend diese Gesetze der verfeinerten Menschheit auch scheinen mögen, vornehmlich wenn man sie mit dem[a]) reinmoralischen vergleicht, so ist doch alles, was Geselligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenden Maximen oder[b]) Manieren bestände, ein die Tugend vorteilhaft kleidendes Gewand, welches der letzteren auch in ernsthafter Rücksicht zu empfehlen[c]) ist. — Der Purism des Zynikers und die Fleischestötung des Anachoreten ohne gesellschaftliches Wohlleben sind verzerrte Gestalten der Tugend und für diese nicht einladend; sondern, von den Grazien verlassen, können sie auf Humanität nicht Anspruch machen. |

---

a) H: „den".
b) „Maximen oder" fehlt in H.
c) H und 1. Auflage: „empfehlend".

Der Anthropologie

Zweiter Teil.

Die anthropologische[a] Charakteristik.

Von der Art, das Innere des Menschen aus dem Äußeren zu erkennen.

---

a) „anthropologische“ fehlt in H.

[285] Einteilung.

1. Der Charakter der Person, 2. der Charakter des Geschlechts, 3. der Charakter des Volks, 4. der Charakter der Gattung.

A.

Der Charakter der Person.

In pragmatischer Rücksicht bedient sich die allgemeine, natürliche (nicht bürgerliche) Zeichenlehre (*semiotica universalis*) des Worts Charakter in zwiefacher Bedeutung, da man teils sagt: ein gewisser Mensch hat diesen oder jenen (physischen) Charakter, teils: er hat überhaupt einen Charakter (einen moralischen), der nur ein einziger oder gar keiner sein kann. Das erste ist das Unterscheidungszeichen des Menschen als eines sinnlichen oder Naturwesens; das zweite desselben als eines vernünftigen, mit Freiheit begabten Wesens. Der Mann von Grundsätzen, von dem man sicher weiß, wessen man sich nicht etwa von seinem Instinkt, sondern von seinem Willen zu versehen hat, hat einen Charakter. — Daher kann man in der Charakteristik ohne Tautologie in dem, was zu seinem Begehrungsvermögen gehört (praktisch ist), das Charakteristische in a) Naturell oder Naturanlage, b) Temperament oder Sinnesart und c) Charakter schlechthin oder Denkungsart einteilen. — Die beiden ersteren Anlagen zeigen an, was sich aus dem Menschen machen läßt; die zweite (moralische), was er aus sich selbst zu machen bereit ist.

I.

Von dem Naturell.

Der Mensch hat ein gut Gemüt, bedeutet: er ist nicht störrisch, sondern nachgebend; er wird zwar aufgebracht, aber leicht besänftigt und | hegt keinen Groll (ist negativ- [286] gut). — Dagegen, um von ihm sagen zu können: „Er hat ein gut Herz“, ob dieses zwar auch zur Sinnesart gehört, will schon mehr sagen. Es ist ein Antrieb zum Praktisch-Guten, wenn es gleich nicht nach Grundsätzen verübt wird, so: daß der Gutmütige und Gutherzige beides Leute sind, die ein schlauer Gast brauchen kann, wie er will. — Und so geht das Naturell mehr (subjektiv) aufs Gefühl der Lust oder Unlust, wie ein Mensch vom anderen affiziert wird (und jenes kann hierin etwas Charakteristisches haben), als (objektiv) aufs Begehrungsvermögen; wo das Leben sich nicht bloß im Gefühl, innerlich, sondern auch in der Tätigkeit, äußerlich, obgleich bloß nach Triebfedern der Sinnlichkeit, offenbart. In dieser Beziehung besteht nun das Temperament, welches von einer habituellen (durch Gewohnheit zugezogenen) Disposition noch unterschieden werden muß: weil dieser keine Naturanlage, sondern bloße Gelegenheitsursachen zum Grunde liegen.

II.

Vom Temperament.

Physiologisch betrachtet versteht man, wenn vom Temperament die Rede ist, die körperliche Konstitution (den starken oder schwachen Bau) und Komplexion (das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper, worin die Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte mit begriffen ist).

Psychologisch aber erwogen, d. i. als Temperament der Seele (Gefühls- und Begehrungsvermögens), werden jene von der Blutbeschaffenheit entlehnte Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlichen bewegenden Ursachen (worunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.

Da ergibt sich nun: daß die Temperamente, die wir bloß der Seele beilegen, doch wohl insgeheim das Körperliche im Menschen auch zur mitwirkenden Ursache haben mögen: — ferner daß, da sie erstlich die Obereinteilung derselben in Temperamente des Gefühls und der Tätigkeit zulassen, zweitens jede derselben mit Erregbarkeit der Lebenskraft (*intensio*) oder Abspannung (*remissio*) derselben verbunden werden kann[a]), — gerade nur vier einfache Temperamente (wie in den 4 syllogistischen Figuren durch den *medius terminus*) aufgestellt werden können: das sanguinische, das melancholische, das [287] cholerische und das phlegma|tische; wodurch dann die alten Formen beibehalten[b]) werden können und nur eine dem Geist dieser Temperamentenlehre angepaßte bequemere Deutung erhalten.

Hiebei dient der Ausdruck der Blutbeschaffenheit nicht dazu, die Ursache der Phänomene des sinnlich affizierten Menschen anzugeben — es sei nach der Humoral- oder der Nervenpathologie[c]) —, sondern sie nur den beobachteten Wirkungen nach zu klassifizieren; denn man verlangt nicht, vorher zu wissen, welche chemische Blutmischung es sei, die zur Benennung einer gewissen Temperamentseigenschaft berechtige, sondern welche Gefühle und Neigungen man bei der Beobachtung des Menschen zusammengestellt, um für ihn den Titel einer besonderen Klasse schicklich anzugeben.

Die Obereinteilung der Temperamentenlehre kann also die sein: in Temperamente des Gefühls[d]) und Temperamente der Tätigkeit, und diese kann durch Untereinteilung wiederum in zwei Arten zerfallen, die zusammen die 4 Temperamente geben. — Zu den Temperamenten des

---

a) H und 1. Auflage: „können".

b) H und 1. Auflage: „fein beibehalten".

c) Vor dem besonders durch Virchow geförderten Aufkommen der Zellularpathologie waren die beiden hauptsächlichsten Richtungen die beiden obengenannten, von denen die Humoralpathologen die Säfte (humores) des Körpers als Ausgangspunkt der Krankheiten ansahen, die Solidar- oder Nervenpathologen feste Teile, in erster Linie die Nerven.

d) H und 1. Auflage: „der Empfindung".

Gefühls[a]) zähle ich nun das sanguinische, A, und sein Gegenstück, das melancholische, B. — Das erstere hat nun die Eigentümlichkeit, daß die Empfindung schnell und stark affiziert wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft ist); dagegen in dem zweiten die Empfindung weniger auffallend ist, aber sich tief einwurzelt. Hierin muß man diesen Unterschied der Temperamente des Gefühls, und nicht in den Hang zur Fröhlichkeit oder Traurigkeit setzen. Denn der Leichtsinn der[b]) Sanguinischen disponiert zur Lustigkeit, der Tiefsinn dagegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt dem Frohsinn seine leichte Veränderlichkeit, ohne darum eben Traurigkeit zu bewirken. — Weil aber alle Abwechslung, die man in seiner Gewalt hat, das Gemüt überhaupt belebt und stärkt, so ist der, welcher alles, was ihm begegnet, auf die leichte Achsel nimmt, wenngleich nicht weiser, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die seine Lebenskraft starren machen[c]).

I.

Temperamente des Gefühls.

A.

Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen.

Der Sanguinische gibt seine Sinnesart an folgenden Äußerungen zu erkennen. Er ist sorglos und von guter Hoffnung; gibt jedem Dinge | für den Augenblick eine [288] große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verspricht ehrlicherweise, aber hält nicht Wort: weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend sein werde. Er ist gutmütig genug, anderen Hilfe zu leisten, ist aber ein schlimmer

a) H und 1. Auflage: der Empfindung
b) H und 1. Auflage: „des".
c) 2. Auflage: „macht".

Schuldner und verlangt immer Fristen. Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gerne große Wichtigkeit geben (*Vive la bagatelle!*) und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reuet, der aber diese Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften und ist doch rastlos beschäftigt in dem, was bloß Spiel ist: weil dieses Abwechslung bei sich führt und das Beharren seine Sache nicht ist.

B.

Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie Gestimmte (nicht der Melancholische; denn das bedeutet einen Zustand, nicht den bloßen Hang zu einem Zustande) gibt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit, findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten, sowie dagegen der Sanguinische von der Hoffnung des Gelingens anhebt: daher jener auch tief, sowie dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich: weil ihm das Worthalten teuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht daß dieses alles aus moralischen Ursachen geschähe (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede), sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit und ihn eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Übrigens ist diese Gemütsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbteil des Sanguinischen ist, wenigstens dem Anreize nach entgegen: weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich anderen gönnen wird. |

II. [289]

Temperamente der Tätigkeit.

C.

Das cholerische Temperament des Warmblütigen.

Man sagt von ihm: er ist hitzig, brennt schnell auf wie Strohfeuer, läßt sich durch Nachgeben des anderen bald besänftigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen, und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Tätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum weil er es nicht anhaltend ist, und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu tun und will laut gepriesen sein. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gerne in Schutz und ist dem Scheine nach großmütig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr[a]) selbst. — Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger, als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu sein; ist höflich, aber mit Zeremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gerne irgendeinen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geizige durch seine habsüchtigen: weil ein bißchen kaustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst, indessen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — — Mit einem Wort, das cholerische Temperament ist unter allen[b]) am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

---

a) H: „nur“.

b) „allen“ ist erst in der 3. Auflage aus „allem“ verbessert.

D.

Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen.

Phlegma bedeutet Affektlosigkeit, nicht Trägheit (Leblosigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum nicht sofort[a]) einen Phlegmatiker oder ihn phlegmatisch nennen und ihn unter diesem Titel in die Klasse der Faulenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Untätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht [290] bewegen zu lassen. Die Unempfind | lichkeit dafür ist willkürliche Unnützlichkeit, und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

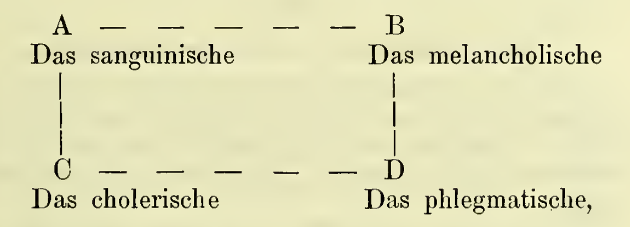
Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft: nicht leicht oder rasch, aber, wenngleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. — Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er gerät nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn anderseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinkt ausgehend, hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn selbst im gemeinen Leben oft den Philosophen. Durch dieses ist er anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeschnellte Ballisten und Katapulten prallen von ihm als einem Wollsack ab. Er ist ein verträglicher Ehemann und weiß sich die Herrschaft über Frau und Verwandte zu verschaffen, indessen daß er scheint allen zu Willen zu sein, weil er durch seinen

a) So nach H; der Druck stellt schlechter: „sofort nicht“.

unbiegsamen, aber überlegten Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht: wie Körper, welche mit kleiner Masse und großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, durchbohren, mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegenstehende Hindernis mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

Wenn ein Temperament die Beigesellung eines anderen sein soll — wie das gemeiniglich geglaubt wird —, z. B.



so *widerstehen* sie entweder einander, oder sie *neutralisieren* sich. Das erstere geschieht, wenn das sanguinische mit dem melancholischen, imglei|chen wenn das [291] cholerische mit dem phlegmatischen in einem und demselben Subjekt als vereinigt gedacht werden will: denn sie (A und B, imgleichen C und D) stehen gegeneinander im Widerspruch. — Das zweite, nämlich die Neutralisierung, würde in der (gleichsam chemischen) *Mischung* des sanguinischen mit dem cholerischen und des melancholischen mit dem phlegmatischen (A und C, imgleichen B und D) geschehen. Denn die gutmütige Fröhlichkeit kann nicht in demselben Akt mit dem abschreckenden Zorn zusammenschmelzend gedacht werden, ebensowenig wie die Pein des Selbstquälers mit der zufriedenen Ruhe des sich selbst gnugsamen Gemüts. — Soll aber einer dieser zwei Zustände in demselben Subjekt mit dem anderen wechseln, so gibt das bloße Launen, aber kein bestimmtes Temperament ab.

Also gibt es keine *zusammengesetzte* Temperamente, z. B. ein sanguinisch-cholerisches (welches die Windbeutel alle haben wollen, indem sie alsdann gnädige, aber doch auch strenge Herren zu sein vorgaukeln), sondern es

in allem deren nur vier und jedes[a]) derselben einfach, und man weiß nicht, was aus dem Menschen gemacht werden soll, der sich ein gemischtes zueignet.

Frohsinn und Leichtsinn, Tiefsinn und Wahnsinn, Hochsinn und Starrsinn, endlich Kaltsinn und Schwachsinn sind nur als Wirkungen des Temperaments in Beziehung auf ihre Ursache unterschieden*).

III.

Vom Charakter als der Denkungsart.

Von einem Menschen schlechthin sagen zu können: „Er hat einen Charakter“ heißt sehr viel von ihm nicht allein [292] gesagt, sondern auch | gerühmt; denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt.

Wenn man unter dieser Benennung überhaupt das versteht, wessen man sich zu ihm sicher zu versehen hat, es mag Gutes oder Schlimmes sein, so pflegt man dazuzusetzen: er hat diesen oder jenen Charakter, und dann

---

*) Welchen Einfluß die Verschiedenheit des Temperaments auf die öffentlichen Geschäfte, oder umgekehrt diese (durch die Wirkung, die die gewohnte Übung in diesen auf jenes hat) haben[b]), will man dann auch teils durch Erfahrung, teils auch mit Beihilfe der mutmaßlichen Gelegenheitsursachen erklügelt haben. So heißt es z. B.

In der Religion ist der Choleriker orthodox,
der Sanguinische Freigeist,
der Melanch. Schwärmer[c]),
der Phleg. Indifferentist.“

Allein das sind so hingeworfene Urteile, die für die Charakteristik so viel gelten, als skurrilischer Witz ihnen einräumt (valent[d]), quantum possunt)[e]).

---

a) Kant: „jede“, korr. Schubert.

b) Kant: „den die ... diesem auf jenen) hat“; korr. Menzer.

c) In der Handschrift hieß es ursprünglich:
„Im öffentlichen Amt der Chol. — Ordnunghaltend
Sanguin. — nachlässig
Mel. — peinlich.“

d) H und 1. Auflage: „valeant“.

e) In H folgen die Worte: „Und man kann den Juristen in ähnlicher Weise parodieren.“

bezeichnet der Ausdruck die Sinnesart. — Einen Charakter aber schlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subjekt sich selbst an bestimmte praktische Prinzipien bindet, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft sein dürften, so hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln (nicht wie in einem Mückenschwarm bald hiehin bald dahin abzuspringen), etwas Schätzbares und selbst[a]) Bewundernswürdiges in sich; wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Es kommt hiebei nicht auf das an, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst macht; denn das erstere gehört zum Temperament (wobei das Subjekt großenteils passiv ist), und nur das letztere gibt zu erkennen, daß er einen Charakter habe.

Alle andere gute und nutzbare Eigenschaften desselben haben einen Preis, sich gegen andere, die ebensoviel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen **Marktpreis**, denn der Landes- oder Gutsherr kann einen solchen Menschen auf allerlei Art brauchen; — das Temperament einen **Affektionspreis**; man kann sich mit ihm gut unterhalten, er ist ein angenehmer Gesellschafter; — aber — der Charakter hat einen inneren **Wert***) und ist über allen Preis erhaben. |

*) Ein Seefahrer hörte in einer Gesellschaft dem Streite zu, den Gelehrte über den Rang unter sich nach ihren Fakultäten führten. Er entschied ihn auf seine Art, nämlich: wieviel ihm wohl ein Mensch, den er gekapert hätte, beim Verkauf auf dem Markt in Algier einbringen würde. Den Theologen und Juristen kann dort kein Mensch brauchen; aber der Arzt versteht ein Handwerk und kann für bar gelten. — König Jakob I. von England wurde von der Amme, die ihn gesäugt hatte, gebeten: er möchte doch ihren Sohn zum Gentleman (feinen [b]) Mann) machen. Jakob antwortete: „Das kann ich nicht; ich kann ihn wohl zum Grafen, aber zum Gentleman muß er sich selbst machen." — Diogenes (der Zyniker) ward (wie die vorgebliche Geschichte lautet) [c]) auf

a) „selbst" fehlt im Druck.

b) Kant: „feinem"; korr. Vorländer.

c) Diog. Laert. VI 2, 74 [Külpe]; „wie ... lautet" Zusatz des Drucks.

[293] Von den Eigenschaften, die bloß daraus folgen, daß der Mensch einen Charakter hat oder ohne Charakter ist.

1. Der Nachahmer (im Sittlichen) ist ohne Charakter; denn dieser besteht eben in der Originalität der Denkungsart. Er schöpft aus einer von ihm selbst geöffneten Quelle seines Verhaltens. Darum aber darf der Vernunftmensch doch auch nicht Sonderling sein; ja er wird es niemals sein, weil er sich auf Prinzipien fußt, die für jedermann gelten. Jener ist der Nachäffer des Mannes, der einen Charakter hat. Die Gutartigkeit aus Temperament ist ein Gemälde aus Wasserfarben und kein Charakterzug; dieser aber in Karrikatur gezeichnet, ist ein frevelhafter Spott über den Mann von wahrem Charakter getrieben: weil er das Böse, was einmal zum öffentlichen Gebrauch (zur Mode) geworden, nicht mitmacht und so als ein Sonderling dargestellt[a]) wird.

2. Die Bösartigkeit als Temperamentsanlage ist doch weniger schlimm, als die Gutartigkeit der letzteren ohne Charakter; denn durch den letzteren kann man über die erstere die Oberhand gewinnen. — Selbst ein Mensch von bösem Charakter (wie Sylla), wenn er gleich durch die Gewalttätigkeit seiner festen Maximen Abscheu erregt, ist doch zugleich ein Gegenstand der Bewunderung: wie

---

einer Seereise bei der Insel Kreta weggekapert und auf dem Markte bei einem öffentlichen Sklavenverkauf ausgeboten. „Was kannst du, was verstehst du?“ fragte ihn der Mäkler, der ihn auf eine Erhöhung gestellt hatte. „Ich verstehe zu regieren,“ antwortete der Philosoph, „und du suche mir einen Käufer, der einen Herren nötig hat.“ Der Kaufmann, über dieses seltsame Ansinnen in sich selbst gekehrt, schlug zu in diesem seltsamen Handel: indem er seinen Sohn dem letzteren zur Bildung übergab, aus ihm zu machen, was er wollte, selbst aber einige Jahre in Asien Handlung trieb und dann seinen vorher ungeschlachten Sohn in einen geschickten. wohlgesitteten, tugendhaften Menschen umgebildet zurück erhielt. — — So ungefähr kann man die Gradation des Menschenwerts schätzen.

---

a) H und 1. Auflage: „vorgestellt“.

Seelenstärke überhaupt in Vergleichung mit Seelengüte, welche freilich beide in dem Subjekt vereinigt angetroffen werden müssen, um das herauszubringen, was mehr Ideal als in der Wirklichkeit ist, nämlich: zum Titel der Seelengröße berechtigt zu sein.

3. Der steife, unbiegsame Sinn bei einem gefaßten Vorsatz (wie etwa an Karl XII.) ist zwar eine dem Charakter sehr günstige Naturanlage, aber noch nicht ein bestimmter Charakter überhaupt. Denn dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft und moralisch-praktischen Prinzipien hervorgehen. Daher kann man nicht füglich sagen: die Bosheit dieses Menschen ist eine Charaktereigenschaft desselben; denn alsdann wäre sie teuflisch; der Mensch aber billigt das Böse in sich nie, und so gibt es | eigentlich keine Bosheit aus Grundsätzen, sondern nur [294] aus Verlassung derselben. — —

* * *

Man tut also am besten, wenn man die Grundsätze, welche den Charakter betreffen, negativ vorträgt. Sie sind:

a) Nicht vorsätzlich unwahr zu reden; daher auch behutsam zu sprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerrufens auf sich ziehe.

b) Nicht heucheln; vor den Augen gut gesinnt scheinen, hinter dem Rücken aber feindselig sein.

c) Sein (erlaubtes) Versprechen nicht brechen; wozu auch gehört: selbst das Andenken einer Freundschaft, die nun gebrochen ist, noch zu ehren und die ehemalige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des anderen nicht[a]) nachher zu mißbrauchen.

d) Sich nicht mit schlechtdenkenden Menschen in einen Geschmacksumgang einzulassen und, des *noscitur ex socio usw.*[b]) eingedenk, den Umgang nur auf Geschäfte einzuschränken.

---

a) „und . . . nicht" fehlt in H.

b) Vollständig: „noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se" (so in Kants Vorlesungen über Anthropol. 1789/90 S. 130) = „An dem Gefährten erkennt man den, den man nicht aus sich selbst erkennt".

e) Sich an die Nachrede aus dem seichten und boshaften Urteil anderer nicht zu kehren; denn das Gegenteil verrät schon Schwäche; wie auch die Furcht des Verstoßes wider die Mode, welche ein flüchtiges, veränderliches Ding ist, zu mäßigen[a] und, wenn sie denn schon einige Wichtigkeit des Einflusses bekommen hat, ihr Gebot wenigstens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen[b].

Der Mensch, der sich eines Charakters in seiner Denkungsart bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann auch annehmen: daß die Gründung desselben gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse Feierlichkeit der Angelobung, die er sich selbst tut, sie und den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche[c] ihm unvergeßlich mache. — Erziehung, Beispiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen überhaupt nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Überdruß am schwankenden Zustande des Instinkts auf einmal erfolgt, bewirken[d]. Vielleicht werden nur wenige sein, die diese Revolution vor dem dreißigsten Jahre versucht, und noch wenigere, die sie vor dem vierzigsten fest gegründet haben. — Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, währenddessen man an einem anderen ar-[295]beitet; | die Gründung eines Charakters aber ist absolute Einheit des inneren Prinzips des Lebenswandels überhaupt. — Auch sagt man: daß Poeten keinen Charakter haben, z. B. ihre besten Freunde zu beleidigen, ehe sie einen witzigen Einfall aufgäben; oder daß er bei Hofleuten, die sich in alle Formen fügen müssen, gar nicht zu suchen sei, und daß es[e] bei Geistlichen, die dem Herrn des Himmels,

---

a) „zu mäßigen" Zusatz der 2. Auflage.

b) Statt „ihr . . . auszudehnen" hat die Handschrift: „es doch besser ist, wie man sagt, ein Narr in der Mode als ein Narr außer der Mode zu sein".

c) „und . . . Epoche" fehlt in H.

d) 1. Auflage: „bewirkt werden".

e) „sei, und daß es" Zusatz der 2. Auflage.

zugleich aber auch den Herren der Erde in einerlei Stimmung[a]) den Hof machen, mit der Festigkeit des Charakters nur mißlich bestellt sei, daß also einen inneren (moralischen[c])) Charakter zu haben wohl nur ein frommer Wunsch sei und bleiben werde. Vielleicht aber sind wohl gar die Philosophen daran schuld: dadurch daß sie diesen Begriff noch nie abgesondert in ein gnugsam helles Licht gesetzt und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.

Mit einem Worte: Wahrhaftigkeit im Inneren des Geständnisses vor sich selbst und zugleich im Betragen gegen jeden anderen, sich zur obersten Maxime gemacht, ist der einzige Beweis des Bewußtseins eines Menschen, daß er einen Charakter hat; und da diesen zu haben das Minimum ist, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des inneren Werts (der Menschenwürde): so muß, ein Mann von Grundsätzen zu sein (einen bestimmten Charakter zu haben), der gemeinsten Menschenvernunft möglich und dadurch dem größten Talent der Würde nach überlegen sein.

Von der Physiognomik.

Sie ist die Kunst[c]), aus der sichtbaren Gestalt eines Menschen, folglich aus dem Äußeren das Innere desselben zu beurteilen; es sei seiner Sinnesart oder Denkungsart nach. — Man beurteilt ihn hier nicht in seinem krankhaften, sondern gesunden Zustande; nicht wenn sein Gemüt in Bewegung, sondern wenn es in Ruhe ist. — Es versteht sich von selbst, daß: wenn der, welchen man in dieser Absicht beurteilt, inne wird, daß man ihn beobachte und sein Inneres ausspähe, sein Gemüt nicht in Ruhe, sondern im Zustande des Zwanges und der inneren Bewegung, ja selbst des Unwillens sei, sich eines anderen Zensur ausgesetzt zu sehen.

---

a) „in einerlei Stimmung“ Zusatz des Drucks.
b) „moralischer“ desgl.
c) H und 1. Auflage: „Lehre“.

Wenn eine Uhr ein gefälliges Gehäuse hat, so kann man daraus (sagt ein berühmter Uhrmacher) nicht mit Sicherheit urteilen, daß auch das Innere gut sei; ist das [296] Gehäuse aber schlecht gearbeitet, so kann man | mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß auch das Innere nicht viel tauge; denn der Künstler wird doch ein fleißig und gut gearbeitetes Werk dadurch nicht in Mißkredit bringen, daß er das Äußere desselben, welches die wenigste Arbeit kostet, vernachlässigt. — Aber nach der Analogie eines menschlichen Künstlers mit dem unerforschlichen Schöpfer der Natur wäre es ungereimt, auch hier zu schließen: daß er etwa einer guten Seele auch einen schönen Leib werde beigegeben haben, um den Menschen, den er schuf, bei anderen Menschen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt einen von dem anderen (durch das *hic niger est, hunc tu, Romane, caveto*[a]) abgeschreckt haben werde. Denn der Geschmack, der einen bloß subjektiven Grund des Wohlgefallens oder Mißfallens eines Menschen an dem anderen (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der Weisheit, welche objektiv das Dasein derselben mit gewissen Naturbeschaffenheiten zum Zweck hat (den wir schlechterdings nicht einsehen können), nicht zur Richtschnur dienen, um diese zwei heterogenen Dinge als in einem und demselben Zweck vereinigt im Menschen anzunehmen.

Von der Leitung der Natur zur Physiognomik.

Daß wir dem, welchem wir uns anvertrauen sollen, er mag uns auch noch so gut empfohlen sein, vorher ins Gesicht, vornehmlich in die Augen sehen, um zu erforschen, wessen wir uns gegen ihn zu versehen haben, ist ein Naturantrieb, und das Abstoßende oder Anziehende in seiner Gebärdung entscheidet über unsere Wahl, oder macht uns auch bedenklich, ehe wir noch seine Sitten erkundigt haben, und so ist nicht zu streiten, daß es eine physiognomische Charakteristik gebe, die aber nie eine Wissen-

---

a) Dieser bekannte Vers (zu deutsch: „der ist schwarz; vor dem, Römer, mußt du dich hüten") stammt aus Horaz' Satiren (I 4, v. 85).

schaft werden kann: weil die Eigentümlichkeit einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjekts hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann; wo die Menschengestalt im allgemeinen nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere innere Eigenschaft des Menschen im Inneren hindeuten soll, der Beurteilung ausgesetzt wird.

Nachdem die Karikaturzeichnungen menschlicher Köpfe von Baptista Porta[a]), welche Tierköpfe nach der Analogie mit gewissen charakteristischen Menschengesichtern verglichen darstellen und daraus auf eine Ähn | lichkeit der [297] Naturanlagen in beiden schließen sollten, längst vergessen, Lavaters weitläuftige, durch Silhouetten zu einer eine Zeitlang allgemein beliebten und wohlfeilen Ware gewordene Verbreitung dieses Geschmacks aber neuerdings ganz verlassen worden; — nachdem fast nichts mehr als etwa die doch zweideutige Bemerkung (des Hrn. v. Archenholz)[b]) übriggeblieben ist: daß das Gesicht eines Menschen, das man durch eine Grimasse für sich allein nachahmt, auch zugleich gewisse Gedanken oder Empfindungen rege mache, die mit dem Charakter desselben übereinstimmen, — so ist die Physiognomik, als Ausspähungskunst des Innern im Menschen vermittelst gewisser äußerer unwillkürlich gegebener Zeichen, ganz aus der Nachfrage gekommen und nichts von ihr übriggeblieben, als die Kunst der Kultur des Geschmacks und zwar nicht an Sachen, sondern an Sitten, Manieren und Gebräuchen, um durch eine Kritik, welche dem Umgange mit Menschen und der Menschenkenntnis überhaupt beförderlich wäre, dieser zu Hilfe zu kommen.

---

a) Giambattista Porta aus Neapel (1540—1615): De humana physiognomonia l. IV (1580).

b) Joh. Wilh. v. Archenholz (1743—1812), heute noch bekannt durch seine Geschichte des 7jährigen Krieges, gab 1782—91 die schon S. 157 u. 160 erwähnte Zeitschrift *Literatur und Völkerkunde* heraus, in deren IV. Band S. 859 sich (nach Külpe) die von Kant zitierte Äußerung dem Sinne nach findet.

Einteilung der Physiognomik.

Von dem Charakteristischen 1. in der Gesichtsbildung, 2. in den Gesichtszügen, 3. in der habituellen Gesichtsgebärdung (den Mienen).

A.

Von der Gesichtsbildung.

Es ist merkwürdig: daß die griechischen Künstler auch ein Ideal der Gesichtsbildung (für Götter und Heroen) im Kopfe hatten, welches immerwährende Jugend und zugleich von allen Affekten freie Ruhe — in Statuen[a]), Kameen und Intaglios[b]) —, ohne einen Reiz hineinzulegen, ausdrücken sollte. — Das griechische perpendikuläre Profil macht die Augen tiefer liegend, als es nach unserem Geschmack (der auf den Reiz angelegt ist) sein sollte, und selbst eine mediceische Venus entbehrt desselben. — Die Ursache davon mag sein: daß, da das Ideal eine bestimmte, unabänderliche Norm sein soll, eine aus dem Gesicht von der Stirn in einem Winkel abspringende Nase (wo dann der Winkel größer oder kleiner sein kann) keine bestimmte Regel der Gestalt, wie es doch das, was zur Norm gehört, erfordert, — abgeben würde. Auch haben die neueren Griechen unerachtet ihrer sonst dem [298] übrigen Körperbau nach schönen Bildung | doch jene ernste Perpendikularität des Profils[c]) in ihrem Gesichte nicht, welches jene Idealität in Ansehung der Kunstwerke[d]) als Urbilder zu beweisen scheint. — Nach diesen mythologischen Mustern kommen die Augen tiefer zu liegen und werden an der Nasenwurzel etwas in Schatten gestellt; dagegen man die für schön gehaltenen Gesichter der Menschen jetziger Zeiten mit einem kleinen Absprung der

---

a) „Statuen" Zusatz der 2. Auflage.

b) = Gemmen mit vertieft eingeschnittenen Verzierungen, während sie bei den Kameen erhaben sind.

c) „des Profils" fehlt in H.

d) H und 1. Auflage: „Gemmen".

Nase von der Gichtung[a]) der Stirn (Einbucht an der Nasenwurzel) schöner findet[b]).

Wenn wir über Menschen, so wie sie wirklich sind, unseren Beobachtungen nachgehen, so zeigt sich: daß eine genau abgemessene Regelmäßigkeit gemeiniglich einen sehr ordinären Menschen, der ohne Geist ist, anzeige. Das Mittelmaß scheint das Grundmaß und die Basis der Schönheit, aber lange noch nicht die Schönheit selbst zu sein, weil zu dieser etwas Charakteristisches erfordert wird[c]). — Man kann aber dieses Charakteristische auch ohne Schönheit in einem Gesichte antreffen, worin der Ausdruck ihm doch, obgleich in anderer (vielleicht moralischen oder ästhetischen) Beziehung, sehr zum Vorteil spricht; d. i. an einem Gesichte bald hier bald da an Stirn, Nase, Kinn oder Farbe des Haares usw. tadeln[c]), dennoch aber gestehen, daß für die Individualität der Person es doch empfehlender sei, als wenn die Regelmäßigkeit vollkommen wäre: weil diese gemeinhin[d]) auch Charakterlosigkeit bei sich führt.

Häßlichkeit aber soll man keinem Gesichte vorrücken, wenn es nur in seinen Zügen nicht den Ausdruck eines durch Laster verdorbenen Gemüts, oder auch einen natürlichen, aber unglücklichen Hang dazu verrät: zum Beispiel einen gewissen Zug des hämisch Lächlenden, sobald er spricht, oder auch der Dummdreustigkeit, ohne mildernde Sanftheit im Anblick dem anderen ins Gesicht zu schauen und dadurch zu äußern, daß man sich aus jenes seinem Urteile nichts mache. — Es gibt Männer, deren Gesicht (wie der Franzose spricht) rebarbaratif[e]) ist, mit denen man, wie man sagt, Kinder zu Bett jagen kann, oder die ein von Pocken zerrissenes und groteskes, oder, wie der Holländer es nennt, wanschapenes (gleichsam im

a) 1. Auflage: „Richtung".
b) Dieser ganze Satz fehlt in H.
c) „weil . . . wird" fehlt in H., worauf es dann weiter heißt: „Man kann daher in einem schönen Gesicht bald hier die etwas zu schmale Stirn oder das breitere Kinn oder die Farbe des Haares usw. tadeln".
d) „gemeinhin" Zusatz des Drucks.
e) = abstoßend.

Wahn, im Traume gedachtes) Gesicht haben; aber doch zugleich so viel Gutmütigkeit und Frohsinn zeigen, daß sie über ihr eigenes Gesicht ihren Spaß treiben, das daher keineswegs häßlich genannt werden darf, ob sie es wohl[a]) gar nicht übelnehmen, wenn eine Dame von ihnen (wie von dem Pelisson bei der *Académie française*[b])) sagt: „Pelisson mißbraucht die Erlaubnis, die die Männer haben, häßlich zu sein." Noch ärger und[c]) dümmer ist es: wenn [299] ein Mensch, von dem man Sitten erwar|ten darf, einem Gebrechlichen wie der Pöbel seine körperliche Gebrechen[d]) sogar, welche oft nur die geistigen Vorzüge zu erhöhen dienen, gar vorrückt; welches, wenn es gegen in früher Jugend Verunglückte geschieht (durch: du blinder, du lahmer Hund), sie wirklich bösartig und sie gegen Wohlgebildete, die sich darum besser dünken, nach und nach erbittert macht.

Sonst sind die einheimischen ungewohnten Gesichter der Fremden für Völker, die aus ihrem Lande nie herauskommen, gemeiniglich ein Gegenstand des Spottes für diese. So rufen die kleinen Jungen in Japan, indem sie den dorthin handelnden Holländern nachlaufen: „O welche große Augen, welche große Augen!", und den Chinesen kommen die roten Haare mancher Europäer, die ihr Land besuchen, widrig, die blauen Augen derselben aber lächerlich vor.

Was die bloßen Hirnschädel betrifft und ihre Figur, welche die Basis ihrer Gestalt ausmacht, z. B. die der Neger, der Kalmücken, der Südsee-Indianer u. a., so wie sie von Camper und vorzüglich von Blumenbach[e]) beschrieben

---

a) „wohl" Zusatz der 2. Auflage.

b) Mad. de Sévigné von dem französischen Akademiker Pellisson (1624—93).

c) H und 1. Auflage: „und zugleich".

d) Druck: „Verbrechen".

e) Diese beiden Naturforscher, der holländische Anatom Peter Camper (1722—89) und der Göttinger Anthropologe und Mediziner J. F. Blumenbach (1752—1840), mit dem Kant auch persönliche Beziehungen hatte [s. Vorländer, Kants Leben S. 151 und 153], werden von dem Philosophen öfters erwähnt, z. B. *Streit der Facultäten* (Phil. Bibl. Bd. 46d) S. 136 und *Kritik d. Urteilskraft* (ebd. Bd. 39) S. 165, 306, 311.

werden: so gehören die Bemerkungen darüber mehr zur physischen Geographie, als zur pragmatischen Anthropologie. Ein Mittleres zwischen beiden kann die Bemerkung sein: daß die Stirn des männlichen Geschlechts auch bei uns flach, die des weiblichen aber mehr kuglig zu sein pflegt.

Ob ein Hügel[a]) auf der Nase einen Spötter anzeige, — ob die Eigenheit der Gesichtsbildung der Chinesen, von denen man sagt, daß der untere Kinnbacken etwas über den oberen[b]) hervorrage, eine Anzeige ihres Starrsinnes[c]), oder der Amerikaner ihre, deren Stirn von beiden Seiten mit Haaren verwachsen ist, ein Zeichen eines angeborenen Schwachsinnes sei usw., sind Konjekturen, die eine nur unsichere Auslegung verstatten.

B.

Von dem Charakteristischen in den Gesichtszügen.

Einem Manne schadet es, selbst im Urteile des weiblichen Geschlechts, nicht, in seinem Gesicht durch Hautfarbe oder Pockennarben verunstaltet und unlieblich geworden zu sein; denn wenn Gutmütigkeit in seinen Augen, und zugleich der Ausdruck des Wackeren im Bewußtsein seiner Kraft, mit Ruhe verbunden, aus seinen Blicken hervorleuchtet, so kann er immer beliebt und liebenswürdig sein und dafür allgemein gelten. — Man scherzt mit solchen und ihrer Liebenswürdigkeit (*per antiphrasin*), | und eine Frau kann auf den Besitz eines solchen Ehemannes [300] stolz sein. Ein solches Gesicht ist nicht[d]) Karikatur, denn diese ist vorsätzlich-übertriebene Zeichnung (Verzerrung) des Gesichts im Affekt, zum Auslachen ersonnen, und ge-

---

a) H und 1. Auflage: „Hübel“.

b) Kant: „die obere“; korr. Külpe.

c) Hinter „Starrsinnes“ folgt in H: „auch auf ihr Temparament einen Einfluß habe u. dgl., diese Fragen gehören zur vergleichenden Tierphysiognomie“.

d) H und 1. Auflage haben statt dessen: „Das sind nicht Zeichnungen in“.

hört zur Mimik; es muß vielmehr[a]) zu einer Varietät gezählt werden, die in der Natur liegt, und ist kein Fratzengesicht zu nennen (welches abschreckend wäre), sondern kann Liebe erwecken[b]), ob es gleich nicht lieblich und, ohne schön zu sein, doch nicht häßlich ist*).

C.

Von dem Charakteristischen der Mienen[c]).

Mienen sind ins Spiel gesetzte Gesichtszüge, und in dieses wird man durch mehr oder weniger starken Affekt gesetzt, zu welchem der Hang ein Charakterzug des Menschen ist.

Es ist schwer, den Eindruck eines Affekts durch keine Miene zu verraten; sie verrät sich durch die peinliche Zu-

---

*) Heidegger, ein deutscher Musikus in London, war ein abenteuerlich gestalteter, aber aufgeweckter und gescheuter Mann, mit dem auch Vornehme der Konversation halber gerne in Gesellschaft waren. — Einsmals fiel es ihm ein, in einer Punschgesellschaft gegen einen Lord zu behaupten: daß er das häßlichste Gesicht in London sei. Der Lord sann nach und schlug eine Wette vor, daß er ihm ein noch häßlicheres aufstellen wollte, und nun ließ er ein versoffenes Weib rufen, bei deren Anblick die ganze Gesellschaft in ein helles Lachen geriet und ausrief: „Heidegger! Ihr habt die Wette verloren!" — „Das geht so geschwind nicht", antwortete dieser; „denn nun laßt das Weib meine Perrücke und ich will ihre Kornette aufsetzen; dann wollen wir sehen." Wie das geschah, so fiel alles ins Lachen bis zum Sticken: denn das Weib sah wie ein ganz manierlicher Mann, der Kerl aber wie eine Hexe aus. Dies beweist, daß, um jemanden[d]) schön, wenigstens erträglich hübsch zu heißen, man sein Urteil nicht schlechthin, sondern immer nur relativ fällen muß, und daß für einen Kerl jemand darum noch gar nicht häßlich heißen[e]) dürfe, weil er etwa nicht hübsch ist. — Nur ekelhafte Leibesschäden im Gesicht können zu diesem Ausspruch[f]) berechtigen.

---

a) H und 1. Auflage: „Jene Zeichnung muß".
b) H und 1. Auflage: „was geliebt werden kann".
c) Diese Überschrift ist Zusatz der 2. Auflage.
d) „jemanden" Zusatz der 2. Auflage.
e) H und 1. Auflage: „jemand für gar nicht häßlich gelten".
f) 1. Auflage: „Anspruch".

rückhaltung in der Gebärde oder im Ton von[a]) selbst, und wer zu schwach ist, seine Affekten zu beherrschen, bei dem wird auch das Mienenspiel (wider den Dank seiner Vernunft) das Innere bloßstellen, was er gern verbergen und den Augen anderer entziehen möchte. Aber die, welche in dieser Kunst Meister sind, werden, wenn man sie doch errät, nicht eben für die besten Menschen, mit denen man im Vertrauen handeln kann, gehalten; vornehmlich wenn sie Mienen zu künsteln geübt sind, die dem, was sie tun, widersprechen. |

Die Auslegungskunst der Mienen, welche unvorsätzlich [301] das Innere verraten, aber doch hiebei vorsätzlich lügen, kann zu vielen artigen Bemerkungen Anlaß geben, wovon ich nur einer Erwähnung tun will. — Wenn jemand, der sonst nicht schielt, indem er erzählt, sich auf die Spitze seiner Nase sieht und so schielt, so ist das, was er erzählt, jederzeit gelogen. — Man muß aber ja nicht den gebrechlichen Augenzustand eines Schielenden dahin zählen, der von diesem Laster ganz frei sein kann[b]).

Sonst gibt es von der Natur konstituierte Gebärdungen, durch welche sich Menschen von allen Gattungen und Klimaten einander auch ohne Abrede verstehen. Dahin gehört das Kopfnicken (im Bejahen), das Kopfschütteln (im Verneinen), das Kopfaufwerfen (im Trotzen), das Kopfwackeln (in der Verwunderung), das Naserümpfen (im Spott), das Spöttisch[c])-Lächeln (Grinsen), ein langes Gesicht machen (bei Abweisung des Verlangten), das Stirnrunzeln (im Verdruß), das schnelle Maulaufsperren und -zuschließen (Bah), das zu sich hin und von sich weg Winken mit Händen, das Hände über den Kopf zusammenschlagen (im Erstaunen), das Faustballen (im Drohen), das Verbeugen, das Fingerlegen auf den Mund (*compescere labella*), um Verschwiegenheit zu gebieten[d]), das Auszischen u. dergl.

a) „von“ Zusatz der 2. Auflage.
b) Der letzte Satz fehlt in H.
c) 2. Auflage: „Spöttrisch“.
d) „um ... gebieten“ fehlt in H.

Zerstreute Anmerkungen.

Oft wiederholte, die Gemütsbewegung auch unwillkürlich begleitende Mienen werden nach und nach stehende Gesichtszüge, welche aber im Sterben verschwinden; daher, wie Lavater anmerkt, das im Leben den Bösewicht verratende abschreckende Gesicht sich im Tode (negativ) gleichsam veredelt: weil nun, da alle Muskeln nachlassen, gleichsam der Ausdruck der Ruhe, welche unschuldig ist, übrig bleibt. — So kann es auch kommen, daß ein Mann, der seine Jugend unverführt zurückgelegt hatte[a]), in späteren Jahren bei aller Gesundheit doch durch Lüderlichkeit ein ander Gesicht bekommt; aus welchem aber auf seine Naturanlage nicht zu schließen ist.

Man spricht auch von gemeinem Gesicht im Gegensatz mit dem vornehmen. Das letzte[b]) bedeutet nichts weiter als eine angemaßte Wichtigkeit, mit höfischer Manier der Einschmeichelung verbunden: welche nur in großen Städten gedeiht, da sich Menschen aneinander reiben und ihre Rauhigkeit abschleifen. Daher Beamte, auf dem Lande geboren und erzogen, wenn sie mit ihrer Familie zu [302] städtischen ansehnlichen Bedienungen er|hoben werden, oder auch standesmäßig sich dazu nur qualifizieren, nicht bloß in ihren Manieren, sondern auch in dem Ausdruck des Gesichts etwas Gemeines zeigen. Denn da sie in ihrem Wirkungskreise sich ungeniert fühlten, indem sie es fast nur allein mit ihren Untergebenen zu tun hatten, so bekamen die Gesichtsmuskeln nicht die Biegsamkeit, in allen Verhältnissen, gegen Höhere, Geringere und Gleiche, das ihrem Umgange und den damit verbundenen Affekten angemessene Mienenspiel zu kultivieren, welches, ohne sich etwas zu vergeben[c]), zur guten Aufnahme in der Gesellschaft[d]) erfordert wird. Dagegen die in städtischen Manieren geübten Menschen[e]) von gleichem Rang,

---

a) 2. Auflage: „ein ... habende Mann".
b) H und 1. Auflage: „Es".
c) „ohne ... vergeben" fehlt in H.
d) „in der Gesellschaft" desgl.
e) 1. Auflage: „geübte" (*ohne* Menschen).

indem[a]) sie sich bewußt sind, hierin über andere eine Überlegenheit zu haben, dieses Bewußtsein, wenn es durch lange Übung habituell wird, mit bleibenden Zügen in ihrem Gesichte abdrücken.

Devote, wenn sie lange in den mechanischen Andachtsübungen diszipliniert und gleichsam darin erstarrt sind, bringen bei einer machthabenden Religion oder Kultus in ein ganzes Volk Nationalzüge innerhalb der Grenzen derselben hinein, welche sie selbst physiognomisch charakterisieren. So spricht Herr Fr. Nicolai[b]) von fatalen gebenedeieten Gesichtern in Bayern; dagegen John Bull von Altengland die Freiheit unhöflich zu sein, wohin er kommen mag, in der Fremde oder gegen den Fremden in seinem eigenen Lande, schon in seinem Gesichte bei sich führt. Es gibt also auch eine Nationalphysiognomie, ohne daß diese eben für angeboren gelten darf. — Es gibt charakteristische Auszeichnungen in Gesellschaften, die das Gesetz zur Strafe zusammengebracht hat. Von den Gefangenen im[c]) Rasphuis in Amsterdam, in Bicêtre in Paris und in Newgate[d]) in London merkt ein geschickter reisender deutscher Arzt[e]) an: daß es doch mehrenteils knochichte und sich ihrer Überlegenheit bewußte Kerle waren; von keinem aber wird es erlaubt sein mit dem Schauspieler Quin[f]) zu sagen: „Wenn dieser Kerl nicht ein Schelm ist, so schreibt der Schöpfer keine leserliche Hand.“ Denn um so gewaltsam abzusprechen, dazu würde mehr Unterscheidungsvermögen des Spiels, welches die Natur mit den Formen ihrer Bildung treibt, um bloß

---

a) „die . . . indem“ fehlt in H.

b) Der bekannte Aufklärer F. Nicolai in seiner ‚Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781‘, VI, S. 544, 752f. [Külpe].

c) Diese Lesart aus der 1. Auflage, statt „in“, ist wiederherzustellen, weil *rasphuis* kein Eigenname ist, sondern Zuchthaus bedeutet.

d) „in Paris . . . Newgate“ fehlt in H.

e) J. F. K. Grimm in ‚Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland‘, Altenburg 1775 [Külpe].

f) Berühmter englischer Schauspieler (1693—1766).

Mannigfaltigkeit der Temperamente hervorzubringen, von dem, was sie hierin für die Moral tut oder nicht tut, gehören, als wohl irgendein Sterblicher zu besitzen sich anmaßen darf. |

[303] B.

Der Charakter des Geschlechts.

In alle Maschinen, durch die mit kleiner Kraft ebensoviel ausgerichtet werden soll, als durch andere mit großer, muß **Kunst** gelegt sein. Daher kann man schon zum voraus annehmen: daß die Vorsorge der Natur in die Organisierung des weiblichen Teils mehr Kunst gelegt haben wird, als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Kraft ausstattete als das Weib, um beide zur innigsten leiblichen Vereinigung, doch auch als vernünftige Wesen zu dem ihr am meisten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art, zusammenzubringen[a]), und überdem sie[b]) in jener Qualität (als vernünftige Tiere) mit gesellschaftlichen Neigungen versah, ihre Geschlechtsgemeinschaft in einer häuslichen Verbindung fortdauernd zu machen.

Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung ist das beliebige Zusammentreten zweier Personen nicht hinreichend; ein Teil mußte dem andern unterworfen und wechselseitig einer dem andern irgendworin überlegen sein, um ihn beherrschen oder regieren zu können. Denn in der Gleichheit der Ansprüche zweier, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbstliebe lauter Zank. Ein Teil muß im Fortgange der Kultur auf heterogene Art überlegen sein: der Mann dem Weibe durch sein körperliches[c]) Vermögen und seinen Mut[c]), das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern; dahingegen im noch un-

---

a) „zusammenzubringen" Zusatz der 2. Auflage.
b) „sie" desgl.
c) „körperliches" Zusatz des Drucks, desgl. „und seinen Mut".

zivilisierten Zustande die Überlegenheit bloß auf der Seite des Mannes ist. — Daher ist in der Anthropologie die weibliche Eigentümlichkeit mehr als die des männlichen Geschlechts ein Studium für den Philosophen. Im rohen Naturzustande kann man sie ebensowenig erkennen, als die der Holzäpfel und Holzbirnen, deren Mannigfaltigkeit sich nur durch Pfropfen oder Inokulieren entdeckt; denn die Kultur bringt diese weiblichen Beschaffenheiten nicht hinein, sondern veranlaßt sie nur, sich zu entwickeln und unter begünstigenden Umständen kennbar zu werden.

Die Weiblichkeiten heißen Schwächen. Man spaßt darüber; Toren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, daß sie gerade die Hebezeuge sind, die Männlichkeit zu lenken und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen. Der Mann ist leicht zu erforschen, die Frau verrät | ihr Geheimnis nicht, obgleich anderer ihres [304[(wegen ihrer Redseligkeit) schlecht bei ihr verwahrt ist. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich nur in seinen Geschäften nicht behindert zu sehen; sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und affektvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fußt sich auf das Recht des Stärkeren, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde schützen soll; sie auf das Recht des Schwächeren: vom männlichen Teile gegen Männer geschützt zu werden, und macht durch Tränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroßmütigkeit vorrückt.

Im rohen Naturzustande ist das freilich anders. Das Weib ist da ein Haustier. Der Mann geht mit Waffen in der Hand voran, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck seines Hausrats beladen. Aber selbst da, wo eine barbarische bürgerliche Verfassung Vielweiberei gesetzlich macht, weiß das am meisten begünstigte Weib in ihrem Zwinger (Harem genannt) über den Mann die Herrschaft zu erringen, und dieser hat seine liebe Not, sich in dem Zank vieler um eine (welche ihn beherrschen soll) erträglicherweise Ruhe zu schaffen.

Im bürgerlichen Zustande gibt sich das Weib dem

Gelüsten des Mannes nicht ohne Ehe weg und zwar die der Monogamie: wo, wenn die Zivilisierung noch nicht bis zur weiblichen Freiheit in der Galanterie (auch andere Männer als den einen öffentlich zu Liebhabern zu haben) gestiegen ist, der Mann sein Weib bestraft, das ihn mit einem Nebenbuhler bedroht*). Wenn diese aber zur Mode und die Eifersucht lächerlich geworden ist (wie das dann im Zeitpunkt des Luxus nicht ausbleibt), so | [305] entdeckt sich der weibliche Charakter: mit ihrer Gunst gegen Männer auf Freiheit und dabei zugleich auf Eroberung dieses ganzen Geschlechts Anspruch zu machen. — Diese Neigung, ob sie zwar unter dem Namen der Koketterie in übelm Ruf steht, ist doch nicht ohne einen wirklichen Grund zur Rechtfertigung. Denn eine junge[a]) Frau ist doch immer in Gefahr, Witwe zu werden, und das macht, daß sie ihre Reize über alle den Glücksumständen nach ehefähige Männer ausbreitet: damit, wenn jener Fall sich ereignete, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge.

Pope[b]) glaubt, man könne das weibliche Geschlecht (versteht sich, den[c]) kultivierten Teil desselben) durch

*) Die alte Sage von den Russen: daß die Weiber ihre Ehemänner im Verdacht hielten, es mit anderen Weibern zu halten, wenn sie nicht dann und wann von diesen Schläge bekämen, wird gewöhnlich für Fabel gehalten. Allein in Cooks Reisen findet man: daß, als ein engl. Matrose einen Indier auf Otaheite sein Weib mit Schlägen züchtigen sah, jener den Galanten machen wollte und mit Drohungen auf diesen losging. Das Weib kehrte sich auf der Stelle wider den Engländer, fragte, was ihm das angehe: der Mann müsse das tun! — — Ebenso wird man auch finden, daß, wenn das verehlichte Weib sichtbarlich Galanterie treibt, und ihr Mann gar nicht mehr darauf achtet, sondern sich dafür durch Punsch- und Spielgesellschaft oder andere Buhlerei[d]) schadlos hält, nicht bloß Verachtung, sondern auch Haß in den weiblichen Teil übergeht: weil das Weib daran erkennt, daß er nun gar keinen Wert mehr in sie setzt[e]) und seine Frau anderen, an demselben Knochen zu nagen, gleichgültig überläßt.

a) H: „jüngere".
b) Pope, *Moral Essays* II 209/10 [Külpe].
c) 1. Auflage: „im".
d) „oder andere Buhlerei" Zusatz des Drucks.
e) 1. Auflage: „setze".

zwei Stücke charakterisieren: die Neigung zu herrschen und die Neigung zum Vergnügen. — Von dem letzteren aber muß man nicht das häusliche, sondern das öffentliche Vergnügen verstehen, wobei es sich zu ihrem Vorteil zeigen und auszeichnen könne; da dann die zweite sich auch in die erstere auflöst, nämlich: ihren Nebenbuhlerinnen im Gefallen nicht nachzugeben, sondern über sie alle durch ihren Geschmack und ihre Reize womöglich zu siegen. — — Aber auch die erstgenannte Neigung, sowie Neigung überhaupt, taugt nicht zum Charakterisieren einer Menschenklasse überhaupt in ihrem Verhalten gegen andere. Denn Neigung zu dem, was uns vorteilhaft ist, ist allen Menschen gemein, mithin auch die, soviel uns möglich, zu herrschen; daher charakterisiert sie nicht. — Daß aber dieses Geschlecht mit sich selbst in beständiger Fehde, dagegen mit dem anderen in recht gutem Vernehmen ist, möchte eher zum Charakter desselben gerechnet werden können, wenn es nicht die bloße natürliche Folge des Wetteifers wäre, eine der anderen in der Gunst und Ergebenheit der Männer den Vorteil abzugewinnen. Da dann die Neigung zu herrschen das wirkliche Ziel, das öffentliche Vergnügen aber, als durch welches der Spielraum ihrer Reize erweitert wird, nur das Mittel ist, jener Neigung Effekt zu verschaffen[a]).

Man kann nur dadurch, daß man[b]), nicht was wir uns zum Zweck machen, sondern was Zweck der Natur bei Einrichtung der Weiblichkeit war, als Prinzip braucht, zu der Charakteristik dieses Geschlechts gelangen, und da dieser Zweck selbst vermittelst der Torheit der Menschen doch der Naturabsicht nach Weisheit sein muß: so werden diese ihre mutmaßlichen Zwecke auch das Prinzip derselben anzugeben dienen können, welches nicht von unserer Wahl, sondern von einer höheren Absicht mit dem menschlichen Geschlecht abhängt. Sie sind 1. die Erhaltung der Art. | 2. die Kultur der Gesellschaft und [306] Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit.

a) Der letzte Satz fehlt in H.
b) 1. Auflage: „wir“.

I. Als die Natur dem weiblichen Schoße ihr teuerstes Unterpfand, nämlich die Spezies, in der Leibesfrucht anvertrauete, durch die sich die Gattung fortpflanzen und verewigen sollte, so fürchtete sie gleichsam wegen Erhaltung derselben und pflanzte diese Furcht, nämlich vor körperlichen Verletzungen und Schüchternheit vor dergleichen Gefahren, in ihre Natur; durch welche Schwäche dieses Geschlecht das männliche rechtmäßig zum Schutze für sich auffordert.

II. Da sie auch die feineren Empfindungen, die zur Kultur gehören, nämlich die der Geselligkeit und Wohlanständigkeit, einflößen wollte, machte sie dieses Geschlecht zum Beherrscher des männlichen durch seine Sittsamkeit, Beredtheit in Sprache und Mienen, früh gescheut, mit Ansprüchen auf sanfte, höfliche Begegnung des männlichen gegen dasselbe, so daß sich[a]) das letztere durch seine eigene Großmut von einem Kinde unsichtbar gefesselt und, wenngleich dadurch eben nicht zur Moralität selbst, doch zu dem, was ihr Kleid ist, dem gesitteten Anstande, der zu jener die Vorbereitung und Empfehlung ist, gebracht sah[b]).

Zerstreute Anmerkungen.

Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein (vornehmlich vor der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschaft. — Sie setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gefallen. Der Jüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen (geniert). — Diesen Stolz des Weibes, durch den Respekt, den es einflößt, alle Zudringlichkeit des Mannes abzuhalten, und das Recht, Achtung vor sich auch ohne Verdienste zu fordern, behauptet sie schon aus dem Titel ihres Geschlechts. — Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend; ihre Unterwerfung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde; daher mußte sie selbst nicht so delikat in

---

a) Statt „so daß sich“ haben H u. 1. Auflage: „und“, während dort das „und“ der folgenden Zeile fehlt.

b) „sah“ Zusatz der 2. Auflage.

der Wahl (nach Geschmack) sein, als der Mann, den die Natur auch gröber gebauet hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Verteidigung in seiner Gestalt zeigt; denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel und fein in der Wahl, um sich verlieben zu können, so müßte sie sich bewerbend, er aber sich weigernd zeigen; welches den Wert ihres Geschlechts selbst in den Augen des Mannes gänzlich herabsetzen würde. | — Sie muß kalt, der Mann dagegen [307] in der Liebe affektenvoll zu sein scheinen. Einer verliebten Ausforderung nicht zu gehorchen, scheint dem Manne, ihr aber leicht Gehör zu geben, dem Weibe schimpflich zu sein. — Die Begierde des letzteren, ihre Reize auf alle feine Männer spielen zu lassen, ist Koketterie, die Affektation, in alle Weiber verliebt zu scheinen, Galanterie; beides kann ein bloßes zur Mode gewordenes Geziere, ohne alle ernstliche Folge sein: sowie das Cicisbeat eine affektierte Freiheit des Weibes in der Ehe, oder das gleichfalls ehedem in Italien gewesene Kurtisanenwesen [In der *Historia Concilii Tridentini*[a]) heißt es unter anderem: *erant ibi etiam 300 honestae meretrices, quas cortegianas vocant*], von dem man erzählt, daß es mehr geläuterte Kultur des gesitteten öffentlichen Umgangs enthalten habe, als die der gemischten Gesellschaften in Privathäusern. — Der Mann bewirbt sich in der Ehe nur um seines Weibes, die Frau aber um aller Männer Neigung; sie putzt sich nur für die Augen ihres Geschlechts aus Eifersucht, andere Weiber[b]) in Reizen oder im Vornehmtun[c]) zu übertreffen: der Mann hingegen für das weibliche, wenn man das Putz nennen kann, was nur so weit geht, um seiner Frau durch seinen Anzug nicht Schande zu machen. — Der Mann beurteilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber (öffentlich)

---

a) Von P. Sarpi (1552—1623); Külpe hat in der 8 Bände umfassenden lateinischen Übersetzung die von Kant zitierte Stelle nicht gefunden. ‚Cortegianae‘ ist die latein. Übersetzung von ‚Kurtisanen‘.

b) 1. Auflage: „einander“.

c) „oder im Vornehmtun“ Zusatz des Drucks, desgl. im folgenden „wenn . . . machen“.

sehr strenge, und junge Frauen, wenn sie die Wahl hätten, ob ihr Vergehen von einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurteilt werden solle, würden sicher den ersten[a]) zu ihrem Richter wählen. — Wenn der verfeinerte Luxus hoch gestiegen ist, so zeigt sich die Frau nur aus Zwang sittsam und hat kein Hehl zu wünschen, daß sie lieber Mann sein möchte, wo sie ihren Neigungen einen größeren und freieren Spielraum geben könnte; kein Mann aber wird ein Weib sein wollen.

Sie frägt nicht nach der Enthaltsamkeit des Mannes vor der Ehe; ihm aber ist an derselben auf seiten der Frauen unendlich viel gelegen. — In der Ehe spotten Weiber über Intoleranz (Eifersucht der Männer überhaupt): es ist aber nur ihr Scherz; das unverehlichte Frauenzimmer richtet hierüber mit großer Strenge. — Was die gelehrten Frauen betrifft: so brauchen sie ihre Bücher etwa so wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, daß sie eine haben; ob sie zwar gemeiniglich stillsteht oder nicht nach der Sonne gestellt ist[b]).

Weibliche Tugend oder Untugend ist von der männlichen nicht sowohl der Art als der Triebfeder nach sehr unterschieden. — Sie soll geduldig, er muß duldend sein. Sie ist empfindlich, er empfindsam. — Des | [308] Mannes Wirtschaft ist Erwerben, die des Weibes Sparen. — Der Mann ist eifersüchtig, wenn er liebt; die Frau auch, ohne daß sie liebt: weil so viel Liebhaber, als von anderen Frauen gewonnen worden, doch ihrem Kreise der Anbeter verloren sind. — Der Mann hat Geschmack für sich, die Frau macht sich selbst zum Gegenstande des Geschmacks für jedermann. — „Was die Welt sagt, ist wahr, und was sie tut, gut" ist ein weiblicher Grundsatz, der sich schwer mit einem Charakter in der engen Bedeutung des Worts vereinigen läßt. Es gab aber doch wackere Weiber, die in Beziehung auf ihr Hauswesen einen dieser ihrer Bestimmung angemessenen Charakter mit Ruhm

---

a) 1. Auflage: „das erste".

b) Vgl. den Brief von Frau Jacobi an Kant vom 12. Juni 1762 (*Kants Leben* von K. Vorländer, S. 64).

behaupteten. — Dem Milton wurde von seiner Frau zugeredet, er solle doch die ihm nach Cromwells Tode angetragene Stelle eines lateinischen Sekretärs annehmen, ob es zwar seinen Grundsätzen zuwider war, jetzt eine Regierung für rechtlich zu erklären, die er vorher als widerrechtlich vorgestellt hatte. „Ach,“ antwortete er ihr, „meine Liebe, Sie und andere[a]) Ihres Geschlechts wollen in Kutschen fahren, ich aber — muß ein ehrlicher Mann sein.“ — Die Frau des Sokrates, vielleicht auch die Hiobs wurden durch ihre wackeren Männer ebenso in die Enge getrieben, aber männliche Tugend behauptete sich in ihrem Charakter, ohne doch der weiblichen das Verdienst des ihrigen in dem Verhältnis, worein sie gesetzt waren, zu schmälern.

Pragmatische Folgerungen.

Das weibliche Geschlecht muß sich im Praktischen selbst ausbilden und disziplinieren; das männliche versteht sich darauf nicht.

Der junge Ehemann herrscht über seine ältere Ehefrau. Dieses gründet sich auf Eifersucht, nach welcher der Teil, welcher dem anderen im Geschlechtsvermögen unterlegen ist, vor Eingriffen des anderen Teils in seine Rechte besorgt ist und dadurch sich zur willfährigen Begegnung und Aufmerksamkeit gegen ihn zu bequemen genötigt sieht. — Daher wird jede erfahrene Ehefrau die Heirat mit einem jungen Manne[b]) auch nur von gleichem Alter widerraten; denn im Fortgange der Jahre ältert doch der weibliche Teil früher als der männliche, und wenn man auch von dieser Ungleichheit absieht, so ist auf die Eintracht, welche sich auf Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen, und ein junges, verständiges Weib wird mit einem gesunden, aber doch merklich älteren Manne das Glück der Ehe doch besser machen. — Ein Mann aber, der | sein Geschlechtsvermögen vielleicht schon [309] vor der Ehe lüderlich durchgebracht hat, wird der Geck

a) 1. Auflage: „die Ihrige(n)“, H: „die übrige“.
b) H: „Frauenzimmer“.

in seinem eigenen Hause sein; denn er kann diese häusliche Herrschaft nur haben, sofern er keine billigen Ansprüche schuldig bleibt.

Hume bemerkt[a]), daß den Weibern (selbst alten Jungfern) Satiren auf den Ehestand mehr verdrießen als die Sticheleien auf ihr Geschlecht. — Denn mit diesen kann es niemals Ernst sein, da aus jenen allerdings wohl Ernst werden könnte, wenn man die Beschwerden jenes Standes recht ins Licht stellt, deren der Unverheuratete überhoben ist. Eine Freigeisterei in diesem Fache müßte aber von schlimmen Folgen für das ganze weibliche Geschlecht sein[b]): weil dieses zu einem bloßen Mittel der Befriedigung der Neigung des anderen Geschlechts herabsinken würde, welche aber leicht in Überdruß und Flatterhaftigkeit ausschlagen kann[c]). — Das Weib wird durch die Ehe frei; der Mann verliert dadurch seine Freiheit.

Die moralischen Eigenschaften an einem vornehmlich jungen Manne vor der Ehelichung desselben auszuspähen, ist nie die Sache einer Frau. Sie glaubt ihn bessern zu können; eine vernünftige Frau, sagt sie, kann einen verunarteten Mann schon zurechte bringen, in welchem Urteile sie mehrenteils sich auf die kläglichste Art betrogen findet. Dahin gehört auch die Meinung jener Treuherzigen: daß die Ausschweifungen dieses Menschen vor der Ehe übersehen werden können, weil er nun an seiner Frau, wenn er sich nur noch nicht erschöpft hat, hinreichend für diesen Instinkt versorgt sein werde. — Die guten Kinder bedenken nicht: daß die Lüderlichkeit in diesem Fache gerade im Wechsel des Genusses besteht, und das Einerlei in der Ehe ihn bald zur obigen Lebensart zurückführen werde*).

---

*) Die Folge davon ist, wie in Voltairens Reise des Scarmentado: „Endlich", sagt er, „reisete ich in mein Vaterland Candia

---

a) *Essays* II 383 in dem Abschnitt: *Of love and marriage.*
b) Die 1. Auflage stellt anders: „wodurch aber die Freigeisterei . . . sein würde".
c) „welche . . . kann" fehlt in H.

Wer soll dann den oberen Befehl im Hause haben? denn nur einer kann es doch sein, der alle Geschäfte in einen mit dieses seinen Zwecken übereinstimmenden Zusammenhang bringt. — Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht, und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemanns muß zeigen: daß ihm das Wohl | seiner Frau [310] vor allem anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe und wie weit er gehen könne: so wird er, wie ein Minister seinem bloß auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf dieses seinen Befehl zuerst seine schuldige Willfährigkeit dazu erklären; nur daß z. B. für jetzt nicht Geld im Schatze sei, daß gewisse dringendere Notwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen usw., so daß der höchstgebietende Herr alles tun kann, was er will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand gibt.

Da sie gesucht werden soll (denn das will die dem Geschlecht notwendige Weigerung), so wird sie doch in der Ehe selbst allgemein zu gefallen suchen müssen, damit, wenn sie etwa junge Witwe würde, sich Liebhaber für sie finden. — Der Mann legt alle solche Ansprüche mit der Eheverbindung ab. — Daher ist die Eifersucht aus dem Grunde dieser Gefallsucht[a]) der Frauen ungerecht.

Die eheliche Liebe aber ist ihrer Natur nach intolerant. Frauen spotten darüber zuweilen, aber, wie bereits oben bemerkt worden[b]), im Scherz; denn bei dem Eingriffe Fremder in diese Rechte duldend und nachsichtlich zu sein, müßte Verachtung des weiblichen Teils und hie-

---

zurück, nahm daselbst ein Weib, wurde bald Hahnrei und fand, daß dies die gemächlichste Lebensart unter allen sei.“ c)

---

a) H und 1. Auflage: „aus diesem Grunde der Galanterie“.

b) „zuweilen . . . worden“ Zusatz der 2. Auflage.

c) Dieser nicht ganz wörtlich wiedergegebene Satz bildet den Schluß von Voltaires Erzählung ‚Histoire des Voyages de Scarmentado‘.

mit auch Haß gegen einen solchen Ehemann zur Folge haben.

Daß gemeiniglich Väter ihre Töchter und Mütter ihre Söhne verziehen, und unter den letzteren der wildeste Junge, wenn er nur kühn ist, gemeiniglich von der Mutter verzogen wird: das scheint seinen Grund in dem Prospekt auf die Bedürfnisse beider Eltern in ihrem Sterbefall zu haben; denn wenn dem Manne seine Frau stirbt, so hat er doch an seiner ältesten Tochter eine ihn pflegende Stütze; stirbt der Mutter ihr Mann ab, so hat der erwachsene, wohlgeartete Sohn die Pflicht auf sich und auch die natürliche Neigung in sich, sie zu verehren, zu unterstützen und ihr das Leben als Witwe angenehm zu machen.

* * *

Ich habe mich bei diesem Titel der Charakteristik länger aufgehalten, als es für die übrigen Abschnitte der Anthropologie proportionierlich scheinen mag; aber die Natur hat auch in diese ihre Ökonomie einen so reichen Schatz von Veranstaltungen zu ihrem Zweck, der nichts Geringeres ist als die Erhaltung der Art, hineingelegt, daß [311] bei Gelegenheit näherer Nach|forschungen es noch lange Stoff gnug zu Problemen geben wird, die Weisheit der sich nach und nach entwickelnden Naturanlagen zu bewundern und praktisch zu gebrauchen.

C.

Der Charakter des Volks.

Unter dem Wort Volk (*populus*) versteht man die in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen, insofern sie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Menge oder auch der Teil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (*gens*); der Teil, der sich von diesen Gesetzen ausnimmt (die wilde Menge in diesem Volk),

heißt Pöbel (*vulgus*)*), dessen gesetzwidrige Vereinigung das Rottieren (*agere per turbas*) ist; ein Verhalten, welches ihn von der Qualität eines Staatsbürgers ausschließt.

Hume meint[a]): daß, wenn in einer Nation jeder einzelne seinen besonderen Charakter anzunehmen beflissen ist (wie unter den Engländern), die Nation selbst keinen Charakter habe. Mich dünkt, darin irre er sich; denn die Affektation eines Charakters ist gerade der allgemeine Charakter des Volks, wozu er selbst gehörte, und ist Verachtung aller Auswärtigen, besonders darum weil es sich allein einer echten, staatsbürgerliche[b]) Freiheit im Innern mit Macht gegen außen verbindenden Verfassung rühmen zu können glaubt. — Ein solcher Charakter ist stolze Grobheit im Gegensatz der sich leicht familiär machenden Höflichkeit; ein trotziges Betragen gegen jeden anderen aus vermeinter Selbständigkeit, wo man keines anderen zu bedürfen, also auch der Gefälligkeit gegen andere sich überheben zu können glaubt[c]).

Auf diese[d]) Weise werden die zwei zivilisiertesten Völker auf Erden**), die gegeneinander im Kontrast des Charakters und vielleicht hauptsächlich darum miteinander in beständiger Fehde sind, England und | Frankreich, auch [312]

---

*) Der Schimpfname *la canaille du peuple* hat wahrscheinlicherweise seine Abstammung von *canalicola*, einem am Kanal im alten Rom hin und her gehenden und beschäftigte Leute foppenden Haufen Müßiggänger *(cavillator et ridicularius, vid. Plautus, Curcul.)* [e]).

**) Es versteht sich, daß bei dieser Klassifikation vom deutschen Volk abgesehen werde: weil das Lob des Verfassers, der ein Deutscher ist, sonst Selbstlob sein würde [f]).

---

a) *Essays* I 252 in dem Abschnitt: *Of National Characters.*

b) Kant: „staatsbürgerlichen"; korr. Frey.

c) H und 1. Auflage: „nicht nötig zu haben, gegen jemand gefällig zu sein".

d) H und 1. Auflage: „die".

e) Nicht in Plautus' *Curculio*, sondern im *Miles Gloriosus* resp. *Asinaria* und *Truculentus* finden sich die Ausdrücke *cavillator* (= Aufzieher, Stichler) und *ridicularia* (= Possen), ridicularius erst bei Gellius. Kants Ableitung ist unrichtig. *Canaille* italien. *canaglia* heißt eigentlich = ‚Hundevolk' (von *canis*). [Külpe.]

f) Diese Anmerkung ist Zusatz des Drucks.

ihrem angeborenen Charakter nach, von dem der erworbene und künstliche nur die Folge ist, vielleicht die einzigen Völker sein, von denen man einen bestimmten und, so lange sie nicht durch Kriegsgewalt vermischt werden, unveränderlichen Charakter annehmen kann. — Daß die französische Sprache die allgemeine Konversationssprache vornehmlich der weiblichen feinen Welt, die englische aber die ausgebreiteteste Handelssprache*) der kommerzierenden geworden ist, liegt wohl in dem Unterschiede ihrer kontinental- und insularischen Lage. Was aber ihr Naturell, was sie jetzt wirklich haben, und dessen Ausbildung durch Sprache betrifft, so müßte dieses[a]) von dem angeborenen Charakter des Urvolks ihrer Abstammung hergeleitet werden; dazu uns aber die Dokumente mangeln. — In einer Anthropologie in pragmatischer Hinsicht aber liegt uns nur daran: den Charakter beider, wie sie jetzt sind, in einigen Beispielen, und so weit es möglich ist, systematisch aufzustellen; welche urteilen lassen, wessen sich das eine zu dem anderen zu versehen habe, und wie eines das andere zu seinem Vorteil benutzen könne.

Die angestammten oder durch langen Gebrauch gleichsam zur Natur gewordenen und auf sie gepfropften[b]) Maximen, welche die Sinnesart eines Volks ausdrücken, sind nur so viel gewagte Versuche, die Varietäten im natürlichen Hang ganzer Völker mehr für den Geographen, empirisch, als für den Philosophen, nach Vernunftprinzipien, zu klassifizieren**). |

*) Der kaufmännische Geist zeigt auch gewisse Modifikationen seines Stolzes in der Verschiedenheit des Tons im Großtun. Der Engländer sagt: „Der Mann ist eine Million wert"; der Holländer: „Er kommandiert eine Million"; der Franzose: „Er besitzt eine Million." c)

**) Die Türken, welche das christliche Europa Frankestan nennen, würden[d]), wenn sie auf Reisen gingen, um Menschen

a) H und 1. Auflage: „das müßte".

b) H und 1. Auflage: „Die auf angestammte ... gewordene ... gepfropfte".

c) Die letzte Bemerkung (vom Franzosen) fehlt in H.

d) So H und die 1. Auflage. Die 2. Auflage stellt „würden" erst hinter „beweiset".

Daß auf die Regierungsart alles ankomme, welchen [313] Charakter ein Volk haben werde, ist eine ungegründete, nichts erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung selbst ihren eigentümlichen Charakter? — Auch Klima und Boden können den Schlüssel hiezu nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß sie[a]) ihren Charakter durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten, sondern ihn diesen nur nach Umständen anpaßten und doch dabei in Sprache, Gewerbart, selbst in Kleidung die Spuren ihrer Abstammung und hiemit auch ihren Charakter noch immer hervorblicken lassen. — — Ich werde die Zeichnung ihres Porträts etwas mehr von der Seite ihrer Fehler und Abweichung von der Regel, als von der schöneren (dabei aber doch auch nicht in Karikatur) entwerfen; denn außerdem daß die Schmeichelei verdirbt, der Tadel dagegen bessert: so verstößt der Kritiker weniger gegen die Eigenliebe der Menschen, wenn er ihnen ohne Ausnahme bloß ihre Fehler vorrückt, als wenn er durch mehr oder weniger Lobpreisungen nur den Neid der Beurteilten gegeneinander rege machte.

---

und ihren Volkscharakter kennen zu lernen (welches kein Volk außer dem europäischen tut und die Eingeschränktheit aller übrigen an Geist beweiset), die Einteilung desselben, nach dem Fehlerhaften in ihrem Charakter gezeichnet, vielleicht auf folgende Art machen[b]): 1. Das Modenland (Frankreich). — 2. Das Land der Launen (England). — 3 Ahnenland (Spanien). — 4. Prachtland (Italien). — 5. Das Titelland (Deutschland samt Dänemark und Schweden, als germanischen Völkern). — 6. Herrenland (Polen), wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber außer dem, der nicht Staatsbürger ist, Untertan sein will. — — Rußland und die europäische Türkei, beide von größtenteils asiatischer Abstammung, würden über Frankestan hinaus liegen: das erste slawischen, das andere arabischen Ursprungs, von zwei Stammvölkern, die einmal ihre Herrschaft über einen größeren Teil von Europa, als je ein anderes Volk ausgedehnt haben und in den Zustand einer Verfassung des Gesetzes ohne Freiheit, wo also niemand Staatsbürger ist, geraten sind.

---

a) H und 1. Auflage: „diese“.

b) H und 1. Auflage: „würden sich machen lassen“.

1. Die französische Nation charakterisiert sich unter allen anderen durch den Konversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, vornehmlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode ist, höfisch zu sein. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacksbedürfnis, sich mitzuteilen. Da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, so ist die Damensprache zur allgemeinen Sprache der letzteren geworden, und es ist überhaupt nicht zu streiten: daß eine Neigung solcher Art auch auf Willfährigkeit in Dienstleistungen, hilfreiches Wohlwollen und allmählich auf allgemeine Menschenliebe nach Grundsätzen Einfluß haben und ein solches Volk im ganzen liebenswürdig machen müsse.

Die Kehrseite der Münze ist die nicht genugsam durch überlegte Grundsätze gezügelte Lebhaftigkeit und bei hellsehender Vernunft ein Leichtsinn, gewisse Formen, bloß weil sie alt oder auch nur übermäßig gepriesen worden, wenn man sich gleich dabei wohl befunden hat, nicht lange bestehen zu lassen, und ein ansteckender Freiheitsgeist, der auch wohl die Vernunft selbst in sein [314] Spiel zieht und in Beziehung des Volks auf | den Staat[a]) einen alles erschütternden Enthusiasm bewirkt, der noch über das Äußerste hinausgeht. — Die Eigenheiten dieses Volks, in schwarzer Kunst, doch nach dem Leben gezeichnet, lassen sich ohne weitere Beschreibung bloß durch unzusammenhängend hingeworfene Bruchstücke, als Materialien zur Charakteristik, leicht in ein Ganzes vorstellig machen.

Die Wörter: *Esprit* (statt *bon sens*), *frivolité, galanterie, petit maître, coquette, étourderie, point d'honneur, bon ton, bureau d'esprit, bon mot, lettre de cachet* — u. dgl. lassen sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen: weil sie mehr die Eigentümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand bezeichnen[b]), der dem Denkenden vorschwebt.

---

a) „in Beziehung des Volks auf den Staat“ fehlt in H.
b) Kant: „bezeichnet“; korr. Frey.

2. Das englische Volk. Der alte Stamm der Briten*) (eines keltischen Volks) scheint ein Schlag tüchtiger Menschen gewesen zu sein; allein die Einwanderungen der Deutschen und des französischen Völkerstammes (denn die kurze Anwesenheit der Römer hat keine merkliche Spur hinterlassen können[a]) haben, wie es ihre vermischte Sprache beweiset, die Originalität dieses Volks verlöscht, und da die insularische Lage seines Bodens, die es wider äußere Angriffe ziemlich sichert, vielmehr selbst Angreifer zu werden einladet, es zu einem mächtigen Seehandlungsvolk machte, so hat es einen Charakter, den es sich selbst anschaffte, wenn es gleich von Natur eigentlich keinen hat. Mithin dürfte der Charakter des Engländers wohl nichts anderes bedeuten als den durch frühe Lehre und Beispiel erlernten Grundsatz, er müsse sich einen solchen machen, d. i. einen zu haben affektieren; indem ein steifer Sinn, auf einem freiwillig angenommenen Prinzip zu beharren und von einer gewissen Regel (gleich gut welcher) nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit gibt, daß man sicher weiß, wessen man sich von ihm und er sich von anderen[b]) zu gewärtigen hat.

Daß dieser Charakter dem des französischen Volks mehr als[c]) irgendeinem anderen gerade entgegengesetzt ist, erhellt daraus: weil er auf alle Liebenswürdigkeit, als die vorzüglichste Umgangseigenschaft jenes Volks, mit anderen, ja sogar unter sich selbst Verzicht tut und bloß auf Achtung Anspruch macht[d]), wobei[e]) übrigens jeder

---

*) Wie Hr. Prof. Büsch es richtig schreibt (nach dem Wort *britanni*, nicht *brittanni*) [f]).

---

a) Die eingeklammerten Worte fehlen in H.

b) „und . . . anderen" fehlt in H.

c) 1. Auflage: „wie".

d) H und 1. Auflage: „nicht allein keinen Anspruch macht, sondern bloß auf Achtung".

e) Zusatz der 2. Auflage.

f) Joh. Georg Büsch (1728—1800), Professor der Mathematik am Hamburger Gymnasium, schrieb eine große Reihe namentlich handelswissenschaftlicher Schriften. Die ganze Anmerkung fehlt in H.

bloß nach seinem eigenen Kopfe leben will. — Für seine [315] Landesgenossen errichtet der Engländer große | und allen anderen Völkern unerhörte wohltätige Stiftungen. — Der Fremde aber, der durchs Schicksal auf jenes seinen Boden verschlagen und in große Not geraten ist, kann immer auf dem Misthaufen umkommen, weil er kein Engländer, d. i. kein Mensch ist.

Aber auch in seinem eigenen Vaterlande isoliert sich der Engländer, wo er für sein Geld speist. Er will lieber in einem besonderen Zimmer allein als an der Wirtstafel für dasselbe Geld speisen: weil bei der letzteren doch etwas Höflichkeit erfordert wird, und in der Fremde, z. B. in Frankreich, dahin Engländer nur reisen, um alle Wege und Wirtshäuser (wie D. Sharp[a]) für abscheulich auszuschrein, sammeln sie sich in diesen, um bloß unter sich Gesellschaft zu halten. — Sonderbar ist doch, daß, da der Franzose die englische Nation gemeiniglich liebt und mit Achtung lobpreist, dennoch der Engländer (der nicht aus seinem Lande gekommen ist) jenen im allgemeinen haßt und verachtet; woran wohl nicht die Rivalität der Nachbarschaft (denn da sieht sich England dem letzteren ohne allen Streit überlegen), sondern der Handelsgeist überhaupt schuld ist, der in der Voraussetzung den vornehmsten Stand auszumachen unter Kaufleuten desselben Volks sehr ungesellig ist*). Da beide Völker einander in Ansehung der beiderseitigen Küsten nahe und nur durch einen Kanal (der freilich wohl ein Meer heißen könnte[b]) voneinander getrennt sind: so bewirkt die Rivalität der-

*) Der Handelsgeist ist überhaupt an sich ungesellig; wie der Adelsgeist. Ein Haus (so nennt der Kaufmann sein Comptoir) ist von dem anderen durch seine Geschäfte, wie ein Rittersitz vom anderen durch eine Zugbrücke abgesondert und freundschaftlicher Umgang ohne Zeremonie daraus verwiesen; es müßte denn der mit von demselben Beschützten sein, die aber alsdann nicht als Glieder desselben anzusehen sein würden[c].

a) Kant: Scharp; korr. Külpe. Dr. Samuel Sharp im *Neuen Hamburger Magazin* II (1767), S. 259f. [Külpe].
b) „der ... könnte" Zusatz des Drucks.
c) Die ganze Anmerkung fehlt in H.

selben untereinander doch einen auf verschiedene Art modifizierten politischen Charakter ihrer Befehdung[a]): Besorgnis[b]) auf der einen und Haß auf der anderen Seite; welche zwei Arten ihrer Unvereinbarkeit sind, wovon jene die Selbsterhaltung, diese die Beherrschung, im entgegengesetzten Falle aber die Vertilgung der anderen zur Absicht hat.

Die Charakterzeichnung der übrigen, deren Nationaleigentümlichkeit nicht sowohl, wie bei beiden vorhergehenden, meistens aus der Art ihrer verschiedenen Kultur, als vielmehr aus der Anlage ihrer Natur durch Vermischung ihrer ursprünglich verschiedenen Stämme abzuleiten sein möchte, können wir jetzt kürzer fassen. |

[316] 3. Der aus der Mischung des europäischen mit arabischem (mohrischem) Blut entsprungene Spanier zeigt in seinem öffentlichen und Privatbetragen eine gewisse Feierlichkeit und selbst der Bauer gegen Obere, denen er auch auf gesetzliche Art gehorsam ist, ein Bewußtsein seiner Würde. — Die spanische Grandezza und die selbst in ihrer Konversationssprache befindliche Grandiloquenz zeigen auf einen edeln Nationalstolz. Daher ist ihm der französische vertrauliche Mutwille ganz zuwider. Er ist mäßig, den Gesetzen, vornehmlich denen seiner alten Religion, herzlich ergeben. — Diese Gravität hindert ihn auch nicht, an Tagen der Ergötzlichkeit (z. B. bei Einführung seiner Ernte durch Gesang und Tanz) sich zu vergnügen, und wenn an einem Sommerabend der Fandango gefidelt wird, fehlt es nicht an jetzt müßigen Arbeitsleuten, die zu dieser Musik auf den Straßen tanzen. — — Das ist seine gute Seite.

Die schlechtere ist: er lernt nicht von Fremden, reiset nicht, um andere Völker kennen zu lernen*); bleibt in Wissenschaften wohl Jahrhunderte zurück; schwierig gegen

*) Die Eingeschränktheit des Geistes aller Völker, welche die uninteressierte Neubegierde nicht anwandelt, die Außenwelt mit eigenen Augen kennen zu lernen, noch weniger sich dahin (als

a) H und Akad.-Ausgabe: „in ihrer Befehdung".
b) H: „Freundschaft".

alle Reform, ist er stolz darauf, nicht arbeiten zu dürfen, von romantischer Stimmung des Geistes, wie das Stiergefecht, grausam, wie das ehemalige *Auto da Fé* beweiset, und zeigt in seinem Geschmack zum Teil außereuropäische Abstammung.

4. Der Italiener vereinigt die französische Lebhaftigkeit (Frohsinn) mit spanischem Ernst (Festigkeit), und sein ästhetischer Charakter ist ein mit Affekt verbundener Geschmack, so wie die Aussicht von seinen Alpen in die reizenden Täler einerseits Stoff zum Mut, anderseits zum ruhigen Genuß darbietet. Das Temperament ist hierin nicht gemischt noch desultorisch (denn so gäbe es keinen Charakter ab), sondern eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, sofern es zugleich mit dem des Schönen vereinbar ist. — In seinen Mienen äußert sich ein starkes Spiel seiner Empfindungen, und sein Gesicht ist ausdrucksvoll. Das Plädieren ihrer Advokaten vor den Schranken ist so affektvoll, daß es einer Deklamation auf der Schaubühne ähnlich sieht.

So wie der Franzose im Konversationsgeschmack vorzüglich ist, so ist es der Italiener im Kunstgeschmack. [317] Der erstere liebt mehr die Pri|vatbelustigungen, der andere öffentliche: pompöse Aufzüge, Prozessionen, große Schauspiele, Karnevals, Maskeraden, Pracht öffentlicher Gebäude, Gemälde, mit dem Pinsel oder in musivischer Arbeit[a]) gezeichnet, römische Altertümer im großen Stil, um zu sehen und in großer Gesellschaft gesehen zu werden. Dabei aber (um doch den Eigennutz nicht zu vergessen): Erfindung der Wechsel, der Banken und der Lotterie. — — Das ist seine gute Seite: so wie die Freiheit, welche die *Gondolieri* und *Lazzaroni* sich gegen Vornehme nehmen dürfen.

Die schlechtere ist: sie konversieren, wie Rousseau

Weltbürger) zu verpflanzen, ist etwas Charakteristisches an[b]) denselben, wodurch sich Franzosen, Engländer und Deutsche vor anderen vorteilhaft unterscheiden.

---

a) = Mosaik.
b) 1. Auflage: „von".

sagt[a]), in Prachtsälen und schlafen in Ratzennestern. Ihre Conversazioni sind einer Börse ähnlich, wo die Dame des Hauses einer großen Gesellschaft etwas zu kosten reichen läßt, um im Herumwandeln sich einander die Neuigkeiten des Tages mitzuteilen, ohne daß dazu eben Freundschaft nötig wäre, und mit einem kleinen daraus gewählten Teil zur Nacht ißt. — Die schlimme aber: das Messerziehen, die Banditen, die Zuflucht der Meuchelmörder in geheiligten Freistätten, das vernachlässigte Amt der Sbirren u. dgl.: welche doch nicht sowohl dem Römer, als vielmehr seiner zweiköpfichten Regierungsart zugeschrieben wird. — Dieses sind aber Beschuldigungen, die ich keinesweges verantworten mag und mit denen sich gewöhnlich Engländer herumtragen, denen keine andere Verfassung gefallen will als die ihrige.

5. Die Deutschen stehen im Ruf eines guten Charaters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit: Eigenschaften, die eben nicht zum Glänzen geeignet sind[b]). — Der Deutsche fügt sich unter allen zivilisierten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung, unter der er ist, und ist am meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Charakter ist mit Verstand verbundenes Phlegma, ohne weder über die schon eingeführte zu vernünfteln, noch sich selbst eine auszudenken. Er ist dabei doch der Mann von allen Ländern und Klimaten, wandert leicht aus und ist an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt; wo er aber in fremde Länder als Kolonist hinkommt, da schließt er bald mit seinen Landesgenossen eine Art von bürgerlichem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Teil auch der Religion ihn zu einem Völkchen ansiedelt, was unter der höheren Obrigkeit in einer ruhigen, sittlichen Verfassung durch Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit vor den Ansitzungen anderer Völker sich vorzüglich auszeichnet. — | So lautet das Lob, welches selbst Engländer den Deutschen in Nordamerika geben. [318]

---

a) Im *Contrat social* III, cap. 8.
b) „Eigenschaften . . . sind" fehlt in H.

Da Phlegma (im guten Sinn genommen) das Temperament der kalten Überlegung und der Ausdaurung in Verfolgung seines Zwecks, imgleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beschwerlichkeiten ist: so kann man von dem Talente seines richtigen Verstandes und seiner tief nachdenkenden Vernunft soviel wie von jedem anderen der größten Kultur fähigen[a]) Volk erwarten; das Fach des Witzes und des Künstlergeschmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzosen, Engländern und Italienern nicht gleich tun möchte. — — Das ist nun seine gute Seite in dem, was durch anhaltenden Fleiß auszurichten ist, und wozu eben nicht Genie*) erfordert wird; welches letztere auch bei weitem nicht von der Nützlichkeit ist, als der mit gesundem Verstandestalent verbundene Fleiß des Deutschen. — Dieses sein Charakter im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt mehr als[b]) jedes andere Volk fremde Sprachen, ist (wie Robertson[c]) sich ausdrückt)

---

*) Genie ist das Talent der Erfindung dessen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. Man kann gar wohl von anderen gelehrt werden, wie man gute Verse, aber nicht wie man ein gutes Gedicht machen soll: denn das muß aus der Natur des Verfassers von selbst hervorgehen. Daher kann man es nicht auf Bestellung und für reichliche Bezahlung als Fabrikat, sondern muß es gleich als Eingebung, von der der Dichter selbst nicht sagen kann, wie er dazu gekommen sei, d. i. einer gelegentlichen Disposition, deren Ursache ihm unbekannt ist, erwarten *(scit genius, natale comes qui temperat astrum)* [d]). — Das Genie glänzt daher als augenblickliche, mit Intervallen sich zeigende und wieder verschwindende Erscheinung nicht mit einem willkürlich angezündeten und eine beliebige Zeit fortbrennenden [e]) Licht, sondern wie sprühende [f]) Funken, welche eine glückliche Anwandelung des Geistes [f]) aus der produktiven Einbildungskraft auslockt.

---

a) „der . . . fähigen“ Zusatz des Drucks.

b) 1. Auflage: „wie“.

c) W. Robertson (1721—93), schottischer Geschichtsschreiber, verfaßte u. a. eine Geschichte Schottlands, Karls V. und Amerikas, die sämtlich auch ins Deutsche übersetzt wurden.

d) = nur der ihn begleitende Genius weiß es, der das Gestirn seiner Geburt lenkt (Horaz. Epist. II 2, 187).

e) H: „und unterhaltenen“.

f) „sprühende“ und „des Geistes“ Zusatz des Drucks.

Großhändler in der Gelehrsamkeit und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von anderen mit Geräusch benutzt werden; er hat keinen Nationalstolz, hängt gleich als Kosmopolit auch nicht an seiner Heimat. In dieser aber ist er gastfreier gegen Fremde, als irgendeine andere Nation (wie Boswell gesteht[a]); diszipliniert seine Kinder zur Sittsamkeit mit Strenge, wie er dann auch seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß sich eher despotisieren, als sich auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. — — Das ist seine gute Seite.

Seine unvorteilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von sich, original sein zu können (was gerade das Gegen|teil des trotzigen Engländers ist); vornehmlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Prinzip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich klassifizieren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (vom Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl-, auch Hochgeboren) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterei knechtisch zu sein; welches alles freilich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabei aber sich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entstehen dieser pedantischen[b]) Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heißt, nichts ist; welches denn dem Staate, der diesen erteilt, freilich was einbringt, aber auch, ohne hierauf zu sehen, bei Untertanen Ansprüche, anderer[c])

[319]

a) James Boswell (1740—95), ebenfalls schottischer Historiker, in einer 1769 ins Deutsche übersetzten Beschreibung Korsikas; vgl. S. 143.

b) „pedantischen" fehlt in H.

c) 1. Auflage: „einer des anderen".

Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen, erregt; welches[a]) anderen Völkern lächerlich vorkommen muß und in der Tat als Peinlichkeit und Bedürfnis der methodischen Einteilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angeborenen Talents verrät.

* * *

Da Rußland das noch nicht ist, was zu einem bestimmten Begriff der natürlichen Anlagen, welche sich zu entwickeln bereit liegen, erfordert wird, Polen aber es nicht mehr ist, die Nationalen der europäischen Türkei aber das nie gewesen sind noch sein werden, was zur Aneignung eines bestimmten Volkscharakters erforderlich ist: so kann die Zeichnung derselben hier füglich übergangen werden[b]).

Überhaupt[c]), da hier vom angeborenen, natürlichen Charakter, der sozusagen in der Blutmischung der Menschen liegt, nicht von dem Charakteristischen des erworbenen, künstlichen (oder verkünstelten) der Nationen die Rede ist: so wird man in der Zeichnung desselben viel Behutsamkeit nötig haben. In dem[d]) Charakter der Griechen unter dem harten Druck der Türken und dem nicht viel sanfteren ihrer Caloyers[e]) hat sich ebensowenig ihre Sinnesart (Lebhaftigkeit und Leichtsinn), wie die Bildung ihres Leibes, Gestalt und Gesichtszüge verloren, sondern [320] diese Eigentüm | lichkeit würde sich vermutlich[f]) wiederum in Tat herstellen, wenn die Religions- und Regierungsform[g]) durch glückliche Ereignisse ihnen Freiheit ver-

---

a) Kant: „welche", korr. Külpe.

b) Statt „kann . . . werden" hat die 1. Auflage: „wird man gegen diese unvollständige und unsichere Zeichnung derselben, welche auf demonstrativen, rememorativen und prognostischen Zeichen beruht, schon Nachsicht haben müssen"; ähnlich H.

c) „Überhaupt" Zusatz der 2. Auflage.

d) 1. Auflage: „Der".

e) D. h. griechisch-katholische Mönche vom Orden des h. Basilius (französ. Wort).

f) „vermutlich" Zusatz des Drucks.

g) 1. Auflage: „-formen".

schaffte, sich wieder herzustellen. — Unter einem anderen christlichen Volk, den Armeniern[a]), herrscht ein gewisser Handelsgeist von besonderer Art, nämlich durch Fußwanderungen von Chinas Grenzen aus bis nach Kap Korso an der Guineaküste Verkehr zu treiben, der auf einen besonderen Abstamm dieses vernünftigen und emsigen Volks hinweist[b]), welches in einer Linie von NO. zu SW. beinahe die ganze Strecke des alten Kontinents durchzieht und sich friedfertige Begegnung unter allen Völkern, auf die es trifft, zu verschaffen weiß und einen vor dem flatterhaften und kriechenden der jetzigen Griechen vorzüglichen Charakter beweist, dessen erste Bildung wir nicht mehr erforschen können. — Soviel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen: daß die Vermischung der Stämme (bei großen Eroberungen), welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlecht alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet nicht zuträglich sei.

D.

Der Charakter der Rasse.

In Ansehung dieser kann ich mich auf das beziehen, was der Herr Geh. H.-R. Girtanner[c]) davon in seinem Werk (meinen Grundsätzen gemäß) zur Erläuterung und Erweiterung schön und gründlich vorgetragen hat; — nur will ich noch etwas vom Familienschlag und den Varietäten oder Spielarten anmerken, die sich in einer und derselben Rasse bemerken lassen.

Hier hat die Natur statt der Verähnlichung, welche sie in der Zusammenschmelzung verschiedener Rassen beabsichtigte, gerade das Gegenteil sich zum Gesetze gemacht: nämlich in einem Volk von derselben Rasse (z. B. der

---

a) Druck: „Armenianern".

b) „hinweist" Zusatz Külpes.

c) Chr. Girtanner (1760—1800), Sachsen-Meiningenscher Geh. Hofrat, hatte 1796 eine Schrift *Über das Kantische Prinzip für die Naturgeschichte* veröffentlicht.

weißen), anstatt in ihrer Bildung die Charaktere beständig und fortgehend einander sich nähern zu lassen — wo dann endlich nur ein und dasselbe Porträt, wie das durch den Abdruck eines Kupferstichs, herauskommen würde, — vielmehr in demselben Stamme und gar in der nämlichen Familie im Körperlichen und Geistigen ins Unendliche zu vervielfältigen. — Zwar sagen die Ammen, um einem der Eltern zu schmeicheln: „Das hat dies Kind vom Vater, das hat es von der Mutter"; wo, wenn es wahr wäre, alle Formen der Menschenzeugung längst erschöpft sein | [321] würden, und da die Fruchtbarkeit in Paarungen durch die Heterogeneität der Individuen[a]) aufgefrischt wird, die Fortpflanzung zum Stocken gebracht werden würde. — So kommt nicht etwa die graue Haarfarbe (*cendrée*) von der Vermischung eines Brünetten mit einer Blondinen her, sondern bezeichnet einen besonderen Familienschlag, und die Natur hat Vorrat genug in sich, um nicht der Armut ihrer vorrätigen Formen halber einen Menschen in die Welt zu schicken, der schon ehemals drin gewesen ist; wie denn auch die Nahheit der Verwandtschaft notorisch auf Unfruchtbarkeit hinwirkt.

E.

Der Charakter der Gattung.

Von der Gattung gewisser Wesen einen Charakter anzugeben, dazu wird erfordert: daß sie mit anderen, uns bekannten unter einen Begriff gefaßt, das aber, wodurch sie sich voneinander unterscheiden, als Eigentümlichkeit (*proprietas*) zum Unterscheidungsgrunde angegeben und gebraucht wird. — Wenn aber eine Art von Wesen, die wir kennen (*A*), mit einer anderen Art Wesen (*non A*), die wir nicht kennen, verglichen wird: wie kann man da erwarten oder verlangen, einen Charakter der[b]) ersteren anzugeben, da uns der Mittelbegriff der Vergleichung

---

a) „der Individuen" Zusatz des Drucks.
b) Kant: „des"; korr. Menzer.

(*tertium comparationis*) abgeht? — Der oberste Gattungsbegriff mag der eines irdischen vernünftigen Wesens sein, so werden wir keinen Charakter desselben nennen können, weil wir von vernünftigen, nicht-irdischen Wesen keine Kenntnis haben, um ihre Eigentümlichkeit angeben und so jene irdische unter den vernünftigen überhaupt charakterisieren zu können. — Es scheint also, das Problem, den Charakter der Menschengattung anzugeben, sei schlechterdings unauflöslich: weil die Auflösung durch Vergleichung zweier Spezies vernünftiger Wesen durch Erfahrung angestellt sein müßte, welche die letztere uns nicht darbietet.

Es bleibt uns also, um dem Menschen im System der lebenden Natur seine Klasse anzuweisen und so ihn zu charakterisieren, nichts übrig als: daß er einen Charakter hat, den er sich selbst schafft, indem er vermögend ist, sich nach seinen von ihm selbst genommenen Zwecken zu perfektionieren; wodurch er als mit Vernunftfähigkeit begabtes Tier (*animal rationabile*) aus sich selbst ein vernünftiges Tier (*animal rationale*) machen kann; — wo er dann: erstlich sich selbst und seine Art erhält, zweitens | sie übt, belehrt und für die häusliche Gesellschaft [322] erzieht, drittens sie als ein systematisches (nach Vernunftprinzipien geordnetes), für die Gesellschaft gehöriges[a]) Ganze regiert; wobei aber das Charakteristische der Menschengattung in Vergleichung mit der Idee möglicher vernünftiger Wesen auf Erden überhaupt dieses ist: daß die Natur den Keim der Zwietracht in sie gelegt und gewollt hat, daß ihre eigene Vernunft aus dieser diejenige Eintracht, wenigstens die beständige Annäherung zu derselben herausbringe, welche letztere zwar in der Idee der[b]) **Zweck**, der Tat nach aber die erstere (die Zwietracht)[c]) in dem Plane der Natur das **Mittel** einer höchsten, uns unerforschlichen Weisheit ist: die Perfektionierung des Menschen durch fortschreitende Kultur, wenngleich

a) „für . . . gehöriges“ fehlt in H.
b) Kant: „den“; korr. Külpe.
c) „die erstere (die Zwietracht)“ fehlt in H.

mit mancher Aufopferung der Lebensfreuden desselben, zu bewirken.

Unter den lebenden Erdbewohnern ist der Mensch durch seine technische (mit Bewußtsein verbunden-mechanische) zu Handhabung der Sachen, durch seine pragmatische (andere Menschen zu seinen Absichten geschickt zu brauchen) und durch die moralische Anlage in seinem Wesen (nach dem Freiheitsprinzip unter Gesetzen gegen sich und andere zu handeln) von allen übrigen Naturwesen kenntlich unterschieden, und eine jede dieser drei Stufen kann für sich allein schon den Menschen zum Unterschiede von anderen Erdbewohnern charakteristisch unterscheiden.

I. Die technische Anlage. Die Fragen: ob der Mensch ursprünglich zum vierfüßigen Gange (wie Moscati[a]), vielleicht bloß zur Thesis für eine Dissertation, vorschlug), oder zum zweifüßigen bestimmt sei; — ob der Gibbon, der Orang-Utang, der Schimpanse u. a.[b]) bestimmt sei (worin Linneus und Camper einander widerstreiten[c]); — ob er ein Frucht- oder (weil er einen häutigen Magen hat) fleischfressendes Tier sei; — ob, da er weder Klauen noch Fangzähne, folglich (ohne Vernunft) keine Waffen hat, er von Natur ein Raub- oder friedliches Tier sei — — die Beantwortung dieser Fragen hat keine Bedenklichkeit. Allenfalls könnte diese noch aufgeworfen werden: ob er von Natur ein geselliges oder einsiedlerisches und nachbarschaftscheues Tier sei; wovon das letztere wohl das wahrscheinlichste ist.

Ein erstes Menschenpaar, schon mit völliger Ausbildung mitten[d]) unter Nahrungsmitteln von der Natur hingestellt, wenn ihm nicht zugleich ein Naturinstinkt, der uns doch in unserem jetzigen Naturzustande nicht beiwohnt, zugleich beigegeben worden, läßt sich schwerlich

---

a) Vgl. Kants Rezension der Schrift Moscatis (1771) in Bd. 49 der *Phil. Bibl.*

b) Vor „bestimmt" scheint ein „dazu" zu fehlen.

c) Kant schöpfte hier (nach Külpe) wahrscheinlich aus einer kurz vorher erschienenen Schrift von Ch. F. Ludwig, *Grundriß der Naturgeschichte der Menschenspezies* (Leipzig 1796).

d) Druck: „mithin".

mit der Vorsorge der Natur für die Erhaltung der Art vereinigen. Der erste Mensch würde | im ersten Teich, den [323] er vor sich sähe[a]), ertrinken; denn Schwimmen ist schon eine Kunst, die man lernen muß; oder er würde giftige Wurzeln und Früchte genießen und dadurch umzukommen in beständiger Gefähr sein. Hatte aber die Natur dem ersten Menschenpaar diesen Instinkt eingepflanzt, wie war es möglich, daß er ihn nicht an seine Kinder vererbte; welches doch jetzt nie geschieht?

Zwar lehren die Singvögel ihren Jungen gewisse Gesänge und pflanzen sie durch Tradition fort: so daß ein isolierter Vogel, der noch blind aus dem Neste genommen und aufgefüttert worden, nachdem er erwachsen, keinen Gesang, sondern nur einen gewissen angeborenen Organlaut hat. Wo ist aber nun der erste Gesang hergekommen*); denn gelernt ist dieser nicht, und wäre er instinktmäßig entsprungen, warum erbte er den Jungen nicht an?

Die Charakterisierung des Menschen als eines vernünftigen Tieres liegt schon in der Gestalt und Organisation seiner Hand, seiner Finger und Fingerspitzen, deren teils Bau teils zartem[b]) Gefühl, dadurch die Natur[c]) ihn nicht für eine Art der Handhabung der Sachen, sondern

*) Man kann mit dem Ritter Linné für die Archäologie der Natur die Hypothese annehmen: daß aus dem allgemeinen Meer, welches die ganze Erde bedeckte, zuerst eine Insel unter dem Äquator als ein Berg hervorgekommen, auf welchem alle klimatische Stufen der Wärme von der des heißen am niedrigen Ufer desselben bis zur arktischen Kälte auf seinem Gipfel samt den ihnen angemessenen Pflanzen und Tieren nach und nach entstanden; daß, was die Vögel aller Art betrifft, die Singvögel den angebornen Organlaut so vielerlei verschiedener Stimmen nachahmten und jede, soviel ihre Kehle es verstattete, mit der anderen verbanden, wodurch eine jede Spezies sich ihren bestimmten Gesang machte, den nachher einer dem[d]) andern durch Belehrung (gleich einer Tradition) beibrachte; wie man auch sieht, daß Finken und Nachtigallen in verschiedenen Ländern auch einige Verschiedenheit in ihren Schlägen anbringen.

a) 1. Auflage: „sehe".
b) Kant: „zartes"; korr. Külpe.
c) „dadurch die Natur" fehlt in H.
d) H: „den eine nachher der".

unbestimmt für alle, mithin für den Gebrauch der Vernunft geschickt gemacht und dadurch die technische oder Geschicklichkeitsanlage seiner Gattung als eines vernünftigen Tieres bezeichnet hat.

II. Die pragmatische Anlage der Zivilisierung durch Kultur, vornehmlich der Umgangseigenschaften, und der natürliche Hang seiner Art, im gesellschaftlichen Verhältnisse aus der Rohigkeit der bloßen Selbstgewalt herauszugehen und ein gesittetes (wenngleich noch nicht sittliches), zur Eintracht bestimmtes Wesen zu werden, ist nun eine höhere Stufe[a]). — Er ist einer Erziehung, sowohl [324] in Belehrung als Zucht (Disziplin), fähig | und bedürftig. Hier ist nun (mit oder gegen Rousseau[b])) die Frage: ob der Charakter seiner Gattung ihrer Naturanlage nach sich besser bei der Rohigkeit seiner Natur, als bei den Künsten der Kultur, welche kein Ende absehen lassen, befinden werde. — Zuvörderst muß man anmerken: daß bei allen übrigen sich selbst überlassenen Tieren jedes Individuum seine ganze Bestimmung erreicht, bei den Menschen aber allenfalls nur die Gattung: so daß sich das menschliche Geschlecht nur durch Fortschreiten in einer Reihe unabsehlich vieler Generationen zu seiner Bestimmung emporarbeiten kann; wo das Ziel ihm doch immer noch im Prospekte bleibt, gleichwohl aber die Tendenz zu diesem Endzwecke zwar wohl öfters gehemmt, aber nie ganz rückläufig werden kann.

III. Die moralische Anlage. Die Frage ist hier: ob der Mensch von Natur gut, oder von Natur böse, oder von Natur gleich für eines oder das andere empfänglich sei, nachdem er in diese oder jene ihn bildende Hände fällt (*cereus in vitium flecti etc.*). Im letzteren Falle würde die Gattung selbst keinen Charakter haben. — Aber dieser Fall widerspricht sich selbst; denn ein mit praktischem Vernunftvermögen und Bewußtsein der Freiheit seiner Willkür ausgestattetes Wesen (eine Person) sieht sich in diesem

a) „ist ... Stufe" desgl.

b) In seinem bekannten *Discours sur les arts et les sciences* (1750).

Bewußtsein selbst mitten in den dunkelsten Vorstellungen unter einem Pflichtgesetze und im Gefühl (welches dann das moralische heißt), daß ihm oder durch ihn anderen recht oder unrecht geschehe. Dieses ist nun schon selbst der intelligibele Charakter der Menschheit überhaupt, und insofern ist der Mensch seiner angeborenen Anlage nach (von Natur) gut. Da aber doch auch die Erfahrung zeigt: daß in ihm ein Hang zur tätigen Begehrung des Unerlaubten, ob er gleich weiß, daß es unerlaubt sei, d. i. zum Bösen, sei, der sich so unausbleiblich und so früh regt, als der Mensch nur von seiner Freiheit Gebrauch zu machen anhebt, und darum als angeboren betrachtet werden kann: so ist der Mensch seinem sensibelen Charakter nach auch als (von Natur) böse zu beurteilen, ohne daß sich dieses widerspricht, wenn vom Charakter der Gattung die Rede ist; weil man annehmen kann, daß dieser ihre Naturbestimmung im kontinuierlichen Fortschreiten zum Besseren bestehe.

Die Summe der pragmatischen Anthropologie in Ansehung der Bestimmung des Menschen und die Charakteristik seiner Ausbildung ist folgende. Der Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer Gesellschaft mit Menschen zu sein und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaften zu kultivieren, zu zivilisieren und zu moralisieren, wie groß auch | sein tierischer Hang sein mag, sich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückseligkeit nennt, passiv zu überlassen, sondern vielmehr tätig, im Kampf mit den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen. [325]

Der Mensch muß also zum Guten erzogen werden; der aber, welcher ihn erziehen soll, ist wieder ein Mensch, der noch in der Rohigkeit der Natur liegt und nun doch dasjenige bewirken soll, was er selbst bedarf. Daher die beständige Abweichung von seiner Bestimmung mit immer wiederholten Einlenkungen zu derselben. — Wir wollen die Schwierigkeiten der Auflösung dieses Problems und die Hindernisse derselben anführen.

A.

Die erste physische Bestimmung desselben besteht in dem Antriebe des Menschen zur Erhaltung seiner Gattung als Tiergattung. — Aber hier wollen nun schon die Naturepochen seiner Entwicklung mit den bürgerlichen nicht zusammentreffen. Nach der ersteren ist er im Naturzustande wenigstens in seinem 15. Lebensjahr durch den Geschlechtsinstinkt angetrieben und auch vermögend, seine Art zu erzeugen und zu erhalten. Nach der zweiten kann er es (im Durchschnitt) vor dem 20. schwerlich wagen. Denn wenn der Jüngling gleich früh genug das Vermögen hat, seine und eines Weibes Neigung als Weltbürger zu befriedigen, so hat er doch lange noch nicht das Vermögen, als Staatsbürger sein Weib und Kind zu erhalten. — Er muß ein Gewerbe erlernen, sich in Kundschaft bringen, um ein Hauswesen mit einem Weibe anzufangen; worüber aber in der geschliffeneren Volksklasse auch wohl das 25. Jahr verfließen kann, ehe er zu seiner Bestimmung reif wird. — Womit füllt er nun diesen Zwischenraum einer abgenötigten und unnatürlichen Enthaltsamkeit aus? Kaum anders als mit Lastern.

B.

Der Trieb zur Wissenschaft, als einer die Menschheit veredelnden Kultur, hat im ganzen der Gattung keine Proportion zur Lebensdauer. Der Gelehrte, wenn er bis dahin in der Kultur vorgedrungen ist, um das Feld derselben selbst[a]) zu erweitern, wird durch den Tod abgerufen, und seine Stelle nimmt der Abcschüler ein, der kurz vor seinem Lebensende, nachdem er ebenso einen Schritt weiter [326] getan hat, wiederum seinen Platz | einem anderen überläßt. — Welche Masse von Kenntnissen, welche Erfindung neuer Methoden würde nun schon vorrätig daliegen, wenn ein Archimed, ein Newton oder Lavoisier mit seinem Fleiß und Talent ohne Verminderung der Lebenskraft von der

---

a) H: „recht“.

Natur mit einem Jahrhunderte durch fortdaurenden Alter wäre begünstigt worden? Nun aber ist das Fortschreiten der Gattung in Wissenschaften immer nur fragmentarisch (der Zeit nach) und gewährt keine Sicherheit wegen des Rückganges, womit es durch dazwischentretende staatsumwälzende Barbarei immer bedroht wird.

C.

Ebensowenig scheint die Gattung in Ansehung der Glückseligkeit, wozu beständig hinzustreben ihn seine Natur antreibt, die Vernunft aber auf die Bedingung der Würdigkeit, glücklich zu sein, d. i. der Sittlichkeit, einschränkt, ihre Bestimmung zu erreichen. — Man darf eben nicht die hypochondrische (übellaunige) Schilderung, die Rousseau vom Menschengeschlecht macht, das aus dem Naturzustande herauszugehen wagt, für Anpreisung, wieder dahinein und in die Wälder zurückzukehren, als dessen wirkliche Meinung annehmen, womit er die Schwierigkeit für unsere Gattung, in das Gleis der kontinuierlichen Annäherung zu ihrer Bestimmung zu kommen, ausdrückte; man darf sie nicht aus der Luft greifen: — die Erfahrung alter und neuer Zeiten muß jeden Denkenden hierüber verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde.

Seine drei Schriften von dem Schaden, den 1. der Ausgang aus der Natur in die Kultur unserer Gattung durch Schwächung unserer Kraft, 2. die Zivilisierung durch Ungleichheit und wechselseitige Unterdrückung, 3. die vermeinte Moralisierung durch naturwidrige Erziehung und Mißbildung der Denkungsart angerichtet hat: — diese drei Schriften[a]), sage ich, welche den Naturzustand gleich als einen Stand der Unschuld vorstellig machten (dahin wieder zurückzukehren der Torwächter eines Paradieses mit feurigem Schwert verhindert), sollten nur seinem Sozialkontrakt, seinem Emile und seinem

a) Gemeint sind: 1. der *Discours sur les arts* etc., 2. der *Sur l'inégalité* (1754) und 3. *La nouvelle Héloise* (1759).

Savoyardischen Vikar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrsal der Übel sich herauszufinden, womit sich unsere Gattung durch ihre eigene Schuld umgeben hat. — Rousseau wollte im Grunde nicht, daß der Mensch wiederum in den Naturzustand zurückgehen, sondern von der Stufe, auf [327] der er jetzt steht, dahin zurücksehen | sollte. Er nahm an: der Mensch sei von Natur (wie sie sich vererben läßt) gut, aber auf negative Art, nämlich von selbst und absichtlich[a]) nicht böse zu sein, sondern nur in Gefahr, von bösen oder ungeschickten Führern und Beispielen angesteckt und verdorben zu werden. Da nun aber hiezu wiederum gute Menschen erforderlich sind, die dazu selbst haben erzogen werden müssen, und deren es wohl keinen geben wird, der nicht (angeborene oder zugezogene) Verdorbenheit in sich hätte: so bleibt das Problem der moralischen Erziehung für unsere Gattung selbst der Qualität des Prinzips, nicht bloß dem Grade nach unaufgelöst, weil ein ihr angeborener böser Hang wohl durch die allgemeine Menschenvernunft getadelt, allenfalls auch gebändigt, dadurch aber doch nicht vertilgt wird.

* * *

In einer bürgerlichen Verfassung, welche der höchste Grad der künstlichen Steigerung der guten Anlage in der Menschengattung zum Endzweck ihrer Bestimmung ist, ist doch die Tierheit früher und im Grunde mächtiger als die reine[b]) Menschheit in ihren Äußerungen, und das zahme Vieh ist nur durch Schwächung dem Menschen nützlicher, als das wilde. Der eigene Wille ist immer in Bereitschaft, in Widerwillen gegen seinen Nebenmenschen auszubrechen, und strebt jederzeit, seinen Anspruch auf unbedingte Freiheit, nicht bloß unabhängig, sondern selbst über andere ihm von Natur gleiche Wesen[c]) Gebieter zu sein; welches man auch an dem kleinsten Kinde schon ge-

---

a) „und absichtlich“ Zusatz des Drucks.
b) „reine“ desgl.
c) „ihm . . . Wesen“ desgl.

wahr wird*): weil die Natur in ihm von der Kul|tur zur [328] Moralität, nicht (wie es doch die Vernunft vorschreibt) von der Moralität und ihrem Gesetze anhebend, zu einer darauf angelegten zweckmäßigen Kultur hinzuleiten strebt; welches unvermeidlich eine verkehrte, zweckwidrige Tendenz abgibt: z. B. wenn Religionsunterricht, der notwendig eine moralische Kultur sein sollte, mit der historischen, die bloß Gedächtniskultur ist, anhebt und daraus Moralität zu folgern vergeblich sucht[a]).

Die Erziehung des Menschengeschlechts im ganzen

*) Das Geschrei, welches ein kaum geborenes Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammerns, sondern der Entrüstung und aufgebrachten Zorns an sich; nicht weil ihm was schmerzt, sondern weil ihm etwas verdrießt[b]): vermutlich darum, weil es sich bewegen will und sein Unvermögen dazu gleich als eine Fesselung fühlt, wodurch ihm die Freiheit genommen wird[c]). — Was mag doch die Natur hiemit für eine Absicht haben, daß sie das Kind mit lautem Geschrei auf die Welt kommen läßt, welches doch für dasselbe und die Mutter im rohen Naturzustande von äußerster Gefahr ist? Denn ein Wolf, ein Schwein sogar würde ja dadurch angelockt, in Abwesenheit oder bei der Entkräftung derselben durch die Niederkunft es zu fressen. Kein Tier aber außer dem Menschen (wie er jetzt ist) wird beim Geborenwerden seine Existenz laut ankündigen; welches von der Weisheit der Natur so angeordnet zu sein scheint, um die Art zu erhalten. Man muß also annnehmen: daß in der frühen Epoche der Natur in Ansehung dieser Tierklasse (nämlich des Zeitlaufs der Rohigkeit) dieses Lautwerden des Kindes bei seiner Geburt noch nicht war; mithin nur späterhin eine zweite Epoche, wie beide Eltern schon zu derjenigen Kultur, die zum häuslichen Leben notwendig ist, gelangt waren, eingetreten ist; ohne daß wir wissen: wie die Natur und durch welche mitwirkende Ursachen sie eine solche Entwicklung veranstaltete. Diese Bemerkung führt weit, z. B. auf den Gedanken: ob nicht auf dieselbe zweite Epoche bei großen Naturrevolutionen noch eine dritte folgen dürfte; da ein Orang-Utang oder ein Schimpanse die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Kultur sich allmählich entwickelte.

a) „z. B. wenn . . . sucht" desgl.
b) „weil . . . verdrießt" desgl.
c) Denselben Gedanken äußert Kant oben § 82.

ihrer Gattung, d. i. kollektiv genommen (*universorum*), nicht aller einzelnen (*singulorum*), wo die Menge nicht ein System, sondern nur ein zusammengelesenes Aggregat abgibt, das Hinstreben zu einer bürgerlichen, auf dem Freiheits-, zugleich aber auch gesetzmäßigen Zwangsprinzip zu gründenden Verfassung ins Auge gefaßt, erwartet der Mensch doch nur von der Vorsehung, d. i. von einer Weisheit, die nicht die seine, aber doch die (durch seine eigene Schuld)[a]) ohnmächtige Idee seiner eigenen Vernunft ist, — diese Erziehung von oben herab, sage ich[b]), ist heilsam, aber rauh und strenge, durch viel Ungemach und bis nahe an die Zerstörung des ganzen Geschlechts reichende Bearbeitung der Natur, nämlich der Hervorbringung des vom Menschen nicht beabsichtigten, aber, wenn es einmal da ist, sich ferner erhaltenden Guten aus dem innerlich mit sich selbst immer sich veruneinigenden Bösen. Vorsehung bedeutet eben dieselbe Weisheit, welche wir in der Erhaltung der Spezies organisierter, an ihrer Zerstörung beständig arbeitender und dennoch sie immer schützender Naturwesen mit Bewunderung wahrnehmen, ohne darum ein höheres Prinzip in der Vorsorge anzunehmen, als wir es für die Erhaltung der Gewächse und Tiere anzunehmen schon im Gebrauch haben. — Übrigens soll und kann die Menschengattung selbst Schöpferin ihres [329] Glücks sein; nur daß sie es sein | wird, läßt sich nicht *a priori* aus den uns von ihr bekannten Naturanlagen, sondern nur aus der Erfahrung und Geschichte mit so weit gegründeter Erwartung schließen, als nötig ist, an diesem ihrem Fortschreiten zum Besseren nicht zu verzweifeln, sondern mit aller Klugheit und moralischer Vorleuchtung die Annäherung zu diesem Ziele (ein jeder, so viel an ihm ist) zu befördern.

Man kann also sagen: der erste Charakterzug[c]) der Menschengattung ist das Vermögen als vernünftigen Wesens, sich für seine Person sowohl als für die Gesell-

---

a) „(durch . . . Schuld)“ desgl.
b) „von . . . ich“ desgl.
c) So die Handschrift. Druck: „Charakter“.

schaft, worin ihn die Natur versetzt, einen Charakter überhaupt zu verschaffen; welches aber schon eine günstige Naturanlage und einen Hang zum Guten in ihm voraussetzt: weil das Böse (da es Widerstreit mit sich selbst bei sich führt und kein bleibendes Prinzip in sich selbst verstattet) eigentlich ohne Charakter ist.

Der Charakter eines lebenden Wesens ist das, woraus sich seine Bestimmung zum voraus erkennen läßt. — Man kann es aber für die Zwecke der Natur als Grundsatz annehmen: sie wolle, daß jedes Geschöpf seine Bestimmung erreiche, dadurch daß alle Anlagen seiner Natur sich zweckmäßig für dasselbe entwickeln, damit, wenngleich nicht jedes Individuum, doch die Spezies die Absicht derselben erfülle. — Bei vernunftlosen Tieren geschieht dieses wirklich und ist Weisheit der Natur; beim Menschen aber erreicht es nur die Gattung, wovon wir unter vernünftigen Wesen auf Erden nur eine, nämlich die Menschengattung, kennen[a]) und in dieser auch nur eine Tendenz der Natur[b]) zu diesem Zwecke: nämlich durch ihre eigene Tätigkeit die Entwicklung des Guten aus dem Bösen dereinst zustande zu bringen: ein[c]) Prospekt, der, wenn nicht Naturrevolutionen ihn auf einmal abschneiden, mit moralischer (zur Pflicht der Hinwirkung zu jenem Zweck hinreichender) Gewißheit erwartet werden kann. — Denn es sind Menschen, d. i. zwar bösgeartete, aber doch mit erfindungsreicher, dabei auch zugleich mit einer moralischen Anlage begabte vernünftige Wesen, welche die Übel, die sie sich untereinander selbstsüchtig antun, bei Zunahme der Kultur nur immer desto stärker fühlen und, indem sie kein anderes Mittel dagegen vor sich sehen, als den Privatsinn (einzelner) dem Gemeinsinn (aller vereinigt), obzwar ungern, einer Disziplin (des bürgerlichen Zwanges) zu unterwerfen, der sie sich aber nur nach von ihnen selbst

---

a) In H folgte hier anfangs noch der Satz: „und zwar in einer langen Reihe von Generationen, bis sie zuletzt auch, obzwar im idealischen Prospekt, auch jedes Individumm zu treffen verspricht.“

b) H: „der Natur vernünftiger Wesen“.

c) Kant: „im“ (vgl. Anmerkung a); korr. Hartenstein.

gegebenen Gesetzen unterwerfen, durch dies Bewußtsein sich veredelt fühlen, nämlich zu einer Gattung zu gehören, die der [330] | Bestimmung des Menschen, so wie die Vernunft sie ihm im Ideal vorstellt, angemessen ist.

Grundzüge

der Schilderung des Charakters der Menschengattung.

I. Der Mensch war nicht bestimmt, wie das Hausvieh zu einer Herde, sondern wie die Biene zu einem Stock zu gehören. — Notwendigkeit, ein Glied irgendeiner bürgerlichen Gesellschaft zu sein.

Die einfachste, am wenigsten gekünstelte Art, eine solche zu errichten, ist die eines Weisers in diesem Korbe[a]) (die Monarchie). — Aber viele solcher Körbe nebeneinander befehden sich bald als Raubbienen (der Krieg), doch nicht, wie es Menschen tun, um den ihrigen durch Vereinigung mit dem anderen zu verstärken — denn hier hört das Gleichnis auf —; sondern bloß den Fleiß des anderen mit List oder Gewalt für sich zu benutzen. Ein jedes Volk sucht sich durch Unterjochung benachbarter zu verstärken; und es sei Vergrößerungssucht oder Furcht, von dem anderen verschlungen zu werden, wenn man ihm nicht zuvorkommt: so ist der innere oder äußere Krieg in unserer Gattung, so ein großes Übel er auch ist, doch zugleich die Triebfeder, aus dem rohen Naturzustande in den bürgerlichen überzugehen, als ein Maschinenwesen der Vorsehung, wo die einander entgegenstrebende Kräfte zwar durch Reibung einander Abbruch tun, aber doch durch den Stoß oder Zug anderer Triebfedern lange Zeit im regelmäßigen Gange erhalten werden.

II. Freiheit und Gesetz (durch welches[b]) jene eingeschränkt wird) sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber damit das letztere auch von Wirkung und nicht leere Anpreisung sei:

a) H: „Stock".
b) Kant: „welche"; korr. Menzer.

so muß ein mittleres*) hinzukommen, nämlich Gewalt, welche, mit jenen verbunden, diesen Prinzipien Erfolg verschafft. — Nun kann man sich aber viererlei Kombinationen der letzteren mit den beiden ersteren denken:

A. Gesetz und Freiheit ohne Gewalt (Anarchie).

B. Gesetz und Gewalt ohne Freiheit (Despotism). | [331]

C. Gewalt ohne Freiheit und Gesetz (Barbarei).

D. Gewalt mit Freiheit und Gesetz (Republik).

Man sieht, daß nur die letztere eine wahre bürgerliche Verfassung genannt zu werden verdiene; wobei man aber nicht auf eine der drei Staatsformen (Demokratie) hinzielt, sondern unter Republik nur einen Staat überhaupt versteht und das alte Brocardicon[a]): *Salus civitatis* (nicht *civium*) *suprema lex esto* nicht bedeutet: Das Sinnenwohl des gemeinen Wesens (die Glückseligkeit der Bürger) solle zum obersten Prinzip der Staatsverfassung dienen; denn dieses Wohlergehen, was ein jeder nach seiner Privatneigung, so oder anders, sich vormalt, taugt gar nicht zu irgendeinem objektiven Prinzip, als welches Allgemeinheit fordert, sondern jene Sentenz sagt nichts weiter als: Das Verstandeswohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt; denn diese besteht nur durch jene.

Der Charakter der Gattung, so wie er aus der Erfahrung aller Zeiten und unter allen Völkern kundbar wird, ist dieser: daß sie, kollektiv (als ein Ganzes des Menschengeschlechts) genommen, eine nach- und nebeneinander existierende Menge von Personen ist, die das friedliche

*) Analogisch dem *medius terminus* in einem Syllogism, welcher, mit Subjekt und Prädikat des Urteils verbunden, die 4 syllogistischen Figuren abgibt.

a) = sprichwortähnliche Rechtsregel. Das auch sonst von Kant gelegentlich gebrauchte, heute ungebräuchlich gewordene Wort rührt von des Bischofs Burchard (französ. und italien. *Brocard*) zu Worms († 1025) Sammlung von Kirchengesetzen her, die meist sentenzenartige Form hatten.

Beisammensein nicht entbehren und dabei dennoch einander beständig widerwärtig zu sein nicht vermeiden können; folglich[a]) durch wechselseitigen Zwang unter von ihnen selbst ausgehenden Gesetzen zu einer beständig mit Entzweiung bedrohten, aber allgemein fortschreitenden Koalition in eine weltbürgerliche Gesellschaft (*cosmopolitismus*) sich von der Natur bestimmt fühlen: welche an sich unerreichbare Idee aber kein konstitutives Prinzip (der Erwartung eines mitten in der lebhaftesten Wirkung und Gegenwirkung der Menschen bestehenden Friedens), sondern nur ein regulatives Prinzip ist: ihr als der Bestimmung des Menschengeschlechts nicht ohne gegründete Vermutung einer natürlichen Tendenz zu derselben fleißig nachzugehen.

Frägt man nun: ob die Menschengattung (welche, wenn man sie sich als eine Spezies vernünftiger Erdwesen[b]) in Vergleichung mit denen auf anderen Planeten, als von einem Demiurgus entsprungene Menge Geschöpfe[c]) denkt, auch Rasse genannt werden kann) — ob, sage ich, sie als eine gute oder schlimme Rasse anzusehen sei: so muß ich gestehen, daß nicht viel damit zu prahlen sei. Doch wird [332] jemand[d]), der das Benehmen der | Menschen nicht bloß in der alten Geschichte, sondern in der Geschichte des Tages ins Auge nimmt, zwar oft versucht werden, misanthropisch den Timon[e]), weit öfterer aber und treffender den Momus[e]) in seinem Urteile zu machen, und Torheit eher als Bosheit in dem Charakterzuge unserer Gattung hervorstechend finden. Weil aber Torheit, mit einem Liniamente von Bosheit verbunden (da sie alsdann Narrheit heißt), in der moralischen Physiognomik an unserer Gattung nicht zu verkennen ist: so ist allein schon aus der Verheimlichung eines guten Teils seiner Gedanken, die ein jeder kluge

---

a) Das bei Kant hinter „folglich“ stehende „eine“ mit Recht gestrichen von Hartenstein.

b) H: „Wesen“.

c) „als . . . Geschöpfe“ fehlt in H.

d) Kant: „niemand“; korr. Hartenstein.

e) Timon der bekannte athenische Menschenhasser, Momus der Gott der Spottsucht.

Mensch nötig findet, klar genug zu ersehen: daß in unserer Rasse jeder es geraten finde, auf seiner Hut zu sein und sich nicht ganz erblicken zu lassen, wie er ist; welches schon den Hang unserer Gattung, übel gegeneinander gesinnt zu sein, verrät.

Es könnte wohl sein: daß auf irgendeinem anderen Planeten vernünftige Wesen wären, die nicht anders als laut denken könnten, d. i. im Wachen wie im Träumen, sie möchten in Gesellschaft oder allein sein, keine Gedanken haben könnten, die sie nicht zugleich aussprächen. Was würde das für ein von unserer Menschengattung verschiedenes Verhalten gegeneinander abgeben[a])? Wenn sie nicht alle engelrein wären, so ist nicht abzusehen, wie sie nebeneinander auskommen, einer für den anderen nur einige Achtung haben und sich miteinander vertragen könnten. — Es gehört also schon zur ursprünglichen Zusammensetzung eines menschlichen Geschöpfs und zu seinem Gattungsbegriffe: zwar anderer Gedanken zu erkunden, die seinigen aber zurückzuhalten; welche saubere Eigenschaft denn so allmählich von Verstellung zur vorsätzlichen Täuschung, bis endlich zur Lüge fortzuschreiten nicht ermangelt. Dieses würde dann eine Karikaturzeichnung unserer Gattung abgeben, die nicht bloß zum gutmütigen Belachen derselben, sondern zur Verachtung in dem, was ihren Charakter ausmacht, und zum Geständnisse, daß diese Rasse vernünftiger Weltwesen unter den übrigen (uns unbekannten) keine ehrenwerte Stelle verdiene, berechtigte*) — wenn nicht gerade eben |

*) Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer[b]), den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direktion der

a) Der Druck hat: „gegeneinander für eine Wirkung abgeben".

b) Kants Bemerkung, daß der bekannte Philosoph und Ästhetiker J. G. Sulzer (1720—79) auch die Direktion der schlesischen Schulen gehabt habe, beruht nach Külpe auf einem Irrtum. Die Antwort des Königs kannte Kant vielleicht aus *Nicolai, Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen (2. Aufl. 1790)* [Külpe]. Er erzählte selbst gern Anekdoten von Friedrich dem Großen.

[333] dieses verwerfende Urteil eine moralische Anlage in uns, eine angeborene Aufforderung der Vernunft verriete, auch jenem Hange entgegenzuarbeiten, mithin die Menschengattung nicht als böse, sondern als eine aus dem Bösen zum Guten in beständigem Fortschreiten unter Hindernissen emporstrebende Gattung vernünftiger Wesen darzustellen; wobei dann ihr Wollen im allgemeinen gut, das Vollbringen aber dadurch erschwert ist, daß die Erreichung des Zwecks nicht von der freien Zusammenstimmung der einzelnen, sondern nur durch fortschreitende Organisation der Erdbürger in und zu der Gattung als einem System[a]), das[b]) kosmopolitisch verbunden ist, erwartet werden kann.

Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: „Seitdem daß man auf dem Grundsatz (des Rousseau), daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebauet hat, fängt es an besser zu gehen.“ *„Ah* (sagte der König), *mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette maudite race à laquelle nous appartenons.“* — Zum Charakter unserer Gattung gehört auch: daß sie, zur bürgerlichen Verfassung strebend, auch einer Disziplin durch Religion bedarf, damit, was durch äußeren Zwang nicht erreicht werden kann, durch inneren (des Gewissens) bewirkt werde; indem die moralische Anlage des Menschen von Gesetzgebern politisch benutzt wird, eine Tendenz, die zum Charakter der Gattung gehört. Wenn aber in dieser Disziplin des Volks die Moral nicht vor der Religion vorhergeht, so macht sich diese zum Meister über jene, und statutarische Religion wird ein Instrument der Staatsgewalt (Politik) unter Glaubensdespoten: ein Übel, was den Charakter unvermeidlich verstimmt und verleitet, mit Betrug (Staatsklugheit genannt) zu regieren; wovon jener große Monarch, indem er öffentlich bloß der oberste Diener des Staats zu sein bekannte, seufzend in sich das Gegenteil in seinem Privatgeständnis nicht bergen konnte, doch mit der Entschuldigung für seine Person, diese Verderbtheit der schlimmen Rasse, welche Menschengattung heißt, zuzurechnen.

a) Hinter „System“ hatte die Handschrift ursprünglich noch das später durchgestrichene: „in ihrer wechselseitigen Unterordnung“.

b) H und Druck haben statt des von Hartenstein eingesetzten „das“: ‚d. i.‘, das an sich, indem es das ‚System‘ durch ‚kosmopolitisch verbunden‘ erklärt, passen würde, nicht aber zu der Satzkonstruktion.

Anhang.

Ergänzungen aus Kants Handschrift.

Vorbem. Im folgenden bezeichnet R. die Randbemerkungen in Kants Manuskript, T. die Stellen des Textes; die Ziffern sind die Seitenzahlen unserer Ausgabe. Die Randbemerkungen stehen oft an einer anderen Stelle als der, zu der sie inhaltlich gehören (letztere wird sich in der Regel aus unserem Sachregister ergeben). Bei den Textstellen sind die betr. Stellen unserer Ausgabe durch Angabe der Zeilenzahl und des betr. Stichwortes genau bezeichnet, worauf der Text der Handschrift in eckigen Klammern folgt; die in eckigen Doppelklammern [[ ]] stehenden Worte sind in der Handschrift durchstrichen. Ein [?] hinter einem Worte bedeutet, daß dasselbe unleserlich ist. Um einen Begriff von Kants Arbeitsweise zu geben, ist die Rechtschreibung des Manuskriptes, mit allen Fehlern und Inkonsequenzen, genau wiedergegeben. Nur die dort völlig fehlende Interpunktion ist hinzugefügt, um dem Leser die Arbeit einigermaßen zu erleichtern. *K. V.*

R. 412. Das Erkentnis besteht aus zwei stücken, der Anschauung und dem Denken. In [?] dem Bewußtsein beyder sich seiner bewußtsein, ist nicht sich selbst wahrnehmen, sondern die Vorstellung des Ich im Denken. Um sich zu kennen, muß man sich wahrnehmen. *perceptio.* wozu auch *apperceptio.*

T. 14, Zeile 8 v. o. Schriftsteller, [wenn [[er]] ihm der öffentliche Beyfall allgemein entzogen würde bey anderen, die sich auf dergleichen Nachforschungen nicht zu verstehen freymüthig bekennen, dennoch im Verdacht bleiben, daß es Irrthum seyn müsse, was er gelehrt hat; denn über das Urtheil Anderer [[kann]] als Probierstein der Wahrheit [[nicht entbehrt werden]] kann man nicht so gleichgültig hinwegsehen]

T. 21, Zeile 13 v. o. und [beharrlich den Sinnen vorgelegt werden können, sondern wo, nämlich in der Zeit, die Phänomene (des Gemüths) im beständigen Flusse sind und in verschiedenen Stunden immer verschiedene Ansichten eben desselben Objects geben, welches hier die Seele (des Subjects selber) ist [[dem Erkentnisvermögen immer aufs neue]] untergelegt werden können,

um eine Erfahrung zu begründen, sondern die innern Wahrnehmungen [[deren]], die nach [[ihrem]] dem Verhältnis in der Zeit einander beygeordnet werden, [[stellen ihren Gegenstand gleichsam]] sind selbst im Fließen begriffen [[vor mit und in continuirlicher Veränderung]] dem Vergehen einiger und dem Entstehen Anderer [[vor]], wodurch es leicht geschieht, daß Einbildungen statt Wahrnehmungen eingeschoben werden und, was wir [[unversehens selbst]] hinzu dichten, fälschlich für innere Erfahrung genommen [[wird]] und uns von uns selbst angedichtet]

R. 21 Mitte. Von dem anschauenden und reflectirenden Bewußtsein. Das erstere kann empirisch oder *a priori* seyn. Das andere ist nie empirisch, sondern jederzeit intellektuel.

Das letztere ist entweder *attendiren* oder *abstrahiren.* Wichtigkeit im pragmatischen Gebrauch.

Reflexion ist die Vergleichung der Vorstellung mit Bewußtseyn, wodurch ein Begriff (des Objects) möglich wird. Sie geht also vor dem Begriff vorher, setzt aber Vorstellung überhaupt voraus

Das Bewußtseyn seiner selbst (*appercept:*) ist nicht empirisch Aber das Bewußtsein der *Apprehension* einer (*a posteriori*) gegebenen Vorstellung ist empirisch

Doppelt Ich.

R. 22 unten. Vom willkührlichen *ignoriren* und keine Notiz nehmen

R. 25 Anm. Klarheit der Begriffe (Verstandesklarheit) und der Darstellung der Begriffe. Diese ist Helligkeit des Kopfs

T. 26, Zeile 1 v. u. wenn [dieses Erkentnis Erfahrung sein soll 1.) Auffassung de[s]r gebenen [[Objects (*apprehensio*)]] Vorstellung. 2.) Bewußtseyn des Mannigfaltigen in ihr enthaltenen (*apperceptio*). 3.) Überlegung der Art der Verbindung dieses letzteren in Einem Bewußtsein (*reflexio*) zu einem solchen Erkentnis gehören

R. 30 Anm. [Sinnlichkeit ist das Vorstellungsvermögen eines Subjects, so fern es afficirt wird.

Als Mangel und als Ergänzungszustand zum Erkenntnis.

Eine Vorstellung entsinnen oder entsinnlichen]

T. 30, Zeile 14 v. o. begründet [Da nun bey der ersteren es im Erkentnis der Gegenstände blos auf die subjective Beschaffenheit ankommt mit Eindrücken, welche vom Object herkommen, (zu einer gewissen Art es sich vorzustellen) afficirt zu werden, welche nicht bey allen Subjecten gerade eben dieselbe seyn darf, so [[kann man]] sagt man: diese stellen uns die Gegenstände der Sinne nur vor, wie sie uns erscheinen, nicht nach dem, was sie an sich selbst sind. (Weil aber diese Erscheinungen mit dem Verstandesgesetze innigst verbunden sind, so ist das Erkentnis (von Gegenständen der Sinne), welches Erfahrung heißt, darum nicht minder gewiß, als ob es die Gegenstände an sich selbst beträfe, und da es für uns keine Kenntnisse geben kann als von Dingen, die unseren Sinnen vorgelegt werden

können, so mag es immer in der Vernunftidee Begriffe geben, welche über jene ihre Grentze hinaus, aber nur in practischer Absicht (der Freiheitsidee) objective Realität haben; uns gehen hier nur diejenige an, welche unseren Sinnen gegeben werden können)

T. 30, 2. Absatz. Anmerkung [Zweiter Abschnitt. Von der Sinnlichkeit.

Daß dieser Satz sogar vom inneren Selbst gelte und daß der Mensch, wenn er sich innerlich nach den Eindrücken, die gewisse Vorstellungen, aus welchen Ursachen sie auch entspringen mögen, beobachtet er sich auch dadurch, [[doch]] nur erkennen könne, wie er sich selbst erscheint, nicht wie er schlechthin ist, das ist ein kühner metaphysischer Satz (*paradoxon*), der in einer Anthropologie gar nicht zur Frage kommen kann. — Daß [[er]] aber, wenn er innere Erfahrungen [[von]] an sich selbst [[mache]] anstellt, [[daß]] wenn er [[durch]] diese Nachforschung [[auch noch]] so weit verfolgt, als er kann, er doch gestehen müsse, das Selbsterkentnis führe zu unergründlicher Tiefe zum Abgrunde in der Erforschung seiner Natur*, gehört zur Anthropologie.

Alles Erkentnis setzt Verstand voraus. Das Verstandeslose Vieh hat wohl [[vielleicht]] etwas dem Ähnliches, was wir Vorstellungen nennen (weil es den Wirkungen nach mit dem, was Vorstellungen im Menschen sind, [[sehr]] übereinkommt), was aber vielleicht gantz davon unterschieden seyn mag — aber kein Erkenntnis von Dingen; denn dazu gehört Verstand, ein Vorstellungsvermögen mit Bewußtsein der Handlung, wodurch die Vorstellungen auf einen gegebenen Gegenstand bezogen und dieses Verhältnis gedacht wird. — Wir verstehen aber [[der Form nach]] nichts recht als das, was wir zugleich machen können, wenn uns der Stoff dazu gegeben würde, und so ist der Verstand ein Vermögen der Spontaneität in unserem Erkentnis, ein oberes Erkentnisvermögen, weil es die Vorstellungen gewissen Regeln *a priori* unterwirft und selbst die Erfahrung möglich macht.

In dem Selbsterkentnis des Menschen durch innere Erfahrung macht er nicht das in ihm selbst wargenommene, denn das hängt vom Eindrucke (der Materie der Vorstellung) ab, den er empfängt. Also ist er so fern leidend, d. i. er hat eine Vor-

---

* Mensch, der du dir ein schwer Probleme in Deinen eigenen Augen bist,
Nein, ich vermag dich nicht zu fassen.
Pope nach Brocks Übersetzung[a)]

---

a) Das Zitat stammt aus *B. H. Brockes, Versuch vom Menschen des Herrn Alexander Pope, Hamburg 1740*, genauer aus einem französischen, in diesem Buch enthaltenen Gedicht: *Les contradictions de l'homme* [Külpe].

stellung von sich selbst, wie er von sich selbst afficirt wird, die also ihrer Form nach blos von der subjektiven Beschaffenheit seiner Natur abhängt, mithin die nicht als dem Object angehörig gedeutet werden darf, obgleich er doch auch Recht hat, sie dem Object (hier seiner eigenen Person) beyzulegen; aber mit der Einschränkung, daß er sich selbst als Gegenstand durch diese Vorstellung in der Erfahrung nur erkennen kann, wie er ihm erscheine, nicht wie er der Beobachtete an sich selbst ist. — Wollte er sich auf die letztere Art erkennen, so müßte er ein Bewußtsein der reinen Spontaneität (den Freyheitsbegriff) zum Grunde legen (welches auch angeht), aber alsdann würde es nicht Warnehmung des inneren Sinnes und darauf gegründetes empirisches Erkentnis seiner selbst (innere Erfahrung) sein können, sondern nur Bewußtseyn der Regel seines Thuns und Lassen, ohne dadurch ein theoretisches (physiologisches) Erkentnis seiner Natur erworben zu haben, als worauf die Psychologie eigentlich ausgeht. — Das empirische Selbsterkentnis stellt also dem inneren Sinn den Menschen vor, wie er ihm erscheint, nicht wie er an sich selbst ist, weil jenes Erkentnis blos die Affectibilität des Subjects, nicht die innere Beschaffenheit desselben als Objects vorstellig macht.

Wie ist nun die große Schwierigkeit zu heben, die darin liegt, daß das Bewußtseyn seiner selbst, doch nur Erscheinung von sich selbst, nicht den Menschen an sich selbst darstelle, und es zwar nicht ein doppeltes Ich, aber doch ein doppeltes Bewußtsein dieses Ich, einmal das des bloßen Denkens, dann aber auch der inneren Warnehmung (ein rationales und empirisches) gebe, d. i. discursive und intuitive Apperception, wovon die erste zur Logik, die andere zur Anthropologie (als Physiologie) gehört, jene ohne Inhalt (Materie des Erkentnisses), diese von dem inneren Sinne mit einem Inhalte versehen ist?

Ein Gegenstand des (äußeren oder inneren) Sinnes, so fern er wargenommen wird, heißt Erscheinung (*phaenomenon*). Das Erkentnis eines Gegenstandes in der Erscheinung (d. i. als Phänomens) ist Erfahrung. Also ist Erscheinung diejenige Vorstellung, wodurch ein Gegenstand der Sinne gegeben wird (ein Gegenstand der Warnehmung d. i. der empirischen Anschauung), Erfahrung aber oder das empirische Erkentnis diejenige, wodurch er zugleich als ein solcher gedacht wird. — Also ist Erfahrung die Handlung (der Vorstellungskraft), wodurch Erscheinungen unter den Begriff von einem Gegenstande derselben gebracht werden, und Erfahrungen werden gemacht, dadurch daß Beobachtungen (absichtliche Warnehmungen) angestellt und über die Vereinigung derselben unter Einem Begriffe nachgedacht (reflectirt) wird. — Wir erwerben und erweitern unser Erkentnis durch Erfahrung, indem wir dem Verstande Erscheinungen äußere oder auch des inneren Sinnes als den Stoff unterlegen, und niemand zweyfelt daran, daß wir nicht eben so gut innere Beobachtungen unserer selbst und Erfahrungen dieser Art

[[anstellen]] machen könnten; allein [[das]], wenn wir [[auch den]] nun von Gegenständen des inneren Sinnes (der als Sinn immer nur Erscheinungen liefert) zu sprechen wagen, daß wir [[von diesen nur Er]] [[selbst]] sogar durch diesen [[nur]] zur Erkentnis unserer selbst nicht, wie wir sind, sondern wie wir uns (innerlich) erscheinen, gelangen können, so ist in diesem Satze etwas Empörendes, was wir näher betrachten müssen. — Dergleichen Urteil lassen wir zwar für Gegenstände außer uns gelten, aber es sieht ganz wiedersinnisch aus, es, auf das wir in uns selbst warnehmen, anzuwenden. — Daß einige Wortverdreher Erscheinung[[en]] und Schein für einerley nehmen und [[wohl]] sagen, jener Satz bedeute so viel als: es scheint mir nur, daß ich existire [[oder]] und diese oder jene Vorstellung habe, ist eine Verfälschung, die keiner Wiederlegung werth ist.

Diese Schwierigkeit beruht gäntzlich auf der Verwechslung des inneren Sinnes (und des empirischen Selbstbewußtseins) mit der Apperception (dem intellectuellen), welche gewöhnlich für einerlei [[behauptet]] genommen werden. Das Ich in jedem Urtheile ist weder eine Anschauung noch ein Begriff [[sondern]] und gar keine [[auf irgend ein Object bezogene]] Bestimmung irgend eines Objects, sondern [[der]] ein Verstandesact des bestimmenden Subjects überhaupt und das Bewußtsein seiner selbst die reine Apperception selbst mithin blos [[logisch]] zur Logik (ohne alle Materie und Inhalt) gehörig. Das Ich dagegen des inneren Sinnes, d. i. der Wahrnehmung und Beobachtung seiner selbst, ist nicht das Subject des Urtheils, sondern ein Object. Das Bewußtseyn des sich selbst Beobachtenden ist eine ganz einfache Vorstellung des Subjects im Urtheil überhaupt, wovon man alles weis, wenn man es blos denkt; aber das von sich selbst beobachtete Ich ist ein Inbegriff von so viel Gegenständen der inneren Warnehmung, daß die Psychologie vollauf zu tun hat, um alles darinn im Verborgenen liegende auszuspühren und nicht hoffen darf, damit jemals zu Ende zu kommen und die Frage hinreichend zu beantworten: Was ist der Mensch?

Man muß also die reine Apperception (des Verstandes) von der empirischen (der Sinnlichkeit) unterscheiden, bey welcher letzteren, wenn das Subject auf sich attendirt, es sich dadurch auch zugleich afficirt und so [[Erscheinungen]] Empfindungen in sich aufruft, d. i. Vorstellungen zum Bewußtsein bringt, die der Form ihres Verhältnisses nach untereinander der subjectiven formalen [[Bedingungen]] Beschaffenheit der Sinnlichkeit, nämlich der Anschauung in [[Raum und]] der Zeit (zugleich oder nacheinander zu sein), nicht blos den Regeln des Verstandes gemäs sind. Da nun [[diese letzteren Bedingungen]] jene Formen nicht als für jedes Wesen überhaupt, das sich seiner bewußt ist, geltend angenommen werden kann, so wird das Erkentnis, was den inneren Sinn des Menschen zum Grunde hat, diesen bey der inneren Erfahrung nicht vorstellen, wie er an sich selbst ist (weil die Bedingung nicht für alle denkende Wesen gültig ist,

denn sonst wäre eine Vorstellung des Verstandes), sondern ist blos ein Bewußtseyn der Art, wie der Mensch [[sich selber]] in der inneren Beobachtung [[sich]] ihm selbst erscheint.

Das Erkentnis seiner selbst nach derjenigen Beschaffenheit [[die]], was er an sich selbst ist, kann durch keine innere Erfahrung erworben werden und entspringt nicht aus der Naturkunde vom Menschen, sondern ist einzig und allein das Bewußtseyn seiner Freyheit, welche ihm durch den categorischen Pflichtimperativ, also nur durch den höchsten practischen Vernunft kund wird.

Von dem Felde der Sinnlichkeit im Verhältnis zum Felde des Verstandes.

§ 8

Eintheilung

Das Gemüth (*animus*) des Menschen [[als der]] als Inbegriff aller Vorstellungen, die in demselben Platz haben, hat einen Umfang (*sphaera*), der die drey [[Abtheilungen]] Grundstücke: Erkentnisvermögen, Gefühl der Lust und Unlust und Begehrungsvermögens befaßt, deren jedes in zwey Abtheilungen dem Felde der Sinnlichkeit und der Intellectualität zerfällt. (dem der sinnlichen oder intellectuellen Erkenntnis, Lust oder Unlust, und des Begehrens oder Verabscheuens).

Die Sinnlichkeit kann als Schwäche oder auch als Stärke betrachtet werden.]

R. 32f. Anm. [Das Bewußtseyn seiner selbst ist entweder discursiv im Begriff, oder intuitiv in der inneren Anschauung der Zeit. — Das Ich der Apperception ist einfach und verbindend; das aber der Apprehension zusammengesetzt aus Wahrnehmungen und geht auf ein Mannigfaltiges mit einander Verbundener in dem Ich als Gegenstand der Anschauung. Dieses Mannigfaltige in seiner Anschauung ist gegeben . . . . [*verwischt*] eine Form *a priori*, in der es geordnet werden kann . . . .]

R. 34 (§ 9). Die Wahrnehmung (empirische Anschauung mit Bewußtseyn) könne nur Erscheinung des inneren Sinnes genannt werden. Damit sie aber innere Erfahrung werde, muß das Gesetz bekannt sein, welches die Form der Verbindung in einem Bewußtseyn des Objects bestimmt.

Der Mensch kann sich selbst innerlich nicht beobachten, wenn er nicht durch eine Regel geleitet wird, unter der allein die Warnehmung verbunden seyn müsse, wenn sie ihm eine Erfahrung liefern soll. Daher sind jene insgesamt nur Erscheinung von sich selbst; daraus sich selbst zu erkennen, muß er das Princip der Erscheinung (in Raum und Zeit) zum Grunde legen, um zu wissen: was ist der Mensch?

Die Sinnlichkeit als Stärke oder Schwäche

R. 45, 1. Absatz. Von einem Paar, das Gäste bekam, die sich vorher nicht angemeldet hatten.

Einschränkung der Ansprüche der Sinnlichkeit des Erkenntnisvermögens. — NB. es muß zuletzt vor den Titel des Verstandes kommen.

R. 46 unten (inhaltlich zu § 12 gehörig). Nicht bey Sinnen seyn, unbesonnen verfahren.

Von der Leichtigkeit, etwas zu thun (*promtitudo*). Von der subjektiven Nothwendigkeit, etwas zu thun (*habitus*) Fertigkeit. Die mechanische Leichtigkeit, die von der Übung abhängt, ist von der dynamischen, welche objectiv ist, unterschieden. Die Tugend ist nicht Fertigkeit, sondern Stärke.

T. 47, Zeile 4 von unten. d. i. [sie bewegen mehr die bloße Lebensempfindung des Subjects (ein Organ afficirt zu wissen), als daß sie zum Erkentnis des afficirenden Gegenstandes und seiner Beschaffenheit etwas beytrügen. Daher können sich in Ansehung der ersteren Menschen sehr wohl einverständigen [[und als]], statt dessen über die Sinnesempfindung der letzteren man gemeiniglich weit auseinander ist sie]

R. 48, 2. Absatz. Von dem Sinn des Gesichts ohne Farbe und des Gehörs ohne Musik

R. 50 oben. Vom Gefühl der Muskeln des Mundes bey Stimme.

R. 51 (hinter § 49). Leichtsinnig, der ohne zu untersuchen etwas statuirt.

Leichtgläubig, der auf anderer Zeugnis ohne Untersuchung trauet.

Ungläubisch, der auf kein Zeugnis Glaube setzt.

Gläubiger (*creditor*), der auf das Versprechen eines anderen Vertrauen setzt. Die Gläubigen sind die, so ein wirkliches oder vermeyntes Versprechen eines Wesens, was nicht betrügen kann, vertraut

Abergläubisch (*superstitios.*) der, was er sich selbst verspricht, für das Geschenk [?] eines anderen hält

R. 54 oben. Der Geruch läßt sich nicht beschreiben, sondern nur durch Ähnlichkeit mit einem andern Sinn (wie Musik mit Farbenspiel), z. B. des Geschmacks, vergleichen z. B. das riecht sauer, süß, fäulig — Anhauch des Thonschiefers.

R. 54 unten. Eintheilung — Anthropologische Elementarlehre. Exposition und Methodenlehre. Charakteristik. Element. Lehre. Vom Erkentnisvermögen, dem Gefühl der Lust und Unl. und Begehrungsvermögen. — Alles dieses sinnlich oder intellectuell. Vom sinnlichen Erk.Verm. 1. Von den Sinnen 2. der Einbild.kraft. Annehmlichkeit die sich aufdrängt a — Musik b. Geruch. *Curiosus* ist, der begierig ist, Seltenheiten zu erfahren oder auch zu besitzen, für Curiose.

Zu starkes Licht oder Geschrey macht blind und taub, d. i. man kann nicht Begriffe vom Objecte bekommen.

Ob nicht wirklich noch ein 6ter Sinn, nämlich in Ansehung des Geschlechts, anzunehmen (*papagey*); der Kuß ist ein Genuß zwischen beyden Geschlechtern, Die Umarmung derer von dem-

selben Geschlecht oder der kleinen noch stammelnden Kinder bloser Liebeserguß. Analogie

T. 55 Mitte. Wohlhabenden [sehr wohl ersetzlich. ziemlich zu ersetzen. Ein Blind gebohrener oder in der Folge dazu gewordener vermißt nach gerade seinen Verlust nicht sonderlich,]

R. 58 (hinter § 24). NB. Oben vom *animus sui compos,* der alle Gemüthsveränderungen in seiner Gewalt hat.

Von stumpfen, schwachen, blöden Sinnen — Gefühl der Mattigkeit und Stärke *sagacitaet,* der Hunde Spähen. — Der Alte glaubt sich wohl zu befinden, indem die *vital*empfindung schwach wird. — Blinde unterscheiden Farben des Gefühls. Scharfe Sinne zum Warnehmen, zarte zum Unterscheiden.

T. 60, Zeile 11 von oben. verstehen, [denn die kann neu genug seyn und der Seltenheit wegen, imgleichen der Verborgenheit wegen, darin sie liegen. Die Attention]

R. 60. Monotonie, Disharmonie und Atonie des Empfindungsvermögens.

Steigen mit der Dosis.

Die Angewohnheit macht sie nothwendig

T. 60, Zeile 11 v. u. Aufmerksamkeit. [Man nennt die Neigung, solche Seltenheiten zu sehen, die Curiosität; wiewohl auch diejenige, das Geheimgehaltene, blos darum weil es geheim gehalten wird, auszuforschen mit diesem Nahmen benennt wird, aber alsdann eine unächte genannt zu werden verdient.]

T. 63, Zeile 6 v. u. mögen. [Wenn man ohne irgend eine bekannte Ursache sich beym zubette gehen schläfrig aber doch schlaflos findet, so wird man bey ruhiger Aufmerksamkeit auf seine körperliche Empfindung etwas spastisches sowohl in Muskeln der Füße als auch sogar im Gehirn warnehmen und im Augenblicke des Einschlafens eine Abspannung fühlen, welche eine sehr angenehme Empfindung ist. — Daß das Wachen ein Zustand der Anspannung und Zusammenziehung aller Fasern sey, ist auch an dem Phänomen zu ersehen, daß Rekruten, welche, nachdem sie eben aus dem Schlafe geweckt worden und aufstehend gemessen werden, etwa um einen halben Zoll länger befunden werden, um welches Maas sie doch kürtzer befunden werden, wenn sie in ihrem Bette [[liegend]] eine Zeitlang wachend gelegen haben.

Der Schlaf ist nicht blos ein Bedürfnis der Abspannung erschöpfter Kräfte, sondern auch ein Genuß der Behaglichkeit, im Anfange sowohl (der Einschläferung) als auch beym Ende desselben (dem Erwachen). Mit diesem aber, sowie mit allem Genusse, ist es nothwendig sparsam zu seyn, weil er die Empfindungsfähigkeit mit ihr, aber auch die Lebenskraft [[schwächt]] erschöpft. — Es ist hiemit wie mit dem Maas der Speisen in der Vorstellungsart des Mohammedaners bewandt, wo es heißt, daß einem jeden Menschen schon bey seiner Geburt zugewogen worden, wie viel er essen soll. Ißt er viel, so hat er seine Portion bald aufgezehrt und stirbt frühe: speiset er mäßig, so

hat er lange zu essen, also auch zu leben. — Eben das könnte man auch vom Schlaf sagen: wer in jüngeren, aber doch männlichen Jahren viel schläft, wird im Alter wenig Schlaf haben, welches ein trauriges Schicksal ist. — Die Kalmüken geben es für schändlich aus, im Tage zu schlafen, und die Siesta der Spanier giebt keinen sonderlichen Begriff von ihrer Rüstigkeit.]

T. 66, Zeile 4 v. u. träumen [d. i. bey der Unempfindlichkeit aller äußeren Sinnenwerkzeuge ein analogisch mit den Erfahrungsgesetzen unwillkührliches Spiel der Einbildungen erleiden, wiewohl auch derjenige, welcher im Wachen dem Hange unterworfen ist, Phantasieen unter die Erfahrungen zu mengen und sie damit zu verschmeltzen, ein Träumer genannt wird.]

R. 71, 2. Absatz. Die Einbildungskraft ist entweder schöpferisch (*productiv*) oder wiedererzeugend (*reproductiv*). Die letztere bedarf des Gesetzes der *association* der Vorstellungen. Die bezeichnende ist willkührlich zur Absicht der *reproduction associi*rende. — In Ansehung der Zeit ist sie die zurücksehende, die apprehendirende und die vorhersehende Einbildungskraft

T. 77, Zeile 7 v. o. *species*). [Wir können uns daher kein vernünftiges Wesen unter keiner anderen Gestalt schicklich denken, als der eines Menschen]

R. 77 Mitte. Das Abspringen von der Materie des Discurses

R. 79 Anm. *facultas signatrix* gehört zur beygesellenden Einbildungskraft.

Wenn wir aber wirkliche Sinnvorstellungen (nicht einbildungen), deren Verknüpfung nach einer Regel Erfahrung heißt, unsere Vorstellungen als von selbst an einander geknüpft warnehmen, so geschieht das in der Zeit und ist Assoziat.

Von der nothwendigkeit zweyer Geschlechter zur Fortpflanzung

R. 81 Anm. 1. Bildung durch kalte oder warme Crystallisation, indem ein Auflösungsmittel (Wärme oder Wasser) entweicht, e. g. im Kalkspat

a) die mechanische Bildung der Gestalt: wo der See [?]

b) die Zusammenfügung.

Die Synthesis der Aggregation (mathematisch) und der Coalition (dynamisch).

Verstand Urteilskr. Vernunft.

R. 84 (hinter § 32). Lüge der Kinder

R. 86 (hinter § 33). nicht Tollhäuser besuchen (*inhaltlich vgl. S. 83*)

R. 96, 1. Absatz. Astronomie

Unnützlichkeit der Weissagung

T. 98, als Anmerkung zu § 34, Schluss. Nach Sonnerat[a]) haben die Indier auf der Malabarküste großenteils einen

---

[a]) Vgl. *Sonnerat, Reise nach Ostindien und China* (aus d. Französischen) 1. Bd., Zürich 1783, S. 60. 69 [Külpe].

sehr geheim gehaltenen Orden, dessen Zeichen (in Gestalt einer runden Blechmüntze) an einem Bande am Halse unmittelbar an der Haut hängt, welches sie ihr Tali nennen, was bey ihrer Einweyhung mit einem mystischen Worte, das einer dem Andern nur beim Sterben ins Ohr sagt, begleitet wird. Die Tibetaner aber haben gewisse geweihete Dinge, z. B. mit gewissen heiligen Worten beschriebene Fahnen oder auch geweihete Steine, womit ein Hügel besteckt oder belegt wird, die sie ihr Mani nennen, im Gebrauch. Aus der Zusammensetzung beyder ist vermutlich das Wort Talismann entsprungen, welches mit dem Manitou der amerikanischen Wilden in Wort und Sinn übereinzustimmen scheint.

R. 100, 1. Absatz. Vom Aberglauben.
Nominal und *real*zeichen.
Mittelbar — unmittelbar.

T. 100, hinter § 38. würde. [[[Für die]] Zur Bezeichnung der Gedanken, nicht der bloszen Empfindung bedient sich der Mensch anfänglich mimischer, dann der Lautzeichen der Sprache und endlich der allegorischen Zeichen der [[sichtbaren Abbildungen von]] Bilder, welche eine Analogie mit [[nicht sichtbaren Din]] blos denkbaren Gegenständen enthalten sollen]

R. 101 oben. A. Zeichen Willkührliche 1. der Gebehrdung (mimisch) 2. Schriftzeichen (Buchstaben) 3. Tonzeichen (Noten) 4. Geheime Zunftzeichen (Chiffern) 5. Standeszeichen (Wappen) 6. Dienstzeichen (Uniform oder Liverey) 7. Ehrenzeichen (Ordensbänder) 8. Schandzeichen (Brandmark) 9. Kennzeichen (*nota*) 10. Merkzeichen (Interpunktion) 11. Denkzeichen (*signum rememorativum*)

B Natürliche Zeichen | Zeichen für Sachen an sich
C Wunderzeichen | halten. *Zodiac.*

Wirkungen sind Zeichen von ihren Ursachen.
Zeichen des Thierkreises — Sternbilder.
Sterndeutkunst (*astrol. ind*) Zeichen am Himmel, Cometen, Finsternisse, Nordlicht. Ob die heil. Zahl den Weltlauf anzeige [?]. Der Sonne und Mond verfolgende Drache *apocalipt.* Zeichendeuterei, mystische Zeichen, heil. 7 — x. x. Planeten, Metalle. Wochentage und Weltepochen. Aberglaube der Fischer.

R. 106, hinter § 39. Der 13te Tischgast.
Mancher kargt, betrügt, um 100000 voll zu hinterlassen.

R. 108, hinter § 41. 1. was will ich? 2. worauf kommts an? 3. was gewinne ich? (was kommt heraus?
Richtiger Verstand, geübte Urtheilskraft und gründliche Vernunft.

R. 112, 1. Absatz. Vorläufige Urtheile

R. 113. Von der natürlichen und bürgerlichen Unmündigkeit.
Wie viel räumt nicht die Vernunft in Ansehung der sein sollenden Geschichte auf! Sie ist nicht blos Fabel, sondern große Lüge.

Spitzfindigkeit und Mikrologie, Mutmaßung, Vorbegriffe zum Erfinden, *Sagacitäts*vermög. Wahrscheinlichkeit für die Urteilskraft. Einsicht für die Vernunft. Begreifung dessen, was man selbst machen kann, *mathematic.* Man wundert sich doch darüber, daß es so erfolgt.

R. 118 Mitte. Schatzgraben, Goldmachen und Lotteriespielen — Aberglauben, den alle haben, die aufs Glück rechnen. Fischer, Jäger.

R. 122 Mitte. *absentia* — lange Weile.

Romanles. Zerstreuung Glauben, Credit

R. 124 oben. fragmentarisch, nicht zurück und vorwärts

R. 128 Mitte. Gemüthskrankheiten sind 1. Schwächung 2. Stöhrung und ein Mittel zwischen beyden (*Raptus* oder Hypochondrie) Grillenkrankheit.

R. 130 unten. Was will ich? xx —

Selbst denken — An der Stelle des

Die erste ist, daß über sich selbst keine Regierung [?] in Ansehung der Aufmerksamkeit auf seine Gefühle hat, sie also aus lauter Launen besteht

R. 134 Mitte. Im Wahnwitz ist ein System.

Arouet hatte 2 Narren zu Söhnen.

2) nicht rasende.

Gestöhrt. *mente captus*

T. 137. Zeile 7 von unten. verlieren [Aber das ist nur ein [[Aberglaube]] Spruch des in der Erdkunde ganz unkundigen Pöbels; [[denn die welche sich]], wovon der der Seefarth als Geschäftsmann gewidmete nichts weiß. Allein daß mancher sich auf ein Schiff nach Indien begeben haben mag, weil er [[glaubte]] den Wurm hatte, dort würde es ihm an Mitteln reich zu werden nicht fehlen, ist [[die Ursache dieses]], weil es einmal einem damit gelang, Die Ursache von manchem. Aber der Keim der Narrheit, auf Gut Glück das Abentheuer des Reichwerdens ohne Arbeit zu bestehen, wuchs in der Zeit und kam bei der Rückkehr zur Vollendung.]

R. 138 oben. Natur und Kunst in Produkten des Erkentnisvermögens

Witz, schlauer Kopf, Sagacität und Originalität

1) den Stoff (gleichartigen) fertig zu schaffen

2) zu wissen, wie man ihn suchen und erfinden soll

3) Wie man ohne Nachahmung ihn verbinden solle — Von der Brühe

T. 139 unten (hinter § 53). kann.

[Von den Talenten des Erkentnisvermögens, die dem Verstande zu Gebote stehen.

§ 39.

Sie sind der Witz die [[Sagacität]] Forschergabe [[und die Originalität]] Eigenthümlichkeit des Talents (ein witziger [[schlauer]] nachdenkender und eigenthümlicher Kopf [[oder]], ein

Genie). Es sind Naturgaben, welche die Ausübung dessen, was in den Begriffen des Verstandes liegt, zu befördern dienen. Die Tauglichkeit dazu (*habilitas*) läßt sich nicht erwerben: Die Natur muß den Menschen hiemit ausgestattet haben. Man kann sie aber cultiviren und man versteht hierunter nicht blos das Vermögen, sondern auch ein Hang (Instinkt) dazu, sich derselben zu bedienen [[so daß gleichsam unwillkührlich dahin streben den Verstand hinreichend mit Stoff zum Denken zu versorgen]]. Wenn unter dem Wort *Ingenium*, wie es nach dem Buchstaben genommen werden möchte, das angebohrne Talent überhaupt verstanden wird, so würde das erstere die Fertigkeit (*promtitudo*), das zweite die Sagacität, das dritte die Originalität des Kopfs in Anordnung seiner Gedanken bedeuten. — Die Einbildungskraft liefert den Stoff [[den der Verstand]], und dieser mag in verschiedenen Köpfen einerley seyn; aber das Talent, ihn für den Gebrauch des Verstandes zu bearbeiten, kann hiebei doch große Verschiedenheit.

Das Vermögen der [[Association]] Vereinbarung fremdartiger Vorstellungen der Begriffe durch den Verstand ist der schöpferische Witz (*perspicacia*).]

T. 140 unten (hinter § 54). einschränkt. [Die Sagacität oder Erforschungsgabe ist auch ein Naturgeschenk: [[zu wissen es zu er]] sich darauf zu verstehen, wie man gut (mit Glück) suchen (die Natur oder andere Menschen befragen) soll. Ein Talent, vorläufig zu urtheilen, wo die Wahrheit wohl möchte zu finden sein, und ihr auf die Spuhr zu kommen. *Baco* von Verulam hat an seiner eigenen Person von dieser Kunst vorläufig zu urtheilen (*iudicii praevii*) ein glänzendes Beispiel in seinem *Organon* gegeben, wodurch die Methode der Naturwissenschaft in ihr [[wahres]] eigentliches Gleis gebracht wurde.

Das Genie aber ist die Originalität in Erzeugung der Produkte des Erkentnisvermögens; das Vermögen, unabhängig von einem anderen Muster und selbst doch musterhaft zu denken und zu handeln.]

R. 142, 1. Absatz. *inanes argutationes.* Krasse Begriffe des vernünftelnden Witzes, die doch fein sind in Ansehung des Vergleichenden.

Alle diese Talente haben jedes seinen Gegner. —

Auch Neigung dazu zu haben, wird hier erfordert

Vom Geschmack im Umgange in Schriften, nicht in Predigten.

R. 144 Mitte. Von der nothwendigen Bescheidenheit in unserer Behandlung der Ideen und durch dieselbe.

Einsicht (*perspicacia*) ist ein Vermögen der Vernunft, wo es auf den Witz nicht ankommt, sondern dessen Einflus lieber da zurückzuhalten ist.

Von Erfindung, Entdeckung.

R. 147 oben. Das Geniewesen und die Einbildungskr.

R. 157, 1. Hälfte (hinter § 60). Von der Zeitkürzung als

einer reinen continuirten Aufhebung eines Schmerzens. — Von dem der langen Weile, die kein Caraibe fühlt.

Wie wird uns jede Zeit lang und das Leben kurz, oder umgekehrt.

Sich die Zeit zu passiren (nicht bestellte Arbeit)

T. desgl. fühlt. [Von der langen Weile.

§ 46.

Daß der Stachel der Tätigkeit, der [[den auf]] den Abscheu am empfindungsleeren Dasein (*horror vacui*) zur Folge hat, den Menschen, je mehr seine Lebenskraft rege ist, von dem Kindesalter an bis zu Ende des Lebens begleitet, der immer antreibt, den gegenwärtigen Zustande heraus zu gehen, [[zwar]] eine weise Einrichtung der Natur und ihrer Zwecke sei, ist nicht zu streiten. Aber wo bleibt denn da die Zufriedenheit (die Lust an der Beharrlichkeit seines Zustandes), und wie hoch kann unter diesen Umständen den Wert seines blosen Lebens überhaupt anschlagen? — Das Phänomen ist wunderlich, aber doch gewöhnlich, daß dem nicht mit Zwangsgeschäften belasteten Menschen jeder Tag lang wird, [[das Leben aber]] das zurückgelegte Leben aber kurz zu sein scheint. — — Die Ursache dieser Erscheinung ist [[eben dieselbe]] mit der einerlei: daß die deutsche, aber nicht gemessene Meilen, je weiter von der Hauptstadt (z. B. in Pommern) größer sind, als näher zu derselben (z. B. Berlin). Wo Dorf auf Dorf oder ein Meyerhof auf den anderen bald folgt, glaubt der Reisende eine große Streck Land zurück gelegt zu haben, [[wozu er sich natürlich auch]], weil er sich dazu eine erforderliche lange Zeit denkt [[die dazu erfordert wird weil sie]], die eine große Menge auf einander folgender Wahrnehmungen enthält, und nun nach der vermeinten Zeitlänge den zurückgelegten Weg schätzt, der ihm [[groß]] lang zu sein dünkt. In einem öden Lande dagegen, weil die Menge der aufeinandergefolgten [[Gegenstände]] Wahrnehmungen im ersten Falle, folglich auch der Weg nach zurückgelegter Reise eine lange Zeit [[dazu bedurft zu h]], der Mangel an denselben aber nur eine kurze Zeit bedurft zu haben [[hinter her]], folglich jener auch als kurz hinten nach geurteilt wird. Daher die Schätzung der Länge seines Lebens am Ende desselben, um auf dasselbe [[im Zurücksehen]] mit Zufriedenheit zurücksehen zu können, d. i. desselben satt geworden zu sein, auf der Menge [[und Mann]] der Beschäftigungen beruht, welche die Zeit ausgefüllet haben (*vitam extendere factis*). Je mehr Du gedacht, je mehr Du getan hast, desto länger hast Du selbst nach Deiner [[blos]] eigenen Einbildung [[Zeitschätzung]] gelebt.

Was aber am meisten den obigen Satz [[beweist]] bestätigt, daß alles Vergnügen in der [[Überwindung des]] Aufhebung eines Schmerzes bestehe und so nur durch continuirlichen Ausgang aus dem gegenwärtigen Zustand erworben werde, ist aus der Behaglichkeit ersehen, mit der eine Gesellschaft nach einem unter-

haltenden Spiel oder einer lebhaften Unterredung, wenn nach der Uhr gesehen wird, sagt: wo ist die Zeit geblieben!]

R. 157, 2. Hälfte. Von Affecten

Geschmack ist das Vermögen, für das Spiel der Einbildungskraft allgemein gültig zu wählen — also der Bewirkung einer Lust in Allen, deren Einbildungskraft . . hender . . stelter Gefühle fähig ist

Ob auch schreckliche Vorstellungen dazu gehören. Ja. — aber nicht daß das Objekt, sondern die Vorstellung schön ist

Warum freut man sich über die kurz gewordene Zeit?

Der Geschmack ist entweder der Unterscheidungs- oder Wohlgeschmack. — Der 1ste gehört blos zum Sinnanschauung als Vorstellungsvermögen, der 2te zu demselben als Gefühl d. L. und Unl. Wodurch und ob es gut oder schlecht schmeckt. — *Sapere* — *Gustare*.

R. 162, 1. Hälfte (hinter § 62). Unsere Zufriedenheit setzen wir immer in Vergleichung mit Anderen. Die absolute findet nicht statt als beim Lebensende.

R. 166 (hinter § 66). Warum sterben für freude. Affect

T. 168, Zeile 1 von oben. wird. [Denn sonst würde die Lust Appetit nach einem Gegenstande sein, den man nicht jedermann ansinnen kann [[und]], sondern den ein jeder [[für sich durch Erfahrung]] für sich erproben muß, nicht Geschmack sein, den man *a priori* als [[eine Lust]] notwendig und als eine Lust, die man jedermann [[daran haben muß]] ansinnen kann, vor[[stellig machen]]stellt. Diese Lust kann [[aber]] nun eben deswegen keine Sinnenlust, aber auch keine intellektuelle, also muß sie zwar sinnlich. Das Vermögen der Vorstellungen aber, die sinnlich sind, ohne doch Vorstellungen der Sinne zu seyn. Also ist der Wohlgeschmack, welcher für jeden zur Regel dient, für die Einbildungskraft. Hieraus folgt die Erklärung:

Geschmack ist das Vermögen, für das Spiel der Einbildungskraft allgemeingültig zu wählen.]

R. 168, 1. Hälfte. Nicht Mittel, sondern den Gegenstand der Anschauung selbst unmittelbar!

Natürlich muß dieses Spiel alsdann frei und doch gesetzmäßig sein, wenn es eine Lust am Objekt hervorbringen soll.

Geschmack bezieht sich auf Gesellschaft und Mitteilung mit Anderen, ohne dieses wäre es blos Wahl für den Appetit —

Für sich allein wird Keiner seine Wahl der Form wegen einschränken. —

Die gesellschaftliche feierliche Mahlzeit fordert Mannigfaltigkeit, der Freiheit der Wahl wegen aber doch auch Ordnung und Einheit.

T. 169, Zeile 9 v. o. erklären:

[Geschmack ist [[die Urteilskraft]] das Vermögen, das freie Spiel der Einbildungskraft mit der Gesetzmäßigkeit des Verstandes zu [[verbinden]] vereinigen. Er ist also das Vermögen der ästhetischen Urteilskraft, allgemeingültig zu wählen.]

R. 169, 2. Hälfte. Was man für die Lust anderer wählt, daran kann die Wahl doch ohne Interesse sein.

Woher — *Sapor?*

Wählen heißt etwas durchs Gefühl der Lust an einem Gegenstand unterscheiden. Es ist noch nicht begehren, denn es ist noch problematisch. Noch kein Interesse xx.

Schönheit — Erhabenheit.

In einer Predigt nicht Geist und Geschmack 1) Die kalte und helle Theorie des Textes für den Verstand

2) Das wirkliche Leben in Beziehung auf den Text, ob es mit diesem übereinstimme oder nicht.

3) Die belebende Anwendung desselben auf das Leben.

Der Geschmack geht auf Mitteilung der Lust in der Vorstellung eines Gegenstandes hinaus und also, sofern sie gesellschaftlich ist. Für sich selbst wird sich niemand geschmackvoll kleiden oder ausputzen.

Woher aber *Sapor* und *Sapientia*. — Der Unterscheidungsgeschmack, der fein ist. *Sancho* eiserner kleiner Schlüssel xx.

Geschmack ist das Vermögen der ästhetischen Urteilskraft, allgemeingültig zu wählen.

Dadurch wird 1) das empirische Interesse, denn das gibt keine Allgemeingült. 2) das intellektuelle Interesse abgehalten, dann aber auch 3) die Beziehung eines Gegenstandes aufs Gefühl der Lust und Unlust, welches also blos die Form des Gegenstandes betrifft, 4) die Freiheit der Einbildungskraft, da die anschauliche Vorstellung eigenes Produkt ist, angezeigt [?]

R. 174. § 51.

Von der Dichtkunst und Beredsamkeit, Geist und Geschmack.

Das Übermaß des Wohllebens mit Geschmack ist Luxus.

Der Sinngeschmack geht nur auf zwey Sinne, Gehör und Gesicht. Der Reflektionsgeschmack geht auch auf Manieren (*mores*). Der letztere, der die Schönheit genannt wird, ist gleichsam die Sittlichkeit in der Erscheinung (die Tugend, wenn sie sichtbartlich erschiene (*venus orania*), — daher geschliffen, *poli* — Er ist die mittlere Stufe zwischen Sinnenreitz und Moralität. Die Individualität des ersteren wird weggelassen und es bleibt Wohlgefallen, die Allgemeinheit und Nothwendigkeit führt zum Guten.

Vom Modegeschmack

Nur 2 Sinne gehören zum idealischen Geist u. Geschmack.

Von der Pracht und dem Pomp — Abentheuerlichkeiten. Manche von ihnen sind süslich wie die Liebesromane.

Prahlerisch ist nicht geschmacksvoll sondern abgeschmackt — Modisch ist nicht geschmackvoll, sondern eitel.

T. 174 unten (zu § 71 Anfang). Geschmack. [Der populäre Geschmack (zum Unterschiede vom ausgewählten) ist die Mode. Die Frage: was ist jetzt Mode? [[bedeutet]] geht nicht blos [[was ist jetzt]] auf den [[zur]] durch Gewohnheit

gleichsam zum Gesetz gewordenen, den eleganten Gebrauch, sondern]

R. 178. Man nennt das durch Ideen mit Vernunft belebende Prinzip im Menschen — Geist

Der Maler von *Originalen* der Redner der Poet — ein jeder Originalautor muß Dichter seyn und in seinem Produkt liegt Geist.

Scansion

tollgewordene Prose

Ein in Reime gebrachter witziger (auch wohl spitziger) Gedanke ist darum nicht *poesie* — fehlt Geist.

Die alten Gedichte hatten mehr Geist als Witz.

Rauhe Größe und Einfalt.

Poeten sind selten gute Geschäftsmänner, Musiker gleichfalls nicht, außer als Liebhaber, nicht Künstler

Poesie und Versmacherei

Die Singbarkeit der Verse ist eine nicht natürliche Sprache.

T. 184 (im Anfangssatz des § 74). ist [gleichsam [[der Ausbruch]] Überschwemmung durch den Ausbruch [[des]] eines Dammes [[von einem Strohm]]; Leidenschaft dagegen ein Strohm, durch die Abschüßigkeit des Bodens veranlaßt, der sich immer tiefer eingräbt und beharrlich macht.]

R. 185 oben. Er ist unbesonnen, aber trägt nichts nach. Er wird sogar, wenn man ihm Platz läßt, erheitert und liebt den, der ihn beleidigte.

Der Haß nicht (Leidenschaft).

Lieben kann durch einen augenblicklichen Eindruck eines freundlichen Lächelns bewirkt werden, aber schnell verschwinden. Aber sich verlieben ist eine Leidenschaft, die man nicht los wird.

R. 190, 1. Hälfte. Von rüstigen und schmeltzenden Affecten (die Thränen, jene lachen erregen) — Von der Scham und der Dreustigkeit

Das Gefühl, durch welches die Natur sich in eben demselben Zustande zu erhalten strebt, ist angenehm; das aber, welches antreibt, aus ihr hinauszugehen, ist unangenehm. Was zu keinem von beyden, ist gleichgültig

Zorn gehört zum Begehrungsvermögen

Zorn bei der *Hallucinatio.*

Affecte reitzen die Blutbewegung.

R. 192, 2. Hälfte. Das Groteske, der *gout baroc,* das *a la Grec,* die *arabesque* sind alle ein falscher Geschmack.

In allen Affecten wird das Gemüt bewegt durch *futura consequentia.* Furcht ist also in allen. Die Affecte aber Zorn oder Scham.

Der Muth, welcher zur Tugend (der Tapferkeit) gehört, findet nicht blos in leiblichen Gefahren oder auch denen, so für die äußere Ehre starben, auch darin statt, auf die Verspottung anderer etwas zu wagen, und dieses ist der reine moralische Muth.

Ritter *Bayard Murcus.*

R. 194, 2. und 195, 1. Hälfte. Rachgier (Begehrungsvermögen) ist eine Schwäche

Wer vor Zorn blaß wird oder erröthet, ist gefährlicher?

Man kann auch eine moralische Liebe des Genusses sowie des Wohlwollens haben. Die erstere kann aber schwärmerisch werden. (Liebe des Wohlgefallens.) Affect der Moralität.

Von der Größe des Enthusiasmus in der Rel., die desto höher steigt, je mehr sie vom Sinnlichen gereinigt . . . im Moralischen.

T. 196, Zeile 10 v. o. allmählich [im Umgange mit denen, deren Urtheil bedeutender ist, und so ferner bis zu dem der wichtigsten Person der freimüthigeren Darstellung seiner selbst fortzuschreiten, welches zur vollendeten Erziehung gehört. zur]

R. 196 Mitte. *ob futura consequentia*

R. 198, 2. Hälfte. Ich enthalte mich hier der Beispiele, aber xx.

Stoßseufzer.

Sagramoso

3. das hieroglyphische, geheimnisvolle, hindeutende (*a la Grecque*)

4. das im Traum gesehene (*arabesque*), beides zu Einfassungen.

R. 200 Mitte. Frappant, das Auffallende, was stutzig macht, was als unerwartet die Aufmerksamkeit erregt und worin man sich nicht sogleich finden kann, ist eine Hemmung mit darauf folgender Ergießung.

T. 205 unten. Sie [sind der Obereinteilung nach A.) die der äußeren Freiheit, mithin eine Leidenschaft des negativen Genusses, B.) die des Vermögens, mithin Leidenschaft des positiven Genusses entweder a.) des [[physischen]] realen der Sinne oder b.), des idealen im blosen Besitz der Mittel zu jedem beliebigen Genusse.]

T. 208, Zeile 5 v. o. Leidenschaft. B Die Neigung zum Besitz des Vermögens überhaupt ist auch ohne den Gebrauch desselben Leidenschaft. [Man kann etwas leidendschaftlich lieben oder hassen, aber blos durch Instinkt, wo der Verstand nichts hinzuthut, wie bei der physischen Liebe des Geschlechts; aber alsdann ist die Neigung nicht auf die Gattung des Objekts, sondern blos auf Individuen gerichtet und kann nicht Leidenschaft der Art nach [[sondern]] und objektiv als eine solche betrachtet heißen, sondern ist blos subjektive Neigung. — Dagegen wenn die Neigung blos auf die Mittel und den Besitz derselben zur Befriedigung aller Neigungen überhaupt [[gerichtet]], mithin aufs blose Vermögen gerichtet ist, sie nur eine Leidenschaft heißen kann.]

T. 208 Mitte. sind [und nur das Gefühl der Lust und Unlust unmittelbar angehen, dahingegen unter Leidenschaft, wo die Nöthig]

R. 209 oben. Das Vermögen, die Kraft anderer zu seinen Absichten zu brauchen

T. 209, Zeile 2 v. o. schätzen.

Eintheilung der Leidenschaften

§ 30

Leidenschaften [werden] sind von Menschen nur auf Menschen, nicht auf Sachen gerichtete Neigungen und, selbst wenn die Neigung auf Menschen, aber nicht sofern sie Personen, sondern blos als thierische Wesen von der nämlichen Species betrachtet werden, verfällt, in der Neigung zum Geschlecht, kann die Liebe zwar leidenschaftlich, aber eigentlich nicht eine Leidenschaft genannt werden, weil die letztere Maximen (nicht blose Instincte) in dem Verfahren mit anderen Menschen voraussetzt.

Freiheit, Gesetz (des Rechts) und Vermögen (zur Ausführung) sind nicht blos Bedingungen, sondern auch Gegenstände eines bis zur Leidenschaft gespannten Begehrungsvermögens des Menschen, wobei die practische Vernunft der Neigung unterliegt, indem sie zwar nach Maximen verfährt

R. 209, 3. Absatz. Leidenschaft ist die Empfänglichkeit des innern Zwangs eines Menschen durch seine eigene Neigung Befolgung in seiner Zwecke.

Leidenschaften setzen also zwar ein sinnliches, aber doch auch ein diesem entgegenwirkendes vernünftiges Begehrungsvermögen voraus (sind also nicht auf blose Thiere anwendbar), nur daß die Neigung in dem ersteren der reinen praktischen Vernunft, in dem letzteren die Herrschaft benimmt, in Nehmung der Maximen entweder in Ansehung seines Zwecks oder des Gebrauchs der Mittel dazu zu gelangen. Leidenschaftlich lieben oder hassen. Unnatürlichkeit und Rachgier.

Alle Leidenschaften sind vom Menschen nur auf Menschen gerichtet, sie zu seinen Absichten zu benutzen oder sie auch in den . . .

R. 211 Mitte. Das Vermögen an sich selbst, der Besitz der Mittel steigert mehr die Leidenschaft als der Gebrauch derselben: ist für sich selbst angenehm.

R. 212 Anm. Hochmuth ist niederträchtig Schmiegeln. Wackere Leidenschaft.

T. 214, Zeile 9 v. o. (hinter § 85). macht. [Abtheilung

Von den [[formalen]] natürlichen Neigungen (des Hanges) in Vergleichung mit der [[materialen (des Antriebs]] sich zugezogen (der Angewöhnung und Nachahmung)]

Abtheilung

Von der formalen Neigung im [[Gebrauch]] Spiele der Lebenskraft überhaupt.

Sie sind 1. Neigung des Genießens überhaupt, 2. der Beschäftigung überhaupt, 3. der Gemächlichkeit.

a) Weil ich hier vom Gegenstande des Begehrens (der Materie) abstrahire, so ist der Abscheu der Natur vor dem Leeren im Gefühl seines Daseyns d. i. die lange Weile, für jeden cultivirten Menschen für sich allein schon ein Antrieb zur Ausfüllung desselben. — Das immer genießen Wollen, es geschehe physisch

oder auch ästhetisch (wo es Üppigkeit genannt wird), ist ein Wohlleben, welches zugleich Abnutzung des Lebens ist, und wo man desto hungriger wird, je mehr man genießt*

b) die Beschäftigung in der Muße, welche darum nicht Geschäfte, sondern Spiel heißt und auf den Sieg im Streit mit Anderen angelegt ist, enthält eine Triebfeder der größten Belebung der Neigungen, wenn diese gleich auf keine Erwerbung (ohne interessirte Absicht) angelegt wäre, aber im Geldspiel oft bis zur heftigsten Leidenschaft gesteigert wird; indessen daß [die Verfeinerung in Umgangseigenschaften scheinbare Kaltblütigkeit und sogar höfisches Benehmen, die innerlich tobende Wuth geschickt zu verbergen weiß, und der zu Grunde gerichtete zu einem schlimmen Spiel eine gute Miene zu machen versucht.

Es ist nicht so leicht zu erklären, warum das Glücksspiel bei gesitteten und ungesitteten Völkern (Chinesen und amerikanischen Wilden), einen so heftigen Reitz bei sich führt, noch mehr aber, daß es als Unterhaltung des geselligen Umgangs noch wohl gar dafür gepriesen wird, der Humanität beförderlich zu sein [[scheint]]. — Leute von nicht hellen Begriffen: Jäger, Fischer, auch wohl Seefahrer, vornehmlich gemeine Lotteriespieler, sind insgesammt abergläubisch.]

R. 217 Mitte. Zwar nicht eine höhere Stufe der Menschheit, so wie die Amerikaner, auch nicht zu einer spezifisch verschiedenen — sondern einer größeren Vermenschlichung *humanisatio.*

Ist die Menschheit im immerwährenden Fortschritt zur Vollkommenheit begriffen? Wird das menschliche Geschlecht immer besser oder schlechter, oder bleibt es von demselben moralischen Gehalt?

Von dem Kinde in den Armen der Amme bis zum Greisesalter ist immer das Verhältnis der List des Betrugs zur Bosheit dasselbe.

Die Antwort auf die Frage, ob Krieg sein solle oder nicht, bestimmen weiter [?] die obersten Gewalthaber.

Die höchste Stufe der Cultur ist der Kriegszustand der Völker im Gleichgewicht, und das Mittel ist die Frage, wer von ihnen fragen soll, ob Krieg sein soll oder nicht.

T. 219, Zeile 13 v. o. müsse. [und [[nicht]] weder (wie an einer *Table d'hote*) die Freymüthigkeit der Conversation ängstlich einschränken noch, wie bei einem Lordmaireschmaus (weil jede übergroße Gesellschaft Pöbel ist), ins Gelag hinein ohne Auswahl und Zusammenhang geredet werde.]

R. 219 ebd. Soviel zur Critik des physischen Geschmacks.

R. 221 Mitte. Für sich allein zu essen Refectorium

R. 225. Anthropologie 1ster Teil Anthropologische Didactik Was ist der Mensch?

---

* Das gilt auch von der zwecklosen Lesesucht.

2ter Teil Anthropologische Characteristik Woran ist die Eigenthümlichkeit jedes Menschen zu erkennen?

Der erstere ist gleichsam die Elementarlehre, die zweite die Methodenlehre der Menschenkunde.

R. 229, 1. Hälfte (inhaltlich vgl. S. 233f.). Wenn ein Temperament die Beymischung des andern sein soll, so wiederstreben beide einander, sie neutralisieren sich — soll aber eins mit dem andern zu Zeiten wechseln, so ist es bloße Laune und kein bestimmtes Temperament. Man weiß nicht, was man aus den Menschen machen soll. Der Frohsinn und Leichtsinn, der Tiefsinn und Wahnsinn, der Hochsinn und Starrsinn, der Kaltsinn und die Beharrlichkeit.

R. 239, 2. Hälfte. Geschnittene Steine

Camee und *intaglio*

R. 245 Mitte. *Hume* im Gedanken und *Rousseau*

Von den Schädeln nach Camper und Blumenbach. Kuglicher Kopf, nicht flache Stirn.

Heydegger.

R. 251, 3. Absatz. Warum eine Frau (*Venus*) auch den häßlichsten Mann (*Vulcan*) heurathet und darüber nicht verlacht wird

Bei rohen Völkerschaften ist das Weib ein Lasttier.

Hearne[a]) v. der Hudsonbay. — Von der letzten Gunst der *Czicisbeen.*

Den Schlägen der Russen aus Liebe und Eifersucht.

R. 253, 2. Hälfte. Das Weib such allen Männern zu gefallen, weil, wenn einer ihm stirbt, sie auf einen andern, dem sie gefiel, Hoffnung hat

R. 255 Mitte. Es wird dazu keine von allen weiblichen Tugenden erfordert als blos, daß sie wider die Versuche auf ihre weibliche Ehre (sich nicht ohne Ehe wegzugeben) fest bestehe.

T. 262, Zeile 4 v. o. werden [welches durch die Ungleichartigkeit ihrer Naturanlagen schwerlich zu vermeiden]

T. 262, Zeile 1 v. u. classificiren. [A Der Franzose charakterisirt sich zu seinem Vortheil durch sein vorzügliches Talent [[Geschicklichkeit]] und den Hang zum angenehmen geschlossenen und menschenfreundlichen Umgange. Der *Etranger* ist, unter diesem Titel, schon unter seinem Schutz. Seine Lebhaftigkeit macht ihn zur Verwunderung geneigt, die oft heilsam, aber öfterer [[doch]] auch halsbrechend sein kann, und er nimmt an Nationalvergnügungen oder Interesse Antheil]

R. 267, 2. Absatz. Russen und Polen sind keiner Autonomie fähig. Die 1sten, weil sie ohne absolute Herren, die 2., weil sie alle Herren seyn wollen.

Französischer Witz ist oberflächlich

Gondoliers und *Lazzaroni*

---

a) Hearne, Samuel (1754—92) machte im Dienste der Hudson's Bay Company 1768—70 drei Reisen zur Erforschung des Landes. Der Bericht darüber erschien erst nach seinem Tode (1795).

T. 270, Zeile 12 v. o. nicht [Genie erfordert wird als ein Talent zu Produktionen dessen, was man nicht durch Lernen von Anderer erwerben [[kann erfordert wird]], sondern nur durch selbst eigene Erfindung erworben werden kann, dergleichen die Werke ächter Dichter xx sind]

R. 271 Mitte. Deutsche keine Originalität in Sachen des Geistes, sondern Nachahmung

R. 274, 2. Hälfte. 1ste Stufe

Der Mensch ist ein nicht blos für die Natur und den Instinkt, sondern auch für die freie Kunst geschaffenes Tier.

2te Stufe

Urtheil der Spanier in Mexiko

T. 275, Zeile 12 v. o. darbietet. [Der Mensch ist sich aber seiner selbst nicht blos als vernünftiges Tier (*animal rationabile*), was räsonnieren kann, sondern auch seiner Thierheit ungeachtet als Vernunftwesen (*animal rationale*) bewußt, und in dieser Qualität erkennt er sich nicht durch Erfahrung, denn die [[würde]] kann ihm nie die [[objektive]] unbedingte Nothwendigkeit [[seiner Willensbestimmung]] dessen, was er sein soll, sondern nur empirisch, was er ist oder unter empirischen Bedingungen sein soll, lehren, sondern er erkennt an sich selbst aus reiner Vernunft (*a priori*) [[die Menschheit auch als ein]], nämlich das Ideal der Menschheit, welches mit ihm [[womit er sich]] als einen Menschen vergleichen [[und so den reinen Charakter seiner Gattung angeben kann]] durch die Gebrechlichkeiten seiner Natur als Einschränkungen jenes Urbildes den Character seiner Gattung kann erkennen und zeichnen lassen. Diesen aber zu würdigen, ist die Vergleichung mit einem Maßstabe nöthig, der [[nicht]] nirgend anderswo als in der vollkommenen Menschheit angetroffen werden kann.]

T. 278, Zeile 10 v. u. kann [Weil nun der Übergang aus dem rohen in den civilisirten Zustand [[unaufhaltsam dabei aber auch]] kein Sprung, sondern ein unmerklich fortschreitendes Werk der Gesittung ist so [[kann man allenfalls zwar Epochen angeben welche]], ist es [[erstlich]] sowohl vergeblich, dawider zu warnen als den Strom aufzuhalten, unter dem Vorwande, daß natürliche [[Übel und Le und]] sowohl als durch Ungerechtigkeit mit Gewalt gleich aus der Büchse der Pandora auf die unglückliche Welt sich stürzen werde [[dagegen]], wovon die ruhige[n] Einfalt und Genügsamkeit (des Hirtenlebens), wozu nicht viel Kunst [[und]] oder gewandte Klugheit erfordert wird, frei bleibt, sondern diese Berechnung des Vortheils mit dem Nachtheil ist unrichtig. Denn der Anwachs der Menschenmenge im gesitteten Zustande, welche einerseits den Menschen den Spielraum ihrer Absichten durch Kriege verengt, [[ist]] giebt bei fortschreitender Cultur des menschlichen Geschlechts ein so reichen Überschus über den Verlust, daß die Summe der Tugenden sowohl als der Lebensfreuden ihre Gegentheile im Ganzen doch immer mehr überwiegen und einen in der Reihe der Jahrhunderte immer wachsenden Ge-

winn versprechen müssen, weil die durch Erfahrung gewitzigte Klugheit sie natürlicherweise immer in ein besseres Gleis zu lenken wissen wird.]

T. 279, Zeile 4 v. o. geschehe. [Daher man auch die Frage aufwerfen kann, ob der Mensch von Natur (d. i. ehe er noch die Bestimmungsgründe seines freyen Thuns und Lasens, mithin ein Gesetz deutlich [[vorstellen]] denken kann), gut oder böse genannt werden könne, welches so viel sagen will als Ob der Mensch nach Grundsätzen geneigt sei, den Antrieben des Sinnenreitzes zuwieder [[gegen]] den Bewegursachen des Sittengesetzes den Vorzug zu geben, und ob dazu ein angebohrner Hang in ihm liege, wo er dann für von Natur böse erklärt werden müßte; wodurch aber der zum Bösen vorzüglich geneigte Mensch darum nicht sofort [[zum]] für einen bösen Menschen [[gemacht]] erklärt wird, weil eben dieselbe Freiheit der Willkühr es auch der Vernunft [[es]] möglich macht, diesen Hang durch ihre Maximen habituell, aber freilich nur durch einen für jeden Akt [[neue]] besonders genommenen Vorsatz zu überwiegen [[nicht aber]], ohne doch einen fortdauernden Hang zum Guten gleichsam einwurtzeln zu machen.

mit anderen Worten, ob er in der Rohigkeit seines Zustandes einen größeren Hang zu dem habe, wovon er sich bewußt ist, daß es böse sei, als [[der]] sein Hang zu dem ist, was er als gut und darum auch, weil es gut ist, erkennt: mithin [[welches auch]], was hierinn der Character der Menschengattung sei.

Die Stufen aus dieser Rohigkeit hinauszugehen sind: daß er cultivirt, civilisirt und endlich auch moralisirt wird.]

R. 279 oben. Die Frage, ob die menschliche Natur gut oder böse sei, kommt auf den Begriff von dem, was man böse nennt, an. Es ist der Hang zur Begehrung des unerlaubten, ob man gleich weiß, daß es unrecht ist. Das Schreien eines Kindes, dem man seinen Willen nicht erfüllt, ob es zwar ein Anderer ihm eben so wenig erfüllen würde, ist bösartig, und so ist es mit jedem Verlangen, über andere zu herrschen. — Warum schreit ein Kind bei der Geburt ohne Weinen

R. 281 Mitte. [der Ankläger — Advocat und Richter. Der Mittlere ist der, so eine jede Sache soviel ihm, sei es Schein oder Wahrheit, zu verteidigen aufgetragen ist]

R. 281, 2. Hälfte. Daß eine cosmopolitische Anlage in der Menschengattung selbst unter allen Kriegen sei, welche der selbstsüchtigen der Völker allmälig im Lauf politischer Angelegenheiten den Lauf abgewinnt.

R. 285 oben. Es ist ganz was anderes um die Frage, was zu thun sei, um dem moralischen Gesetze Überzeugung als um ihm Eingang zu verschaffen.

R. 285 Mitte. Der Character der Gattung kann nur aus der Geschichte gezogen werden.

Daß das menschliche Geschlecht, *collectiv* genommen, eine Bestrebung der Kunstgeschicklichkeit in sich enthalte, durch die

Selbstsüchtigkeit aller Einzelnen (*singulorum*) sich zur Glückseeligkeit des Ganzen (*universorum*) vermittelst der moralischen Anlage zu bearbeiten.

Der Character der Gattung ist, daß das menschliche Geschlecht im Gantzen eine natürliche Tendenz hat, immer besser zu werden.

Die Gattung kann collectiv als ein Ganzes oder distributiv als die logische Einheit des Begriffs vom Menschen betrachtet werden.

Der Character der Gattung kann nicht historisch durch Geschichte allein ausgemacht werden. Das ist nur von der Menschengattung als Thiergattung zu verstehen. — Er kann aus der Vernunft, sofern sie subjectiv sich selbst einzeln und im Verhältnis gegen andere kennt und modificirt, geschlossen werden.

T. 287, Zeile 6 v. u. jene [Was nun der Menschheit für ein Character zustehe, ist nicht aus der Geschichte, wie sich andere Menschen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern gezeigt haben, zu ersehen, denn bei der Mischung des Guten und Bösen, welches [[sich]] sie nach Verschiedenheit der Gelegenheitsursachen an sich zeigen, würde das Resultat bald für sie günstig bald ungünstig ausfallen; mithin kann die ausgebreitetste und sorgfältigst [[nach]] gedeutete Geschichte hierinn keine sichere Belehrung geben. Aber die innere Prüfung seiner selbst zusammengehalten, wie er von [[anderen]] seinen Mitmenschen beurtheilt zu werden sich bemüht, verräth seinen Character, der gerade darinn besteht, sich nicht zu verrathen. und in dem wenigstens negativen Schein, Andere in ihrer Beurtheilung über ihn zu seinem Vortheil zu täuschen. also in dem Hang zur Lüge, die nicht [[von]] etwa blos einen Mangel der Offenherzigkeit, sondern der Aufrichtigkeit beweiset, welches der erbliche Krebsschade des menschlichen Geschlechts ist. — Und so ist der Character der Gattung in der Bestrebung zu setzen, seinen persönlichen Character nicht sichtbar werden zu lassen und jede diesen ausspähende Blicke oder Nachforschungen für Beleidung aufzunehmen.]

R. 289 oben. Es könnte Wesen geben, die nicht denken könnten, ohne zugleich zu sprechen, mithin nur laut denken könnten. Diese müßten einen ganz anderen Charakter haben als die Gattung.

A. Personen-Register.

Die eingeklammerten Namen [ ] stehen nicht als solche im Text, sind aber an der betr. Stelle gemeint; ebenso da, wo die Seitenziffer eingeklammert ist.

A.

Abälard 14.
Addison 28 75f.
Arcesilas 108
Archenholz [109b)] [157a)] [160c)] 241.
Archimedes 280.
Ariost 86.
Aristoteles 45.
Arouet 127 301.

B.

Baco von Verulam 144 302.
Baratier 149.
Baretti 143 Anm.
Bayard 195 306.
Blair 179.
Blumauer 59.
Blumenbach 244 310.
Boswell 143 271.
Bourignon 20 58.
Brockes 293.
Brown 189.
Buffon 141.
Büsch 265 A.
Butler 142 161.

C.

Camper 244 276 310.
Cangallerie 121 A.
Cartesius 3 78.
Cato 71.
[Cervantes] 305.
Chesterfield 219.
Christine von Schweden 109
Clavius (Schlüssel) 117.
Cook 252 A.
Correggio 41.
Cromwell 257.

D.

Demetrius 216.
Diogenes 235f. A.

E.

Epikur 62 160.

F.

Fielding 59 61 156.
Friedrich II. von Preußen [193] 289f. A.

G.

Gaßner 42.
Girtanner 273.
[Goethe] 180.

H.

Haller 20.
Harrington 139.

Hausen 130.
Hearne 310.
Heidegger 246 A. 310.
Heinecke 149.
Helmont van 135.
Helvetius 42 82 [205].
Hiob 257.
Hofstede 46.
Homer 99.
Horaz 177 A. [240]
Hume 72 74 118 196 258 261 310.

J.

Jacob I. (von England) 235 A.
[Jesus] 38.
Johnson 143 144.
Juvenal 108.

K.

Kästner, A. G. 128 A.
Kant als Knabe 97, s. Seefahrt auf dem Haff 97 (vgl. S. 200 f.) als dreizehnter an einer Tafel 105.
Karl II. von England 109 f.
Karl XII. von Schweden 190 237.
Kayserling, Gräfin 198 A.
Kolumbus 145.

L.

Lavater 241 248.
Lavoisier 280.
Leibniz 30 Anm. 149.
Leonardo da Vinci 146.
[Leopold von Dessau] 84.
Leß 20.
Linné 89 276 277 A.
Locke 22.
Lukrez 84 165 207 A.

M.

Magliabecchi 90.
Marmontel 46.
Mengs, R. 41.
Mesmer 42.
Michaëlis 83.
Milton 170 257.
Molière 61.
Montaigne 65.
Mordaunt, Lord 158.
Moscati 276.

N.

Nero 194.
Newton 149 280.
Nicolai 249.

O.

Orpheus 99.
Ossian 99.

P.

Palagonia, Prinz 77.
Pascal 20 58.
Pellisson 244.
Persius 19 Anm. [108].
Plato 30 A. 90 A. 219 A.
Plautus 261 A.
Pico von Mirandola 90.
Politianus, Angelus 90.
Pope 126 205 214 A. 293.
Porta Baptista 241.
Ptolemäus 104.

Q.

Quin 249.

R.

Richardson 6 59.
Robertson 270.
Rochester 109 f.
Roland (Minister) 194.
Rousseau 72 A. 268 f. 278. 281 f. 290 A. 310.

S.

Sagramoso 198 A. 307.
Scaliger 90 149.
[Schiller] 180.

Schwarz (Berthold) 145 Anm. 177a).
Shakespeare 84.
Sharp 266.
Smith Adam 125.
Sokrates 28 35 46 116 185 f. 257.
Solon 108.
Sonnerat 299.
Sterne 117 161.
Stoiker 62 186.
Sulla 236.
Sulzer 289 f. A.
Swedenborg 100.
Swift 44 46 142.

T.

[Tacitus] 71 Anm.
Terrasson 201.
Timon 288.
Trublet 141.

V.

Ver[r]i Graf 155.
Virgil 179.
Voltaire [109] 127 142 258 f. A.

W.

Waller 143.
Wolf Christ. 30 A.

Y.

Young 142.

B. Sach-Register.

A.

Abendmahlsformel 43 Anm.
Aberglaube 43 A. 103 115 151, jüdischer 119 A, des Spielers 215 f.
Aberwitz 115 133 f.
abstrahieren 17 f. 27 37 129.
Abstraktionen, dürftige 35.
Affekte 160, definiert 183, vgl. **183 ff.** Einteilung ders. 189.
Affektlosigkeit 184 232, = Phlegma (w. s.).
affektiertes Wesen 18 164 255 265.
Affen, menschenähnliche 276 283 A.
Ahndungen 93 f.
Albernheit 117 f.
Alpdrücken 98.
Altertümer 60 268.
Anachoret 224.
Anarchie 286.
Anerbung 136.
Angenehme, das 153 f., unterschieden vom Schönen 169 181, vom Unangenehmen 187.
Angewöhnungen 40 f. 78.
Anlage des Menschen: 1. technische **276—278**, 2. pragmatische 276 **278**, 3. moraliche 272, **278—286**.
Anschauung empirische 21 A. 47 66, und reine 34 A. 51, sinnliche und a priorische 31, innere 31 57, cf. 27.
Anstand 45 196 254.
Anthropologie, pragmatische 6, ihre Quellen 4 ff., physiologische und pragmatische 3 f. 24 132, vgl. ferner 97 176 262 279.
Apathie 186 f.
Apperzeption, reine und empirische 21 A. 31, reine 30 31 32 57.
Appetit 54 200 222.
Apprehension 12 21 A. 31 32.
Araber 104 207 221 263 267.
Arbeit 156.
Archäologie der Natur 102 277 A.
Arglist 109 112.
Armenier 273.
Art, Erhaltung der 275 276 f. 284; vgl. Fortpflanzung.
Arzneien 130.
Assoziation der Vorstellungen 78 79 87 88 f. 140.
ästhetische Behandlung 37.
Astrologen 95 96 102 f.
Astronomie 96.
Aufklärung 100 152.
Aufmerksamkeit 17 f. 27 56, dreifache des Redners 123.
Aufwandsgesetze 181 182.
Auslegung, buchstäbliche und symbolische 100.
Autodidakten 149.

B.

Bälle 181.
Bangigkeit 93 188.
Barbarei 287 vgl. 281

Bauchredner 42.
Bauernkalender 92.
Bayern 249.
Begehrungsvermögen **183ff.**
Begierde 183.
Begriff 21A. 27 31 66 99 101, seine Angemessenheit 109.
Beredsamkeit **176ff.**, der Frauen 251 254.
Bergschotten 94.
Bestimmung des Menschen 278 282 285f.
Betragen, natürliches 99.
Betrug der Sinne 41f.
Bewußtsein, Einheit desselben 11 26 31, intuitives und diskursives 31, reines und angewandtes 32. Vgl. Apperzeption, Selbstbewußtsein.
Bezauberung der Sinne 42.
Bezeichnungsvermögen **98ff.**
Bibliothek 89.
Biergenuß 69f.
Bilderbibel und -fibel 89Anm.
Bildhauerkunst 178.
Bildung 19.
Blinde 55 67 73.
Blödigkeit 192 196.
Blödsinn 128.
Blutrache 210.
Borniertheit 27 118.
Bosheit, Bösartigkeit 236f., dem Menschen angeboren 217 **278ff.** 288.
Branntweingenuß 70 208.
Büchergelehrte 149 151.
Bücherverbot 138.
bürgerliche Gesellschaft 286, Gesetzgebung 286f., Verfassung 282 284, Zustand s. Naturzustand.

C (vgl. K.)

Charakter definiert (in weiterem u. engerem Sinne) 226, = Denkungsart einer Person **234ff.**, des (männlichen und weiblichen) Geschlechts **250ff.**, des Volks **260ff.**, der Rasse **273f.**, der Gattung **274ff.** — Gründung eines Charakters 238, sensibeler und intelligibeler 279.
Charakteristik anthropologische **225ff.**, Einteilung 226.
charakteristische Gesichtsbildung, -züge (w. s.) und -gebärden **242ff.**
Chemie 80 102.
Chinesen 185 244 245.
Choleriker 228 **231** 233.
Chronologie 96, jüdisch-christliche 104.
Cicisbeat 255.

D.

Denken (Denkungsart) 101, im Gegs. zur Anschauung 31 68 (vgl. Verstand), Form und Inhalt dess. 30A., drei Arten 151f., Denken beim Essen ungesund 221f.
Densprüche 90 vgl. 180 (‚Sentenz‘).
Despotismus 287, des Glaubens 290A.
deutsches Volkstum **269—272.**
Deutsche, der als Kolonist 269.
Devote 249.
Dichter als Lobredner der Sinnlichkeit 33, 95 vgl. **177ff.**, ohne Charakter 180f. 238.
Dichtkunst (Dichtungsvermögen), ihre Eigenart 33 35, seine Arten **73ff.**; ferner **176ff.**
Ding an sich (Gegs. Erscheinung, w. s.) 31 vgl. 30 32.
Diskretion 220f. 237.
Divination 94.
Dreieinigkeit 73A. 134.
Dreistigkeit 192 192 Anm. 196 vgl. 243.
Dreizehn, als Unglückszahl 105.

Duell 192 **194**.
Dummheit 117ff. 126.
Dunkelheit, studierte des Stils 25f.

E.

Egoismus (Privatsinn) 285.
Egoisten, logische 13f., moralische 14, ästhetische 14, beim Spiel 219.
Eheleute 83 257f., vgl. Frauen.
Ehrbegierde 204.
Ehrlichkeit 118 269.
Ehrliebe 192.
Ehrsucht 210 **211f.**
Eigensinn logischer (Privatsinn) 138f., im Gegs. zum Gemeinsinn (w. s.).
Eifersucht 156 252 255 256 257.
Einbildungskraft 21 46 **66ff.**, zerfällt in: produktive (dichterische, schöpferische) 66 87 146 169 270A. und reproduktive (zurückrufende) 66 121, nimmt ihren Stoff von den Sinnen 68; ihre Stärke 81f., Sympathie 82f., belebt durch die Nacht 85, zügel- und regellose 85f. 88f., ihre Gesetze 176, ihr Spiel 169.
Einfalt 19 126 142, schalkhafte 161 198.
Einfältigkeit 118 126.
Einflüsse, mechanische und chemische 52.
Eingebungen 28 35 57 116 138, des Dichters 178 270A.
Eitelkeit 175, 191.
Ekel 52 53 54 82, vgl. auch 44 163.
Ekstase 64.
Eleganz 181.
Empfindelei, Empfindlichkeit 53 161 256.
Empfindsamkeit 53 161 256, des Auges 50.
Empfindung = empirische Anschauung 34A., ihr Maximum 62, vgl. auch 57f. 161, Organ- und Vital-Empfindungen s. d.
Endzweck 100 210 282, alles Wissens 221A.
Engländer 148 158 168 185 249 252A. 261f. 263A. 265—267 269.
Enthusiasmus 187 208 264.
Enthusiast 115.
Entstehung des Menschen aus dem Affen 283A.
Erfahrung definiert 12 30 31 32 34; innere 22A. 29 30f. 32 33 57, äußere 21, anthropologische und psychologische 57.
Erfahrungen, innere 21 33.
Erfinden (unterschieden von Entdecken) 145 177A.
Erhabene das 47 170 **172f.** 179, Gefühl des E. 268.
Erhaltung der Art s. Art und Fortpflanzung.
Erinnerungsvermögen 86; vgl. Gedächtnis.
Erkenntnis empirische = Erfahrung (w. s.), symbolische und diskursive 99, a priori 32.
Erkenntnisvermögen, zwei 29f. 33 106ff.
Erröten 102, vor Zorn 195.
Erscheinung (Gegs. Ding an sich, w. s.) 30 31f. 34.
Erstaunen 196f.
Erziehung 278 279, des Menschengeschlechts 282 283f.
Esprit 147 264.
Eudämonismus 15 vgl. 218 und Glückseligkeit.

F.

Fabelwelt 85.
Fabrikarbeit 39.
Faden der Rede 76.
Falschheit 216 217.
Familienschlag 273f.

Fandango 267.
Farbenblindheit 67.
——empfindungen 67.
Fassung, äußere 64, des Gemüts 184 189f. 195.
Faulheit **216f.**
Feierlichkeit 267.
Feigheit 190 193 216 217.
Fertigkeit 37.
Feudalwesen 16.
Fleiß als deutsche Eigenschaft 276.
Form, ästhetische 169, a priori 176.
Förmlichkeiten, gesellschaftliche 38 231.
Fortpflanzung 81A. 135f. 250 253f. 274 280.
Fortschritt der Kultur s. d.
Franzosen 142 148 185 261f. 263A. **264** 265 266.
Fratzen 73 77 246.
Frauen 12 17 45 56 59 71 83 84 85 121 124 125f. 127 132 134 175 197 213 219A 222 232f. 245 **250—260.**
Freiheit der Feder 13, des Spiels der Einbildungen 169, des Volks 86 261, des Willens 276 278f., des Menschen übh. 282, F. und Gesetz 286f.
Freiheitsliebe **206ff.** 264.
Freimütigkeit 19 196.
Freude 188, bittere 163, ausgelassene 188.
Freundschaft 45 237.
Frieden (ewiger) 288.
Fröhlichkeit 166f.
Frondienste, religiöse 38.
Frühaufstehen 85.
Furcht, Furchtsamkeit **189f.** 195, des weibl. Geschlechts 254.
furor poëticus 95 115.

G.

Galanterie 45 254 255, der Frauen 252 252A. 259.
Gastfreundschaft 221.
Gattung, ihr Charakter **274ff.**
Geck 128 137 vgl. 40 257f.
Gedächtnis **87—91** 108.
——kunst 90.
Gedicht 178ff. 270.
Geduld 40 **191** 193 256.
Gefühl 111; der Lust und Unlust s. Lust; moralisches 279.
Gehirnspuren 3.
Gehör 49f. 55 67.
Geist 147 **176** 178; schöner G. 178f.
Geistergeschichten 85 200.
Geisterseherei 57.
Geistesabwesenheit 91 120 122.
Geistliche 71 112 121 123 125 212A. 238f., vgl. Predigten.
Geld, dessen Macht 213.
Gelehrte 27 125 149 280f. weibliche 256, deutsche 279t.
Gemeinplätze 89.
Gemeinsinn 28 68 138f. 285; vgl. Menschenverstand, Verstand (gesunder).
Gemüt 57f. 227 —tskrankheiten 58 **114ff. 130ff.** 184.
Generale 109 112 190.
Genie, das Wort 147, definiert 27 146 270A. vgl. 73 95 115 **145—149** 170 270, verschiedener Nationen 148.
Geniemänner 148.
Genius 147, des Sokrates s. d.
Genuß weiser 12f. vgl. Vergnügen und 214.
Genußmittel 69f.
gerichtliche Medizin 131.
Geruch 51 52f. 53f. 67f.
Gescheitheit 118 122A.
Geschicklichkeit 112, gesellschaftliche 181.
Geschlechter, Verh. der beiden zueinander **250—260.**
Geschlechtsliebe 24 217.
——instinkt 83 208 258 280.
Geschmack 1. als äußerer Sinn

51 f. 53 54 68 **167 f.** 171 181, 2. ästhetischer 15 19 **168 ff.** 170 A. 240, definiert **169 176** vgl. Kunstgeschmack. 3. geselliger 219 221. 4. = Moralität in der äußeren Erscheinung 173 f.
Gesetzgebung 286 f.
Gesichts, Sinn des (= Sehens) 50 f. 54 f.
Gesichtsbildung **242—45**, Gesichtszüge 245 f., gemeine und vornehme 248; vgl. Mienen.
Gesinde 197.
gesittet 173 278, —e Glückseligkeit 218.
Gestalt s. Menschengestalt.
Getränke 69 f.
Gewohnheit 37 40.
Glaubensdespoten 290 A.
Gleichheit, politische 86.
Gleichmut 161.
Glückseligkeit 279 281 287.
Glücksspiel 164; vgl. Lotterie.
Gram 188 230.
Griechen s. Künstler; die heutigen 272 f.
Grillenkrankheit 21 114 116 128 f.; = Hypochondrie (w. s.)
Grobheit 110 261.
Groll 195 209.
Großheit 172.
Gruseln das 200.
Gut, das höchste moralisch-physische 217 f.

H.

Habsucht 210 211 **213 f.** 231.
Handelssprache 262; —geist 266 A. 273.
Hang definiert 202, zum Bösen **279 ff.** 282 289.
Haß 184 209 f. 252 A.
Häßliche, das 170 **243 f.** 245 f. 146 A.
Hausfrieden und —krieg 251, vgl. 259.
Heimweh 82.
Heiratsalter 280.
herkulanische Ausgrabungen 60.
Herrschsucht 210 211 **212 f.**, der Frauen 253 254.
Herz, gutes 227.
Herzhaftigkeit 190.
Heuchler, fromme 211 f. A. vgl. 237.
Hexen 42 43 A.
Himmelfahrt 73 A.
Hinrichtung 194.
Hochmut 116 126 f. 136 **211 f.**, ist niederträchtig 212 .
Hoffnung 188.
Höflichkeit 45 261, französische 264.
Hofnarr 202.
Holländer 244 262 A.
Humanität im Umgange 219 f. 224.
Hypochondrie 83 85 161.
Hypothese 144.

I.

Ich, das Erwachen dess. beim Kinde 11 f. 13, als Subjekt und Objekt 22 A., vgl. 31 134.
Ideal und Idol 100, der Gesichtsbildung 242.
Ideen angeborene 30 A., = Vernunftbegriffe 74 100 **111**; vgl. ferner 147 176 188 221 A., = regulatives Prinzip 288.
Ideenmalerei 179.
Ignoranten 27 f.
Illuminatismus 20.
Illusion 41.
Indianer 191.
Instinkt 83 107 108 202 208, der Jugend 199 f.; vgl. 276 f.
Intellektualität 30 A.
Interpunktionszeichen 101.
Irrereden 131.
Irrenhäuser 83 116 132.
Italiener 148 185 263 A. **268 f.**

J.

Jagdvölker 207.
Jähzorn 196.
Japaner 244.
Juden, Judentum 39 71 **119—121 Anm.**
Juristen 14.

K.

Kameen 242.
Karaiben 157 A.
Karikaturen 236 241 245 f.
Kartenspiel 215 vgl. Spiel.
Kaufleute 119 A.
Kausalgesetz 93 155.
Kind, das kleine **11 f.** 206 f. 282 f.
Kinder, Verziehen ders. 260.
Klugheit 112 f. 118 127 A. 210 f.
Knabenspiele 215, —mut 199 f.
Koketterie 252 255.
Kometen 103.
Komplimente 15.
Komposition, künstlerische 76.
Königsberg 4 A., Fahrt von Pillau dorthin 69 A.
Konsequenz 151 f.
Kontrast 59 f. 165.
Konvent, französischer 86.
Konversation 39, **218 ff.**
——ssprache 262 264.
Kopf (ein) definiert 27, allgemeiner 148 f., beschränkter 28, guter 113, heller 28, langsamer 117, seichter 178, Bewegungen dess. 247.
Kosmopolitismus des Deutschen 271, übh. 288 290.
Kraftmänner 39.
Kretinismus 128.
Krieg 217 286.
Kultur 162 181, gesellschaftliche 219 f. 223 253 f. 283 A., des Gemüts 44, des Geschmacks 241; historische und moralische 283, ihr Fortschritt 275 f. 278 ff. 290.
Kunst = vollkommene Natur 126.
Künste bildende 174, schöne 176 ff.
Kunstgeschmack **176 ff.** 268.
Künstler 76 80 146 178, politischer 85, griechische 242.
Kuriositäten 60.
Kurtisanen 255.
Kurzweil 158.

L.

Lachen 189 **197 f.** 201 222.
Laffe 128.
Laie (Gegs. Geistlicher) 112 125.
Landesväter 125.
Langeweile 44 **157 ff.**
Laune 161, gute 161 f.
Launen 130 233, Land der L. 263 A.
Leben, Lebenskraft 134 f. 154 f. 228, sein Wert 166 217, eine Last 70 193; vgl. 189.
Lebensart, gute 181.
Leere, innere 61 157 f.
Leidenschaften **183 ff. 202 ff.**, meist unheilbar 204, nur bei Menschen 203 206, Einteilung ders. 205 f.
Leserei 157 Anm., vgl. Romanleserinnen.
Licht, das 50.
Liebe u. Ehe 156; vgl. Frauen, Verliebtheit.
Logik 22 A. **30** 32.
Lotterie 118 164 215 268.
Lüderlichkeit 258 f.
Lügen 289, harmloses 83 f.
Lust und Unlust, Gefühl der 47 167 183 187 227, gehört zur Sinnlichkeit 111 **153 ff.**, intellektuelle **167 ff.**
Luxus 181 f. vgl. Üppigkeit.

M.

Mädchen, sollen naiv sein 19, müssen lächeln 202.

Magnaten, polnische 59.
Mahlzeiten siehe Tischgesellschaften.
Malerei 41 178f.
Manie 114 128.
Manieren, gefällige 219 224, ländliche und städtische 248f.
Mathematik 13.
Mausoleum 102.
Medizin, gerichtliche 131.
Melancholie 39 130, als Temperament 229 **230** 233.
Memorieren das, seine 3 Arten 88f.
Mensch der, als Natur- und Vernunftwesen 226, vernünftiges Tier 275ff.; die ersten 276ff, seine Anlagen s. d.
Menschengattung **275ff.**
—gestalt 73 91 241.
—kenntnis **3ff.** 241.
—verstand, gesunder 28f. 35 68 239 vgl. Gemeinsinn.
—würde 239.
Menschheit, reine 282.
Metaphysik 32.
Mienen, Mienenspiel 242 **246ff.** 268.
Minister 259.
Mißfallen, moralisches 163f.
Mitleid 161 166 186 189.
Mnemotechnik s. Gedächtniskunst.
Mode, Moden 141 **175** 238.
—geschmack 174f.
—journale 157A.
—nland 263A.
Monarchie 286.
Monogamie 251.
Monotonie 61.
Moralität und Religion 100 112 283, und Ästhetik 173.
Moralisierung 279 281.
Musik **49** 75 121 174 178 218, belebt das Denken 75.
musikalisches Gehör 55 67.
—e Phantasie 23f.
Mut **190ff.**, moralischer 192.
Mutterwitz 29.
Mystiker 25f. 137.

N.

Nachäffer 236 vgl. 271.
Nacht und Tag, Wirkung von 25 85.
Naivetät **19.**
Narr 119 **126ff.** 202 288, in der Mode 175, Hospitalnarr 133 134.
Nation definiert 260.
Nationalphysiognomie 249.
Naturell (Naturanlage) 226 227 262 vgl. Anlage.
Naturmenschen 206f.
Naturweisheit 253 260 275 285.
Naturzustand (Gegs. bürgerl. Zustand) des Menschen 251f. 276 **280ff.**
Neigung(en) definiert 183 vgl. 44 203 205 208f. 253.
Nervensystem 47.
Neuigkeit der Empfindungen 60, in der Mode 175, der Darstellung 177 177A. 180, des Tages 222.
Norm ästhetische 242.

O.

Offiziere 109.
Ohnmacht, körperliche 64f., seelische gegenübe reinem Übel 199.
Opiumrausch 135 190.
optische Täuschungen 25A. 36.
Orakel, orakelmäßige Eingebungen (w. s.) 35 78.
Ordnung des Mannigfaltigen 34.
Organempfindungen 47f. 53.
Orgelspiel 23f.
Originalität 145ff.; vgl. Geist und Genie.
Orthodoxer 234A.

P.

Pandektenlehre in Bildern 89 A.
Paradoxie 14 f. 142.
Parlament, englisches 86.
Parodie 59 f.
Pathologie 228, patholog. Anreiz 186.
Pedanterie 27 201, deutsche 271.
Person (Gegs. Sache) 11 278.
Perspektive 41.
Pflichtbegriff (—gesetz) 15 38 279.
Phantasie 66 83 86 87, künstlerische 76, musikalische s. d. vgl. Einbildungskraft.
Phantasten 66 91 115 129.
Philosoph, der (ideale) **221 A.**; seine Kaltblütigkeit 232, vgl. 239, Gegs. zum Geographen 262.
Phlegma, im guten Sinne 184 187 **232 f.** 234 269, als Schwäche 232, dem Deutschen eigentümlich 269 f.
Phrasen 40.
Physiognomik **239—241**, moralische 288.
Pinsel (= Einfaltspinsel) 21 126 202.
Plackereien der Konvenienz 38.
Planetenbewohner 73 288.
—lesen 94.
Pluralismus im Gegs. zum Egoismus 15, Plur. der Majestät 16.
Pöbel definiert 260 f.; vgl. 176 224.
Poesie vgl. Dichtkunst.
poetische Ader 180, Freiheit 179.
Polen 59 263 A. 272.
Polyhistoren 90 149.
Pomp 176 231, italienischer 268.
Popularität, falsche 28.
pragmatische Erklärung 78, Anthropologie s. d.
praktische Prinzipien 235 237 vgl. Vernunft.
Predigten 61 62 79 A. 88.
Preis (Gegs. Wert, w. s.) 235.
Profil, griechisches 242 f.
Prognosen 102 f.
Propheten 96 99.
Prosa 95 179 f.
Psychologie 21 f. A. **30** 57.
Purismus 24.
Putz 59 255.
Pyramiden 102.

R.

Rachbegierde 195 **209 f.**
Raptus 130 185.
Rasse **273 f.** 288 290 A.
Rauchen 56 156 f.
Recht, Rechtsbegriff 207 A. 208 **209.**
— des Stärkeren bzw. Schwächeren 251.
Rechtsbegierde 209 f.
Redekunst 35, vgl. Beredsamkeit.
Redner der, ist ein Dichter 177.
Redseligkeit der Frauen 124 251.
Reflexion 21 A. 27 31 f.
Regel 106 108; Vermögen der Regeln = Verstand (w. s.).
Regelmäßigkeit, des Gesichts 243.
Reichtum der Juden 121.
Reim 179.
Reisebeschreibungen 4.'
Reisen das 4 61 vgl. 267 f. A. 269.
Religion 100, —sunterricht 283, benutzt von der Politik 290 A.
Republik 287; französische 86 110 194.
Reue 162 230.
Revolution des Inneren 238.
Rezeptivität 21 A. 29 31.
Ritterbücher 199; —sitz 266 A.
Romane 123 156 177 A.
—leserinnen 91 vgl. 123.
Rottieren das 261.
Ruinen 102.
Russen 221 252 A. 263 A. 272.

S.

Sagazität 144f.
Salze 52 56.
Sammlung des Geistes 122 vgl. 156.
Sanguiniker 39 **229f.** 233f.
Schädelbildung 244f.
Scham 181 195 196.
Scharfsinn 113f.
Schauspiele 75 199f. vgl. auch 223.
Schein 22 231, schöner 45f., erlaubter moralischer **43ff.**, vgl. auch Sinnenschein.
Scheinen 19.
Scheintod 65.
Schielen 247.
Schlaf 63 77 97, Schlaftrunkenheit 63f.
Schmeichler 211f.
Schmerz **153—155**, als Stachel der Tätigkeit 155 160 vgl. **162ff.**, süßer 164.
Schönheit (die), Schöne (das) 167 **170** 172f. 180 243, vgl. Künste.
Schreck 64 188 191.
Schreibkunst 91.
Schreibtafel 90.
Schreien 101, der Kinder 206f. 283A., des Zornes 184, des Patienten 191.
Schüchternheit 190.
Schulstrenge 146.
Schulwitz 29.
Schwärmerei 36 57f. 73 100 115 146 234A.
Schwelgerei 181.
Schwindel 64 69A. 81 200.
Seekrankheit 69A. 200f.
Seele 57 134 227f., schöne 170.
Seelenarzt 184 185.
—größe 170 237, —güte **170f.** 237, —stärke 170 235f. 236f.
Sehen das 50f.
Seher der 96 vgl. 178.
Sehnsucht 183.
Selbstbeobachtung 5 18ff.
Selbstbesserung 162.
—bewußtsein 11f., = Apperzeption (w. s.) 21A.
—denken 112 151.
—mord 130 158 **192ff.**
Sensation (= Sinnenempfindung) 47.
Sensorium commune 134.
Separatisten (= Sektierer) 71.
Siebenzahl, die 104.
Silhouetten 241.
Sinn, innerer 21 30 32 36 47 **57f.** 134 216; Sinn für etwas 68; die fünf äußeren **46ff.**; inwendiger 47, subjektiver und objektive 47f. 51 55f.; obere und niedere 52.
Sinnenempfindungen 31, ihre Grade u. Arten **58ff.**
Sinnenschein 36 **41f.**
Sinnenurteil 13f.
Sinnlichkeit (vgl. Sinn) im Gegs. zum Verstand (w. s.) 29f. 46, Apologie derselben **33ff.** Sie ist nicht verworren 34f., gebietet nicht 35f., betrügt nicht 36f., vgl. 176f.
Sinnspruch 68.
Sittsamkeit 45, des Geschmacks 170, der Frauen 254, deutsche 271.
Sittlichkeit 281.
Somnambulismus 97.
Sonderling 175 201 236.
Spanier 185 263A. **267f.**
Spiel, zweckloses des Gemüts 44, der Natur mit uns 215 249f., der Sinnlichkeit 177, der Einbildungskraft 169; um Geld 155f. 218f. Vgl. Glücksspiel, Kartenspiel, Knabenspiele.
Spitzfindigkeiten 113.
Spontaneität 21A. 31.
Sprache 49 101 178, französ. u. englische 262 vgl. 264, der Damen 262 264.
Sprichwort 142, russisches 25.

Staat und Kirche 290 A.
Steckenpferd 116 f.
Steigerung der Empfindungen 62 f. 188.
Sterben, das 65 161 f. 248.
Stirn 245.
Strafen, das 184.
Subalterne 111.
Symbole 73 A. 99.
symbolische Erkenntnis 99.
Sympathie der Einbildungskraft 82 f. 166 vgl. Mitleid.

T.

Tabak 56 156.
Tafelmusik 223.
Tagebücher, ihre Gefahr 18 20.
Takt, logischer 29, musikalischer 179.
Talent 139 f. 177.
Tanz 218.
Tapferkeit 190 f. 195.
Tastsinn 48 f. 73 f.
Taube, Taubstumme 49 54 f. 101.
Täuschungen, innere 57 f., optische s. d., vgl. Betrug, Sinnenschein.
Temperamente, physiologischer und psychologischer Begriff **227**, Einteilung (228 f.) in solche der Gefühle (229 f.) und der Tätigkeit (231 f.); die 4 Temperamente **228—234**; sie neutralisieren sich öfters 233; in der Religion 234 A.
Tiefsinn 25 130 229.
Tiere, ihre Vorstellungen 23, haben keine Leidenschaften 203.
Tierheit 207 A., im Menschen **282 f.**
Tischgesellschaften 171, Regeln für **219 ff.**
Titelsucht der Deutschen 263 A. **271.**
Tod s. Sterben.
Todesfurcht 65 130 193.
Todesstrafe 132.
Tollhaus s. Irrenhaus.
Tollheit 115 136 f.
Tollkühnheit 190.
Tonkünstler 178.
Topik 89.
Tor, Torheit 126 128 175 253 288.
Tränen 189, des Mannes 199, erste des Kindes 207 A., der Frauen 251 vgl. Weinen.
Traum, Träumen 66 77 f. **97 f.**
Trinken, das **69 ff.**
Trunkenheit 63 69 A. 70 f.
Tugend definiert 38, gesellige 43, vgl. 239.
Türken 190 262 f. A. 272.

U.

Übersinnliche, das 197.
überstudiert 136 f.
Umgänglichkeit 218.
Unerschrockenheit 190.
Ungeheuere, das 172.
Ungezwungenheit 18.
Unmündigkeit der Kinder und Frauen 124, des Volkes 125, der Gelehrten 125, der Verschwender 126.
Unsinn 68.
Unsterblichkeit, Hoffnung auf 93 f.
Unterhaltung (gesellige) 39 122, im Gehen 61; vgl. Konversation.
Unvernunft 134 137.
Unwissenheit 118.
Üppigkeit 181 f.
Urteilskraft 90 107 108 **110 f.** 113 140 141 f. 150 f.; ästhetische 168, gestörte 133.
Urteil der Geschlechter übereinander 255 f.

V.

Vapeurs, der Damen 163.
Varietäten der Völker 262 263 f.

Venus, mediceische 242.
Verfassung (politische), Arten derselben 287, Ideal Kants 284 287, englische 261 269, deutsche 271, bürgerliche übh 282 284.
Vergeßlichkeit 91 98.
Vergnügen **153f.** 164f. 187, verständiger Genuß desselben 163, Relativität 187, öffentliches 253.
Vermischung von Völkern 262 265 267 273.
Verliebtheit 42 83 136 185 201 203, wodurch geheilt 84 185 201 203 255.
Vernunft 107 108 **111** 151f., reine praktische 204 209 vgl. 186f. 278, technisch-praktische 210, = allgemeine Gesetzgebung 173.
Vernünftelei 111 113 vgl. 222.
Verrücktheit 115 130; vier Arten ders. **132ff.**
Vers 179f.
Verschlagenheit 119.
Versmacherei 179 270A.
Verstand = Vermögen zu denken 11, der Erkenntnis 26f. 29 108, der Regeln 106 111, der Vorstellung des Allgemeinen 169. Verstand und Sinnlichkeit **29ff.;** gemeinsame Wurzel mit ihr 80, Gegensatz 106f.; Verstand in allgemeiner Bedeutung 107 169, gesunder (richtiger) 107f. 111 123 138 (s. auch Menschenverstand); vgl. noch 25 140.
Vervollkommnung des Menschen 275f.
Verwandtschaft der Vorstellungen 79f.
Verwunderung 172 188 196f.
Vielweiberei 251.
Vikariat der Sinne 54f. 73f.
Vitalempfindung 47f. 53.
Vogelgesang, Entstehung dess. 277 277A.
Volk definiert 260, Charakter dess. **260—274.**
Vorhersehung 87 **91ff.**
Vorsehung 284 286.
Vorstellungen, dunkle (unbewußte) **22ff.,** klare und deutliche 22 **26f.**. verworrene und undeutliche 26 30A., innere und äußere 34 51, Assoziation derselben s. d., ihre Verwandtschaft s. d.

W.

Wahn definiert 214.
Wahnsinn 115 133 185.
Wahnwitz 115 133.
Wahrhaftigkeit 239.
Wahrnehmung, Anfänge ders. 12f., mittelbare und unmittelbare 48f.; vgl. 34.
Wahrsagen **94ff.**
Wappen 100f.
Wechsel der Empfindungen 60f.
Weibliches Geschlecht s. Frauen.
Weinen 109 189 **191f.**
Weingenuß 69f.
Weisheit 112f. 166 187 210 240.
Weissagen 96.
Weltbürgertum 15 168A., vgl. Kosmopolitismus, —ganzes 15, —kenntnis 3f. 6A.
Werben, das, der Geschlechter 254f.
Wert, innerer, des Menschen **235 235f. A.**
Wettergespräche 64f. A. 79A. 92.
Widerspruch 59.
Willkür, freie 34 77.
Windbeutel 233.
Wissenschaft 28 180, ihr Fortschritt 280f.
Witwen 164 199 252 259 260.

Witz 29 113f. 117f. **141** 200 222, produktiver 141ff., launiger 142, kaustischer 180 231.
Witzlinge 89 118.
Wohl, als Sinnen- oder Verstandeswohl 287.
Wohlgefallen, moralisches 163f., ästhetisches 173f., —geschmack 167f. vgl. Geschmack.
Wohlleben 181 218f.
Wunderkinder 149f.
Wunderzeichen 103.
Wunsch 183.
Wut 139.

X.

Xenien 180.

Z.

Zahlenmystik 106 vgl. 105.
Zartheit der Empfindung 161.
Zeichen, willkürliche, natürliche und Wunderzeichen 100ff.
Zeit, 31 32 57 87 154.
Zeitunglesen 122 vgl. 222.
Zeitvertreib 42.
Zeremonien, kirchliche 38, gesellschaftliche 39.
Zerstreutheit 77 **120ff.** 201.
Zerstreuung 121f.
Zivilisation 278 279 281.
Zorn 184 185f. 188 191 193 **195f.** 197 199.
Zufriedenheit 159f. 163.
Zusammenhang der Vorstellungen, mathematischer u. dynamischer 80A.
Zwecke 108 214, und Mittel 208, des Menschen 218, der Natur 253, **275** 285.
Zwietracht als Keim der Eintracht 275.
Zwölfzahl, die 105.
Zyniker 224 235A.
Zynismus 24.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Goethes Philosophie aus seinen Werken. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Hersgeg. v. Gymn.-Dir. Dr. Max Heynacher. 1905. VIII, 110 u. 318 S. M. 3.60, geb. M. 4.—, in Geschenkband M. 5.—

Als ich dieses Buch las, in einem, was man sonst nur von da und dort sich zusammenholen und sich selber zurechtkonstruieren muß, so Zug um Zug vom Urquell trank — da kam es auch über mich immer wieder wie ein Erschrecken und Erschauern. Und mir war's als wieder etwas ganz Neues, als hätte ich's zum ersten Male erfunden und entdeckt und noch nie gehört: Goethes Philosophie bedeutet wirklich und wahrhaftig etwas ganz Neues. *Julius Hart im „Tag"*.

Herders Philosophie. Ausgewählte Denkmäler aus der Werdezeit der neuen Bildung. Hersgeg. v. Horst Stephan. 1906. XLIV, 310 S. M. 3.60, geb. M. 4.20

Herder ist der Sämann, der am Eingang unserer modernen Kultur steht. Mit dem weitausgreifenden Schritt des Sehers und Propheten hat er als erster das große Reich unseres Weltempfindens und Welterkennens durchschritten und überallhin über das fruchtbare Land seine Keime ausgestreut, die heute langsam der Blüte und Frucht entgegenreifen.

Wilhelm von Humboldt. Ausgewählte philosophische Schriften. Herausgeg. von Johannes Schubert. 1910. 39, 222 S. M. 3.40, geb. M. 4.—

Aus dem Inhalt u. a.: I. Zur Ästhetik: Über Goethes Hermann und Dorothea. — II. Zur Geschichtsphilosophie: Über die Aufgabe des Geschichtschreibers. — Latium und Hellas. — III. Zur Sprachphilosophie: Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. — — IV. Zur Religionsphilosophie: Über die unter dem Namen Bhagavad-Gîtâ bekannte Episode des Mahâ-Bhârata. — V. Zur Pädagogik: Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin.

Humboldts Beschäftigung mit unseren Klassikern, sein tiefes Eingehen auf ihre dichterischen Pläne und Gedanken, seine Beurteilung ihrer Werke, sein genialer staatsmännischer Blick, der das politische Vermächtnis eines Stein in seinem Ressort der Verwirklichung entgegenführt, vor allem seine unsterbliche Leistung, die Gründung der Berliner Universität im Jahre 1810, alles dies zeugt von einem herrlich in die Tat des Lebens übersetzten Idealismus und macht seinen Urheber über alle von Fach und Beruf begrenzten Begriffe hinweg zum „Philosophen der Humanität". *Der Tag.*

Lessings Philosophie. Herausgeg. von Dr. Paul Lorentz. 1909. 86, 396 S. M. 4.50, geb. M. 5.20

Lorentz' Auswahlband ist wohl das beste und brauchbarste Werk, das wir über diesen Gegenstand in neuerer Zeit erhalten haben. Wer schnell die Quellenbelege für die Lessingsche Lebens- und Weltanschauung gebraucht und sich in der Kürze eine Übersicht über die Ansicht des Denkers in einzelnen Fragen auch entwicklungsgeschichtlich verschaffen will, folge diesem gediegenen Führer.

Monatshefte der Comeniusgesellschaft.

Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Mit ausf. Einltg. hrsg. von Eugen Kühnemann. 2. verm. Aufl. 1910. 94 u. 344 S. M. 4.60, geb. M. 5.20

So groß auch die Nachwirkung Schillers ist, seine Philosophie wirkt heute vielfach, als ob sie völlig neu wäre, und zeigt uns, wie viel unser Volk an philosophischer Bildung und Vertiefung seit einem Jahrhundert verloren hat. Wir können und sollen an jener Zeit und an Schiller uns emporrichten, gerade weil die idealistische Lebenshaltung und Denkrichtung des Schillerschen Kreises eine nötige Ergänzung unserer Vielgeschäftigkeit und unseres Systemmangels bedeutet.

Leipziger Zeitung.

Sachlich geordnetes Verzeichnis der Schriften Kants.

I. Schriften zur Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik.
II. Schriften zur Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie.
III. Schriften zur Naturphilosophie und Naturwissenschaft.
IV. Vermischte Schriften und Briefe.

Die drei ersten Klassen zerfallen in je zwei Unterabteilungen. Es sind aufgeführt unter A die Schriften aus der vorkritischen Periode Kants, unter B die Schriften aus der kritischen Periode, welche mit der „Kritik der reinen Vernunft" 1781 anhebt.

I. Schriften zur Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik.

A. Aus der vorkritischen Periode.

1. Eine neue Beleuchtung der ersten Prinzipien der metaphysischen Erkenntnis. Dissertation Kants zur Erlangung des Rechts, Vorlesungen an der Universität in Königsberg zu halten. 1755. (latein.: Bd. 52). Bd. 46a
2. Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren erwiesen. 1762. Bd. 46a
3. Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. 1763. Bd. 46a
4. Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbenjahre 1765—66. Bd. 46a
5. Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. 1766. Bd. 46b
6. Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume. 1768. Bd. 46b
7. Über die Form und die Prinzipien der sinnlichen und Verstandeswelt. Dissertation. 1770. (latein.: Bd. 52.) Bd. 46b

B. Aus der kritischen Periode.

8. Kritik der reinen Vernunft. 1781. Bd. 37
9. Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. 1783. Bd. 40
10. Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? 1784. Bd. 46b
11. Was heißt: sich im Denken orientieren? 1786. Bd. 46b
12. Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie. 1788. Bd. 50
13. Streitschrift gegen Eberhard: Über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. 1790. Bd. 46c
14. Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philosophie. 1796. Bd. 46d
15. Ausgleichung eines auf Mißverstand beruhenden mathematischen Streites. 1796. Bd. 46d
16. Verkündung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie. 1796. Bd. 46d
17. Der Streit der Fakultäten in drei Abschnitten. 1798. Bd. 46d
18. Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen. Herausgegeben von G. B. Jäsche. 1800. Bd. 43
19. Über die von der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1791 ausgesetzte Preisfrage: Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibniz' und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht hat? Herausgegeben von Rink. 1804. Bd. 46c

II. Schriften zur Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie.

A. Aus der vorkritischen Periode.

1. Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus. 1759. Bd. 47
2. Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration für das Dasein Gottes. 1763. Bd. 47
3. Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral. Zur Beantwortung der Preisfrage der K. Akademie zu Berlin. 1764. Bd. 46a
4. Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. 1764. Bd. 50

B. Aus der kritischen Periode.

5. Rezension von Schulz' Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion. 1783. Bd. 47
6. Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. 1784. Bd. 47
7. Rezension von J. G. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Teil 1 und 2. 1785. Bd. 47
8. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 1785. Bd. 41

9. Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. 1786. Bd. 47
10. Rezension von Hufelands Versuch über den Grundsatz des Naturrechts. 1786. Bd. 47
11. Bemerkungen zu L. H. Jacobs Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden. 1786. Bd. 47
12. Kritik der praktischen Vernunft. 1788. Bd. 38
13. Kritik der Urteilskraft. 1790. Bd. 39
14. Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee. 1791. Bd. 47
15. Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 1793. Bd. 45
16. Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis. 1793. Bd. 47
17. Das Ende aller Dinge. 1794. Bd. 47
18. Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. 1795. Bd. 47
19. Die Metaphysik der Sitten. Erster Teil: Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. 1797. Bd. 42
20. Die Metaphysik der Sitten. Zweiter Teil: Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. 1797. Bd. 42
21. Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen. 1797. Bd. 47
22. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1798. Bd. 44
23. Über Pädagogik. Herausgegeben von Rink. 1803. Bd. 50

III. Schriften zur Naturphilosophie und Naturwissenschaft.

A. Aus der vorkritischen Periode.

1. Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte usw. 1747. Bd. 49
2. Untersuchung der Frage, ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Achse einige Veränderung seit den ersten Zeiten ihres Ursprungs erlitten habe. 1754. Bd. 49
3. Die Frage, ob die Erde veralte, physikalisch erwogen. 1754. Bd. 49
4. Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. 1755. Bd. 48
5. Kurzgefaßte Darstellung einiger Betrachtungen über das Feuer. 1755. (latein.: Bd. 52) Bd. 49
6. Über die Ursachen der Erderschütterungen bei Gelegenheit des Unglücks von 1755. 1756. Bd. 49
7. Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens von 1755. 1756. Bd. 49
8. Fortgesetzte Betrachtung der seit einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen. 1756. Bd. 49
9. Dissertation über den Nutzen einer mit der Geometrie verbundenen Metaphysik in der Naturphilosophie. 1756. (latein.: Bd. 52). Bd. 49

10. Neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde. 1756. Bd. 49
11. Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physischen Geographie, nebst einem Anhange über die Frage: ob die Westwinde in unseren Gegenden darum feucht seien, weil sie über ein großes Meer streichen. 1757. Bd. 49
12. Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe usw. 1758. Bd. 49
13. Rezension der Schrift von Moscati über den Unterschied der Struktur der Tiere und Menschen. 1771. Bd. 49
14. Von den verschiedenen Rassen der Menschen. 1775. Bd. 50

B. Aus der kritischen Periode.

15. Über die Vulkane im Monde. 1785. Bd. 49
16. Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse. 1785. Bd. 50
17. Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. 1786. Bd. 48
18. Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung. 1794. Bd. 49
19. Zu Sömmerring: Über das Organ der Seele. 1796. Bd. 50
20. Physische Geographie. Herausgegeben von Rink. 1802. Bd. 51

IV. Vermischte Schriften und Briefe.

1. Gedanken bei dem frühzeitigen Ableben des J. F. von Funk in einem Sendschreiben usw. 1760. Bd. 50
2. An Frl. Charlotte v. Knobloch über Swedenborg. 1763. Bd. 46b
3. Über den Abenteurer J. P. Z. Komarnicki. 1764. Bd. 50
4. Versuch über die Krankheiten des Kopfes. 1764. Bd. 50
5. Das Basedowsche Philanthropin betreffende Aufsätze. 1776 bis 1777. Bd. 50
6. Sieben kleine Aufsätze. 1788—1791. Bd. 50
7. Über Schwärmerei und die Mittel dagegen. 1790. Bd. 50
8. Über die Buchmacherei. Zwei Briefe an Herrn Fr. Nicolai. 1798. Bd. 47
9. Öffentliche Erklärungen. Bd. 50
10. Ehrendenksprüche auf verstorbene Kollegen. Bd. 50
11. Fragmente aus dem Nachlasse. Bd. 50
12. Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Kant und seinen Zeitgenossen. Bd. 50

KATALOG

DER



PHILOSOPHISCHEN BIBLIOTHEK

INHALT

	Seite
Neuerscheinungen 1911/12	1
Alphabetisches Verzeichnis der „Philosophischen Bibliothek“	5
Lehrbücher der „Philosophischen Bibliothek“	20
Neuere philosophische Werke	21

Neuerscheinungen  der Jahre 1911/12

Kirchner-Michaëlis. Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. 6. Aufl. 1911. VIII, 1124 S.
Preis M. 12.50, geb. M. 14.—

Die Festigkeit der Grundlagen, die umfassende Vollständigkeit des Stoffes, die durchsichtige Anlage und vortreffliche Form, sowie die würdige Ausstattung machen das Buch zu einem treuen Führer auf den verschlungenen Pfaden der Philosophie. Man kann ihm nur weitere und weitere Verbreitung wünschen.
Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1911.

Vorländer, Karl. Geschichte der Philosophie.
I. Bd.: Altertum, Mittelalter und Übergang zur Neuzeit. 3. Aufl. 1911. XII, 368 S. Preis M. 3.60, geb. M. 4.50
— — II. Bd.: Philosophie der Neuzeit. 3. Aufl. 1911. VIII, 524 S.
Preis M. 4.50, geb. M. 5 50

Selten ist die Geschichte der Philosophie in den letzten Jahrzehnten so faßlich und übersichtlich dargestellt. Diese vaterländische Geschichte der Philosophie wird gewiß auf Jahrzehnte hin das Lieblingsbuch aller Freunde der Philosophie sein.
Literaturbericht für Theologie.

D'Alembert's Einleitung in die französische Enzyklopädie von 1751 (Discours préliminaire). Herausgeg. und erläutert von Dr. Eugen Hirschberg.
I. Teil: Text. XXIII, 153 u. 11 S. Preis M. 2.50, geb. M. 3.—
II. Teil: Erläuterungen. VIII, 192 S. Preis M. 1.50
Beide Teile in 1 Band gebunden M. 4.50

Diese Schrift des „Vaters des Positivismus" dürfte besonders geeignet sein, zur Einführung in die Philosophie überhaupt zu dienen. In den französischen Schulen ist sie seit langem als Lehrbuch und Prüfungsgegenstand eingeführt, wozu sie sich durch ihre einfache, jedem verständliche Sprache besonders eignet. — Die Erläuterungen führen den D'Alembertschen Text bis zur Gegenwart fort.

Aristoteles. Nikomachische Ethik. Neu übers. u. erläut. v. Dr. theol. Eug. Rolfes. XXIV, 234 u. 40 S.
Preis M. 3.20, geb. M. 3.80

Diese Ausgabe benutzt als erste den von der Forschung bisher regelmäßig übersehenen Kommentar des Thomas von Aquin, eines dem Aristoteles kongenialen Geistes. Durch das Heranziehen dieses Kommentars, der reifsten Frucht der Aristotelesforschung aller Zeiten, wird der Wert derselben ein unschätzbarer.

Aristoteles. Drei Bücher über die Seele. Neu übers. von Gymn.-Dir. Dr. A. Busse. 1911. XX, 94 u. 27 S.
Preis M. 2.20, geb. M. 2.70

Die systematische Psychologie ist ein Werk des Aristoteles. Für das Studium und das Verständnis dieser Quellenschrift ersten Ranges die sichere Grundlage zu schaffen, war die Aufgabe dieser Neuausgabe.

Descartes. Über die Leidenschaften der Seele. Neu übers. u. erläut. v. Dr. A. Buchenau. Mit dem Register der Gesamtausgabe. XXXI, 120 u. 30 S. Preis M. 2.20, geb. M. 2.80

Mit dem Erscheinen dieses Bandes liegt nunmehr die Descartes-Ausgabe vollständig in der neuen Bearbeitung vor. Dem Bande ist das schon lange dringend gewünschte Gesamtregister beigegeben.

Fichte. Werke. Bd. I. Mit Einleitung von Prof. Dr. F. Medicus. 1911. Gr. 8°. CLXXX, 603 S. Preis M. 7.—, geb. in Hfz. M. 9.50

Die Textbehandlung ist durch mustergültige Genauigkeit ausgezeichnet. Die Einleitungen des Herausgebers führen vortrefflich in die zeitgeschichtlichen Bedingungen dieser Schriften ein und zeigen, daß Fichte auch für unsere Zeit noch manches zu sagen hat, daß er noch nicht lediglich historisch geworden ist. Es scheint aber, als ob auch die geistige Stimmung vielfach zu Fichte zurücklenkt als dem Denker, der unter der Hülle seiner Metaphysik des Ich der Persönlichkeit ihre Stellung gewinnt. Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Daraus einzeln:

Fichte. Über den Begriff der Wissenschaftslehre (1794). IV, 61 S. Preis M. 1.—

— Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794). Mit Einltg. von Medicus. XXX, 245 S. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—

Nach Friedrich Schlegel bedeutete dies Buch „eine der großen Tendenzen des Zeitalters, neben der französischen Revolution und dem Wilhelm Meister".

Einzeln erschienen früher u. a.:

Fichte. Schriften zum Atheismusstreit. Mit Einleitung v. F. Medicus. XXXIII, 142 S. Preis M. 2.—, geb. M. 2.60

— Die Bestimmung des Menschen. IV, 155 S. Preis M. 1.80

— Die Wissenschaftslehre (1801 u. 1804). 396 S. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—

— Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. IV, 264 S. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—

— Drei Schriften über den Gelehrten (1794. 1805. 1811). IV, 224 S. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—

— Anweisung zum seligen Leben. Mit Einleitg. v. F. Medicus. XVIII, 205 S. Preis M. 2.50, geb. M. 3.50

— Reden an die deutsche Nation. 250 S. Preis M. 2.—, geb. M. 2.80

Hegel. Grundlinien der Philosophie des Rechts. Mit den von Gans redigierten Zusätzen aus Hegels Vorlesungen neu herausgeg. von Georg Lasson. Preis M. 5.40, geb. M. 6.—

Die Ausgabe Lassons ist mustergültig. Die Einleitung gehört zu dem Schätzenswertesten, was in unserer Zeit über Hegel geschrieben wurde. Neben den außerordentlichen Seiten des großen Werkes werden seine Schwächen unverhohlen zur Darstellung gebracht. Überall aber blickt die Verehrung gegenüber dem Meister durch und das Bestreben, dem größten Denker des vorigen Jahrhunderts zu seiner gerechten Anerkennung zu verhelfen.
Josef Kohler im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie.

Humboldt, Wilh. v., Ausgewählte philosophische Schriften. Mit ausführl. Einltg. hersgeg. v. Dr. Joh. Schubert. 39, 222 S. Preis M. 3.40, geb. M. 4.—

Inhalt: Zur Ästhetik. Zur Geschichtsphilosophie. Zur Sprachphilosophie. Zur Religionsphilosophie. Zur Pädagogik. Register.

Über das **Wesen der Universitäten.** Drei Aufsätze von Fichte, Schleiermacher und Steffens. Mit ausführl. Einltg. hersgeg. v. Prof. Dr. Ed. Spranger. 43, 280 u. 11 S. Preis M. 4.—, geb. M. 4.50

Da wir heute über das alte Humboldtsche Sprachgymnasium hinaus wollen, müssen uns Humboldts Gedanken zur Selbstbesinnung über die verschiedenen Formen unserer heutigen höheren Schulen von der größten Wichtigkeit sein.

Nur auf den Universitäten herrscht der Humboldtsche Geist noch, die „Idee der Universitäten“, wie sie vor 100 Jahren in deutschen Denkern lebte. Um diesen Geist lebendig zu erhalten gegen amerikanisierende und polytechnische Tendenzen, ist die von Spranger gegebene Zusammenstellung dreier Gutachten von Fichte, Schleiermacher und Steffens über die Neugründung einer Berliner Universität besonders freudig zu begrüßen, wenn auch alle drei Vorschläge nicht realisiert, sondern nur sehr teilweise von Humboldt benutzt wurden.

Die verschiedene Ausprägung idealistischer Gedankengänge über ein und dasselbe Problem kann besonders gut an dieser Ausgabe von „Universitätsschriften“ erkannt werden. Ich möchte sie für Durcharbeitung in einem philosophischen Seminar ganz besonders empfehlen, ihr aber ebenso wie der Schubertschen Humboldtausgabe auch sonst die weiteste Verbreitung wünschen. Pädagogisches Archiv.

Isidoros. Das Leben des Philosophen. Wiederhergestellt, übersetzt u. erklärt von Dr. Rudolf Asmus.
Preis M. 7.50, geb. M. 8.50

Unter den Urkunden zur Geschichte des Neuplatonismus ist die von Damaskios verfaßte Biographie des Isidoros eine der allerwichtigsten. Auf dem Hintergrunde des Hellenismus eines Julian des Abtrünnigen mit der Glut seiner Liebe und seines Hasses erhebt sich ein religionsphilosophisches Kulturbild des 5. Jahrhunderts, dem sich an Figurenreichtum und Farbenfülle nichts Ähnliches an die Seite stellen läßt.

Kants Leben. Dargestellt von Karl Vorländer. Supplementband zur Kantausgabe. Mit dem Doblerschen Bildnis. XI, 211 u. 12 S.
Preis M. 3.—, geb. M. 3.60, Geschenkband M. 4.20

Diese erste Sonderdarstellung von Kants Leben, die seit der Schubertschen Biographie (seit 1840!) erschienen ist, verdient ein Buch für jedes Haus zu werden. Denn trotz des Fehlens der in die Augen fallenden großen Momente mangelte es dem Leben des großen Philosophen keineswegs an innerer Bewegung, die Vorländer in der dem Gegenstand so gut angepaßten, ruhig dahinfließenden Darstellung trefflich hat hervortreten lassen.

Locke, John. Versuch über den menschlichen Verstand. 2. Bd. Buch 3 u. 4. Neu übersetzt von Dr. C. Winckler. VII, 428 S.
Preis M. 5.40, geb. M. 6.20

Eine völlige Neuübertragung des wichtigen Werkes und die erste, die die kritische Ausgabe Frasers zugrunde legt. Band I soll in kürzester Frist nachfolgen.

Lotze, Hermann. Logik. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. (System der Philosophie. Tl. I.) Mit ausführl. Einleitung von Prof. Georg Misch.
Preis ca. M. 7.50, geb. ca. M. 8.50

Dies Werk, das die ausführliche Darstellung des Systems des großen Göttinger Philosophen enthält, war im Buchhandel lange Zeit gänzlich vergriffen und auch antiquarisch kaum mehr aufzutreiben. Durch den Neudruck des Werkes wird also eine eingehendere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Philosophen, die gerade in letzter Zeit verheißungsvoll eingesetzt hat, überhaupt erst ermöglicht.

Plato. Theätet. Neu übers. u. erläut. von Dr. Otto Apelt. IV. 28, 116 u. 48 S.
Preis M. 3.40, geb. M. 4.—

Ohne die Apeltsche Übersetzung wird sich niemand mehr über Theätetfragen äußern können. Die Lektüre ist ein Genuß, namentlich sind dem Verfasser die Glanzstellen des Dialoges vortrefflich gelungen. — Das Buch bietet in gewissem Sinne einen Abschluß der Theätetforschung. Wochenschr. f. klass. Philologie.

Schellings Schriften.

Einzeln erschienen u. a. (sämtlich in Gr. 8°):

— Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge (1802).
Preis geb. M. 2.40

— Darstellung eines Systems der Philosophie (1801).
Preis geb. M. 2.40

— Vom Ich als Prinzip der Philosophie (1795). Preis geb. M. 2.—

— Ideen zu einer Philosophie der Natur (1797).
Preis geb. M. 5.40

Schelling. Methode des akademischen Studiums (1803).
Preis geb. M. 2.80

— Philosophie der Kunst (aus dem Nachlaß). Preis geb. M. 5.40

— Positive Philosophie (1840/45). Preis geb. M. 5.—

— System des transzendentalen Idealismus (1800).
Preis geb. M. 5.—

— Von der Weltseele (1808). Preis geb. M. 4.40

— Wesen der menschlichen Freiheit (1809).
Preis geb. M. 1.60

Schleiermacher, Friedrich. Grundriß der philosophischen Ethik. In der Twestenschen Fassung neu hrsgeg. von D. Friedrich M. Schiele. VIII, 219 S. Preis M. 2.80, geb. M. 3.40

Diesem Neudruck der Schleiermacherschen Sittenlehre ist die praktische und sorgfältige Twestensche Ausgabe zugrunde gelegt, die unter Schleiermachers eigenhändigen Entwürfen die beiden besten auswählt und sie in ihrer ursprünglichen Gestalt gibt. Doch hat der Herausgeber auch hieran noch gebessert, indem er die Stücke wesentlich übersichtlicher ineinander ordnet, wodurch sich die störenden Anhänge Twestens erübrigen.

Schleiermachers Werke in 4 Bänden. Mit Geleitwort von Prof. D. Dr. A. Dorner. Hrsg. u. eingeleitet von Privat-Doz. Dr. Otto Braun. 1910/11. Groß-8°. (Bisher erschienen Bd. 1, 3 u. 4.)
Preis M. 28.—, geb. in Hfz. M. 38.—

Solange wir noch nicht aus der Krisis, in der die ganze christliche Ideenwelt steht, heraus sind, so lange ist der Mann, der in dieser Krisis mitten inne stand und zu einem Führer aus ihr bestimmt war, ein Prophet für unsere Tage. Er hat unter allen den Großen seiner Zeit am persönlichsten und eindringlichsten mit dem eigentlichen religiösen Problem gerungen, hat aber ebensosehr daneben die ethischen und erkenntnistheoretischen Überzeugungen und Werte zu behaupten gesucht, indem er sie in eigener Weise durchdachte und ins praktische Leben mit unermüdlicher Tätigkeit einführte.
Kantstudien.

Daraus einzeln:

— Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. (1803. 1834. 1846.) Mit einer Inhaltsanalyse. XXXII, 346 S.
Preis M. 4.—, geb. M. 5.—

— Akademieabhandlungen (Tugendbegriff, Pflichtbegriff, Naturgesetz und Sittengesetz, Begriff des Erlaubten, Begriff des höchsten Gutes, Beruf des Staates zur Erziehung, Begriff des großen Mannes.) IV, 185 S. Preis M. 2.—

Hierin enthalten u. a. der am Geburtstag Friedrichs des Großen gehaltene Vortrag, der den Begriff des großen Mannes im Sinne Platos analysiert und den Verfasser des konstitutionellen Staatsgedankens als konservativen Träger der friderizianischen Tradition erscheinen läßt.

— Predigten über den christlichen Hausstand. Hrsgeg. und eingeleitet von Prof. D. Joh. Bauer. IV, 42, 176 und 4 S.
Preis M. 3.—, geb. M. 4.—

Eine wahre Perle sind die Predigten Schleiermachers über den christlichen Hausstand; man erschrecke nicht: Predigten, die ihrem Inhalt nach zu den ethischen Hauptschriften gehören. In wundervoller Weise, eingehend, feinsinnig sind sie von Bauer eingeleitet und in Beziehung gesetzt zu Schleiermachers Leben, Ideenwelt und sonstigen Äußerungen. Kantstudien.

— Reden über die Religion. IV, 193 S.
Preis M. 1.40, in Pappband M. 1.80

Wer heute über den Fall Jatho mitreden, nein, wer ihn ganz innerlich und in feinstem Empfinden miterleben und mitdurchleiden will, der lese die vierte Rede aus Schleiermachers „Reden über Religion". Christliche Freiheit.

Alphabetisch geordnetes Verzeichnis
der
Philosophischen Bibliothek.

Sammlung der philosophischen Hauptwerke alter und neuer Zeit.



Mit ausführlichen Einleitungen sowie Sach- und Namensregistern.

Die Philosophische Bibliothek ist ein wirklich wundervolles Instrument der Forschung und der Kultur, um das alle Nationen, in denen der Geschmack an den tiefsten Problemen des Geistes vorhanden oder im Erwachen ist, Deutschland beneiden müssen.

La Cultura (Rom).

Band		ℳ ₰
2	**Aristoteles.** Metaphysik. Übers., erläut. u. mit e. Lebensbeschreibung versehen v. Dr. E. Rolfes. Bd. I. 1904. 18, 162 u. 36 S. (geb. 3.—)	2.50
3	— — Bd. II. 1904. 154 u. 46 S. (geb. 3.—)	2.50

Das Bestreben, den inneren Zusammenhang hervortreten zu lassen, charakterisiert die Übersetzung Rolfes' und führt nebst glücklicher Wahl des deutschen Ausdrucks zu einer flüssigen, auch an schwierigen Stellen verständlichen Sprache.
Monatshefte für Mathematik und Physik.

Die Übersetzung, wahrlich keine leichte Aufgabe, ist vorzüglich gelungen; sie legt überall von einem tiefgründigen Verständnisse Zeugnis ab. Ganz besonders tritt dies noch in dem dritten Teile der Arbeit hervor: in den Anmerkungen zu den einzelnen Büchern. Überall sieht man die gründliche Kenntnis der platonischen und aristotelischen Philosophie und völlige Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur bis in die neueste Zeit herab; dabei zeigt sich der Verfasser als selbständiger Denker. Ein Namen- und Sachverzeichnis bildet den Schluß der höchst verdienstlichen Arbeit. Prof. A. Stölzle in der Theologischen Revue.

Band		ℳ ₰
4	— Über die Seele. Neu übersetzt von Gymn.-Dir. Dr. Adolf Busse. 1911. XX, 94 u. 27 S. (geb. 2.70)	2.20
5	— Nikomachische Ethik. 2. Aufl. Neu übersetzt u. erläut. von Dr. theol. E. Rolfes. 1911. XXIV, 234 u. 40 S. (geb. 3.80)	3.20

In den Anmerkungen sind die Beziehungen zwischen Tugend, Glück und Vergnügen im Eudämonismus gut herausgearbeitet; man kann sich nur dazu beglückwünschen, einen so zuverlässigen Führer in dieser Frage zu haben, die die Fundamentalfrage in der Aristotelischen Ethik ist. Revue Néo-Scolastique.

Band		ℳ ₰
7	— Politik. 38, 268 S. (geb. 3.—)	2.50
9–13	— Organon kompl. 126, 606 S. (geb. 6.—)	5.10
	Daraus einzeln:	
9	— Kategorien und Hermeneutica. 12, 82 S. (geb. 1.40) . .	1.—
10	— Erste Analytiken, oder: Lehre vom Schluß. 172 S. (geb. 1.20)	—.80
11	— Zweite Analytiken, oder: Lehre vom Erkennen. 136 S. . .	—.80
12	— Topik. 32, 206 S. (geb. 2.40)	2.—

Band		M ₰
13	**Aristoteles.** Sophistische Widerlegungen. 26, 66 S. (geb. 0.90)	—.50
14–18	— — Erläuterungen zum Organon kompl. 729 S. (geb. 3.80) .	3.—
*	— Ars poetica. Ed. Fr. Ueberweg. 40 S.	—.40
20	**Berkeley.** Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Übers. u. mit Anm. versehen von Friedrich Ueberweg. 4. Aufl. 1906. 166 S. (geb. 2.50)	2.—
	Wer einen Einblick gewinnen will in die so einfachen und dabei so überraschend wirkenden Anfangsfragen des Erkenntnisproblems, wer das Gebiet der zunächst liegenden Erfahrung nicht verlassen und doch einmal eine Luft atmen will, die der jetzt fast auf allen Gebieten sich hervordrängenden materialistischen Grundanschauung vollständig entgegengesetzt ist, der nehme Berkeley zur Hand. Deutsches Protestantenblatt.	
102	— Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Übers. u. eingel. v. Raoul Richter. gr. 8°. 1901. XXVII, 131 S. (geb. 2.50)	2.—
	Die vorliegende Übersetzung ist in doppelter Hinsicht dankenswert. Einmal macht sie dem deutschen Leser diejenige Schrift des Philosophen zugänglich, die sich am besten zur Lektüre eignet für den, welcher ihm zum ersten Male näher zu treten wünscht. Sodann hat der Übersetzer diese seine Aufgabe in sorgfältiger und glücklicher Weise gelöst; die Verdeutschung ist nicht nur gut lesbar, sondern wahrt auch geschickt die stehenden technischen Ausdrücke des Originals. Deutsche Literaturzeitung.	
143	— Theorie der Gesichtswahrnehmung.	Im Druck.
21	**Bruno, Giordano.** Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen. Übers. u. mit Anm. versehen von Prof. Adolf Lasson. 3. Aufl. 1902. XXIV, 115 u. 47 S. (geb. 2.—)	1.50
	Die Übersetzung, die Prof. Lasson von den fünf Dialogen Brunos schon im Jahre 1872 veröffentlichte, ist allgemein bekannt wegen ihrer Genauigkeit und der Meisterschaft, mit welcher der Schwung und der Glanz des italienischen Stiles wiedergegeben ist. Man kann sich also auf eine dritte noch verbesserte Auflage nur freuen. Eine Einleitung und zahlreiche Anmerkungen setzen jeden Leser in den Stand, ohne eine besondere Vorbereitung Brunos Gedanken ziemlich gut zu verstehen. Vierteljahrsschrift f. wiss. Philosophie.	
22	**Cicero.** Fünf Bücher über das höchste Gut und Übel. 346 S.	1.—
23	— Drei Bücher über die Natur der Götter. 262 S. (geb. 1.20)	—.80
24	— Lehre der Akademie. 176 S. (geb. 1.—)	—.60
*	**Comte, Auguste.** Die positive Philosophie. Im Auszuge von Jules Rig. 2 Bde. in Groß 8°. 32, 472 S. 12, 524 S. .	16.—
	— Lévy-Bruhl, L. Die Philosophie Comtes. Übersetzt von H. Molenaar. VI, 288 S.	6.—
25	**Condillac.** Abhandlung üb. die Empfindungen.	Zur Zeit vergriffen.
140 a/b	**D'Alembert's** Einleitung in die französische Enzyklopädie von 1751 (Discours préliminaire). Herausgeg. und erläutert von Dr. Eugen Hirschberg.	
140 a	I. Teil: Text. XXIII, 153 u. 11 S. (geb. 3.—)	2.50
140 b	II. Teil: Erläuterungen. VIII, 192 S.	1.50
	Beide Teile in 1 Band gebunden	4.50
*	**Dante.** Über die Monarchie. 91 S. (kart. —.90)	—.60
26–29	**Descartes' Philosophische Werke.** Mit einem Gesamtregister. In 2 Bibliotheksbände geb.	15.—
	Die reichhaltigste deutsche Ausgabe Descartes'!	

*) Außerhalb der Nummernfolge der Philosophischen Bibliothek.

Band | | M ₰

Descartes.

26 u. 26a I. Abhandlung über die Methode. Die Regeln zur Leitung des Geistes. Die Erforschung der Wahrheit durch das natürliche Licht. Neu übers. u. mit Einleitung u. Anm. herausgeg. von Dr. Artur Buchenau (geb. 3.—) 2.40

Die „Regeln“ und die „Erforschung der Wahrheit“ erscheinen hier zum ersten Male überhaupt in deutscher Übersetzung. Die Regeln bilden das methodische Grundwerk der Philosophie Descartes': es sind darin die erkenntnistheoretischen und die Untersuchungen über die grundlegenden Probleme der Mathematik in einer Klarheit enthalten, die durch die späteren Werke nicht übertroffen, ja kaum je erreicht wird. Die „Erforschung“ aber bildet eine wichtige Ergänzung zu manchen in den Regeln berührten Fragen.

Daraus einzeln:

26 — Abhandlung über die Methode. 2. Aufl. 1905. 82 S. —.60

26 a — Die Regeln zur Leitung des Geistes. Die Erforschung der Wahrheit durch das natürliche Licht. 1906. 168 S. (geb. 2.40) 1.80

27 II. Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Neu übers. u. auf Grund der „Objectiones et Responsiones“ erläutert von Dr. Artur Buchenau. 3. Aufl. 1904. 68 u. 246 S. (geb. 3.50) . . . . 3.—

Erst die bisher in der Seminarlektüre unberechtigt vernachlässigten „Einwendungen und Erwiderungen“, die ja einen weit größeren Umfang einnehmen als das zugrunde gelegte Werk, geben einen vollständigen und sicheren Einblick in die Tendenz und Absicht dieser Schrift Descartes'. Immer sieghafter kann man den kritischen Gedanken, der in den Meditationen noch in einer metaphysisch-dogmatischen Umhüllung auftritt, in der Verteidigung gegen die Einwürfe und Mißverständnisse der Gegner durchbrechen sehen. O. Buek im „Literarischen Zentralblatt“.

28 III. Die Prinzipien der Philosophie. 3. Aufl., von Dr. Artur Buchenau. 1908. 48, 310 S. (geb. 5.60) . . . . . 5.—

29 IV. Über die Leidenschaften der Seele. Übers. u. erläut. von Dr. A. Buchenau. 3. Aufl. 1911. XXXII, 120 u. 30 S. M. d. Register d. Gesamtausgabe. (geb. 2.80) 2.20

* — Regulae ad directionem ingenii. Nach der Originalausg. von 1701 herausgeg. von Dr. Artur Buchenau. 1907. IV, 66 S. 1.—

— Jungmann, K. René Descartes. Eine Einführung in seine Werke. 1908. VIII, 234 S. 6.50

127—132 Fichte, Joh. Gottl. Werke in 6 Bänden. Hrsg. v. Prof. Dr. F. Medicus. Groß 8°. 1908—12. (geb. in Hfz. 57.—) . 42.—

Die Textbehandlung ist durch mustergültige Genauigkeit ausgezeichnet. Die Einleitungen des Herausgebers führen vortrefflich in die zeitgeschichtlichen Bedingungen dieser Schriften ein. Daß Fichte auch für unsere Zeit noch manches zu sagen hat, daß er noch nicht lediglich historisch geworden ist, mögen besonders die Einleitungen zum „Handelsstaat“ und zur „Anweisung“ lehren. Es scheint aber, als ob auch die geistige Stimmung vielfach zu Fichte zurücklenkt als dem Denker, der unter der Hülle seiner Metaphysik des Ich der Persönlichkeit ihre Stellung gewinnt. Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Die umfangreiche Einleitung (170 Seiten) gibt nicht nur eine mit großer Sorgfalt ausgeführte Biographie, sondern vor allem ein geistiges Bild von Fichtes Persönlichkeit, wie es nur von tiefem Verständnis und Liebe für einen Großen erreicht wird. Diese Darstellung erweitert sich zu einem Kulturbilde, je mehr Fichtes Wirksamkeit mit seiner Berufung nach Berlin an Bedeutung gewinnt. Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht.

Band		ℳ ₰
127	**Fichte, J. G. Bd. I.** Mit Bildnis Fichtes nach der Büste von L. Wichmann. 1911. CLXXX u. 603 S. (geb. in Hfz. 9.50)	7.—
	Einleitung von Medicus S. I—CLXXX. Versuch einer Kritik aller Offenbarung (1792). S. 1.—128. — Rezension des Aenesidemos (1794). S. 129—154. — Über den Begriff der Wissenschaftslehre (1794). S. 155—216. — Bestimmung des Gelehrten (1794). S. 217—274. — Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794). S. 275—520. — Grundriß des Eigentümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen (1795). S. 521—603.
	Daraus einzeln:
127a	— — Über den Begriff der Wissenschaftslehre (1794). IV, 61 S.	1.—
127b	— — Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794). Mit Einltg. von F. Medicus. XXX, 245 S. (geb. 4.—) . .	3.—
127c	— — Grundriß des Eigentümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen. IV, 83 S. .	1.20
128	— **Bd. II.** 1908. 759 S. (geb. in Hfz. 9.50)	7.—
	Grundlage des Naturrechts (1796). S. 1—390. — Das System der Sittenlehre (1798). S. 391—759.
	Daraus einzeln:
128a	— — Das System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre (1798). 1908. IV, 371 S. (geb. 4.50) .	3.50
128b	— — Grundlage des Naturrechts. 1908. IV, 389 S. (geb. 5.—)	4.—
129	— **Bd. III.** Mit e. Bildnis Fichtes (Kupferstich von Schultheis). 1910. 739 S. (geb. in Hfz. 9.50)	7.—
	Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre (1797). S. 1—34. — Zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre (1797). S. 35—102. — Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre (1797). S. 103—118. — Die philosophischen Schriften zum Atheismusstreit (1798—1800). S. 119—260. — Die Bestimmung des Menschen (1800). S. 261—416. — Der geschlossene Handelsstaat (1800). S. 417—544. — Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neueren Philosophie (1801). S. 545—644. — Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen (1801). S. 645—739.
	Daraus einzeln:
129a	— — Erste und zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre. 1910. IV, 102 S. (geb. 2.—)	1.50
129b	— — Die philosophischen Schriften zum Atheismusstreit. Mit Einltg. v. F. Medicus. XXXIII, 142 S. (geb. 2.60) . .	2.—
	Gerade in unserer Zeit der Religionsstreitigkeiten, da auch wieder gegen Männer der Vorwurf des Atheismus erhoben wird, die sich durch ein tieferes Gotteserleben auszeichnen, sind diese Schriften nicht nur für den Philosophen, sondern allgemeinhin interessant, fast hätte ich gesagt: aktuell. Eine vorzügliche Einleitung von Medicus zeichnet den äußeren Verlauf des Atheismusstreites und trägt nicht unwesentlich zum Verständnis der Fichteschen und Forbergschen Schriften bei. A. D. B. Zeitschrift.
129c	— — Die Bestimmung des Menschen. 1910. IV, 155 S. . .	1.80
129d	— — Der geschlossene Handelsstaat. Mit Einleitung von F. Medicus. 1910. XII, 127 S.	1.50
129e	— — Sonnenklarer Bericht über das eigentliche Wesen der neueren Philosophie. IV, 102 S.	1.20
129f	— — Nicolais Leben und sonderbare Meinungen. 1910. IV, 95 S.	1.—
130	— **Bd. IV.** 1908. 648 S. (geb. in Hfz. 9.50)	7.—
	Darstellung der Wissenschaftslehre. Aus dem Jahre 1801. S. 1—164. — Die Wissenschaftslehre. Vorgetragen i. J. 1804. S. 165—392. — Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1806). S. 393—648.
	Daraus einzeln:
130a	— — Die Wissenschaftslehre von 1801 u. 1804. 396 S. (geb. 5.—)	4.—

Band		M ₰
130b	**Fichte, Joh. Gottl.** Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. 1908. IV, 264 S. (geb. 4.—)	3.—
	Die Grundzüge geben eine äußerst fein durchgearbeitete Analyse der geistigen Bewegungen, die vor hundert Jahren unser Volk durchströmten. Sie mit den Grundzügen unseres Zeitalters zu vergleichen, den Abstand nnd die innere Einheit sich klar zu machen, ist eine lohnende, uns bereichernde Aufgabe. Die Studierstube.	
131	— **Bd. V.** Mit e. Bildnis Fichtes (Medaillon von Wichmann). 1910. 692 S. (geb. in Hfz. 9.50)	7.—
	Über das Wesen des Gelehrten (1806). S. 1—102. — Anweisung zum seligen Leben (1806). S. 103–308. — Bericht über den Begriff der Wissenschaftslehre und die bisherigen Schicksale ders. (1806). S. 309—356. — Zu „Jacobi an Fichte" (1807). S. 357—364. — Reden an die deutsche Nation (1808). S. 365—610. — Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umriß (1810). S. 611—628. — Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (1811). S. 629—692.	
	Daraus einzeln:	
131a	— — Über den Gelehrten. Bestimmung des Gelehrten (aus Bd. I) (1794) — Wesen des Gelehrten (1805) — Bestimmung des Gelehrten (1811). IV, 224 S. (geb. 4.—)	3.—
131b	— — Anweisung zum seligen Leben. Mit Einltg. v. F. Medicus. XVIII, 205 S. (geb. 3.50)	2.50
	Diese verhältnismäßig leicht verständlichen Vorträge verdienen weitgehende Beachtung auch in unserer Zeit; denn sie sind nichts weniger als veraltet. Konzentration, Selbstbesinnnng, Vertiefung tut unserer oberflächlichen, viel zu vieles überfliegenden Zeit not. Und auf diese dringt Fichte in seinen Vorlesungen. A. D. B. Zeitschrift.	
131c	— — Reden an die deutsche Nation. 1910. 250 S. (geb. 2.80)	2.—
132	— **Bd. VI.** Mit dem Gesamtregister. 1912. (in Hfz. geb. 9.50)	7.—
	Inhalt: System der Sittenlehre (1812). S. 1—118. — Über das Verhältnis der Logik zur Philosophie oder transzendentale Logik (1812). S. 119—416. — Die Staatslehre oder über das Verhältnis des Urstaates zum Vernunftreiche (1813). S. 417—625. — Register der Gesamtausgabe.	
	Daraus einzeln:	
132a	— — System der Sittenlehre. (geb. 2.20)	1.60
132b	— — Transzendentale Logik. (geb. 5.—)	4.—
132c	— — Die Staatslehre. (geb. 4.—)	3.—
	Außerhalb der Gesamtausgabe erschien:	
30	— Versuch einer Kritik aller Offenbarung. Hrsg. v. J. H. v. Kirchmann. 202 S. (geb. 1.50)	1.—
120	**Fichte, Schleiermacher, Steffens.** Über das Wesen der Universität. Mit einer Einltg. herausgeg. von Eduard Spranger. 1910. XLIII, 280 u. 11 S. (geb. 4.50)	4.—
	Die Einleitung von Spranger ist als eine Abhandlung von selbständigem Wert anzusehen. Sie zeigt uns in großen Zügen, wie der Kampf zwischen Staat und Universität sich vom Mittelalter bis zur Neugründung der Berliner Hochschule gestaltete. Zeitschrift für Philosophie.	
*	**Friedrich der Große.** Antimachiavell. XX, 120 S. (kart. 0.90)	—.60
109	**Goethes Philosophie aus seinen Werken.** Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführl. Einltg. herausgeg. von Max Heynacher. 1905. VIII, 110 u. 318 S.	3.60
	— — Einfach geb. M. 4.— In Geschenkband	5.—
	Als ich dieses Buch las, in einem, was man sonst nur von da und dort sich znsammenholen und sich selber zurechtkonstrnieren	

Band | ℳ ₰

muß, so Zug um Zug vom Urquell trank — da kam es auch über mich immer wieder wie ein Erschrecken und Erschauern. Und mir war's als wieder etwas ganz Neues, als hätte ich's zum ersten Male erfunden und entdeckt und noch nie gehört: Goethes Philosophie bedeutet wirklich und wahrhaftig etwas ganz Neues.
Julius Hart im „Tag".

31/2 **Grotius, Hugo.** Drei Bücher über das Recht des Krieges und Friedens. 2 Bde. 530 S. 480 S. (geb. 7.—) . . . . . . 6.—

33 **Hegel, Georg Wilh. Friedr.** Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. In 2. Aufl. neu herausgeg. von Georg Lasson. 1905. 76, 499 u. 23 S. (geb. 4.20) 3.60

Diese Ausgabe der Enzyklopädie bildet eine Zierde der Philosophischen Bibliothek und wird auch an ihrem Teile dazu beitragen, immer weitere Kreise der Gebildeten von neuem für die Philosophie des tiefsten Denkers der deutschen Nation zu gewinnen.
Preuß. Jahrb.

114 — Phänomenologie des Geistes. Jubiläumsausgabe. Hrsgeg. u. eingeleitet v. G. Lasson. 1907. 119, 532 S. (geb. 6.—) . 5.—

Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient die ausführliche Einleitung, die der Herausgeber diesem Werke vorangeschickt hat. Er gibt darin eine Entwicklung des Hegelschen Denkens bis zur „Phänomenologie" hin und eine Charakteristik dieser Schrift selbst, die als die beste und wirkungsvollste Einführung in das Studium dieses Philosophen hingestellt werden können.
Preußische Jahrbücher.

124 — Grundlinien der Philosophie des Rechts. Mit den von Gans redigierten Zusätzen aus Hegels Vorlesungen neu herausgeg. von Georg Lasson. 1911. XCVI, 380 S. (geb. 6.—) . 5.40

* — Phänomenologie des Geistes. Hrsg. u. eingeleitet v. Otto Weiß. 1909. XLIV, 612 u. 15 S. Gr. 8°. (in Hfz. geb. 9.—) 7.—

Die Fortsetzung dieser von dem Verlage von Fritz Eckardt begonnenen und in meinen Besitz übergegangenen, auf 12 Bände berechneten Gesamtausgabe der Werke Hegels wird mit der von Georg Lasson besorgten Ausgabe vereinigt und im Rahmen der „Philosophischen Bibliothek" fortgeführt werden. Als nächste Bände werden erscheinen die „Ästhetik", hrsg. von O. Weiß, und die „Kleinen Schriften zur Rechtsphilosophie und Staatslehre", hrsg. von G. Lasson.

112 **Herders** Philosophie. Ausgewählte Denkmäler aus der Werdezeit der neuen deutschen Bildung. Herausgeg. v. Horst Stephan. 1906. 44, 275 u. 35 S. (geb. 4.20) 3.60

Herder ist der Sämann, der am Eingang unserer modernen Kultur steht. Mit dem weitausgreifenden Schritt des Sehers und Propheten hat er als erster das große Reich unseres Weltempfindens und Welterkennens durchschritten und überallhin über das fruchtbare Land seine Keime ausgestreut, die heute langsam der Blüte und Frucht entgegenreifen.

Hobbes. De corpore. In Vorbereitung.

123 **Humboldt, Wilh. von.** Ausgewählte philosophische Schriften. Herausgeg. v. Joh. Schubert. 1910. 39, 222 S. (geb. 4.—) 3.40

Die Bedeutung Humboldts als eines bedeutenden und originellen Denkers ist mit seinen sprachphilosophischen und geschichtsphilosophischen Arbeiten nicht erschöpft. Besteht die größte der Künste darin, sein ganzes Leben zum Kunstwerke zu gestalten, den ledernen Verrichtungen des Berufs einen höheren Stempel aufzudrücken, so hat Humboldt diese Kunst geübt. Alles was er schreibt, und seien es die geringfügigsten Erlasse, ist voller Ideen; seine Verordnungen als Gesandter und preußischer Staatsbeamter zeigen eine Großzügigkeit des Denkens, die ein Hauptgrund seiner Erfolge ist.
Der Tag.

* — Denkschrift über Preußens ständische Verfassung 1819 und andere Abhandlungen zur Staatslehre. 36 u. 96 S. 60

Band		M. ₰
35	**Hume, David.** Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. 7. Aufl. Herausgeg. von Raoul Richter. 1911. VIII, 193 u. 31 S. (geb. 2.90)	2.40
	— In vornehmem Geschenkband	3.60

Die Übersetzung Richters ist in jeder Beziehung mustergültig. Mit bewundernswertem Sprachgeschick und nie versagender Gewissenhaftigkeit hat er es verstanden, auch in schwierigen Fällen Humes eigentümliche Redeform in eine wirklich entsprechende und doch wirklich deutsche Ausdrucksweise umzugießen.
Zeitschrift für Philosophie.

36	— Dialoge über natürliche Religion. Über Selbstmord und Unsterblichkeit der Seele. Übersetzt u. eingeleitet von Friedrich Paulsen. 3. Aufl. 1905. 28 u. 138 S. (geb. 2.—)	1.50

Diese Schrift kann uns auch heute noch ermutigen in unserm heißen Ringen um Gewissensfreiheit und Toleranz. „Mit meisterhafter Klarheit entwickelt Paulsen in seiner Einleitung die möglichen Verhaltungsweisen zu den Religionswahrheiten überhaupt. Die Ausgabe gewinnt dadurch einen über die Bedeutung ihrer ursprünglichen Bestimmung weit hinausreichenden Wert."
Kantstudien.

*	— Nationalökonomische Abhandlungen. Übers. v. H. Niedermüller. VI, 135 S.	1.—
125	**Isidoros,** Das Leben des Philosophen. Wiederhergestellt, übers. u. erklärt von R. Asmus. 1911. XVI, 126, 58 u. 30 S. (geb. 8.50)	7.50
116	**Kaiser Julian.** Philosophische Werke. Übers. u. erklärt von Rud. Asmus. 1908. VII, 205 u. 17 S. (geb. 4.25) . . .	3.75
37—52	**Kant, Imm. Sämtliche Werke.** Herausgeg. von K. Vorländer, in Verbindung mit O. Buek, O. Gedan, W. Kinkel, F. M. Schiele, Th. Valentiner u. a. In 9 Bibliotheksbänden und 1 Supplementband, enthaltend Vorländers Kantbiographie und Cohens Kommentar z. Kr. d. r. V.	65.—

Dies ist *die einzige Ausgabe von Kants Sämtlichen Werken*, die zurzeit im Buchhandel vollständig zu haben ist. Besonders freudig wird es daher begrüßt werden, daß hier zum vollen Verständnis des gewissenhaft revidierten Textes eine wesentliche Erleichterung durch die Einleitungen und Anmerkungen erster Autoritäten geboten wird.

37	— Bd. I. Kritik der reinen Vernunft. 9. Aufl. Neu herausgeg. von Th. Valentiner. 1906. XII, 770 S. (geb. 4.70)	4.—
	— — In Geschenkband geb.	5.40

In der 9. Auflage sind nun auch die Textänderungen, die Erdmann vorgeschlagen und Goldschmidt rezensiert hat, berücksichtigt worden. Der Ausgabe von 1787 sind die Abweichungen vom Texte der ersten Ausgabe — in Anmerkungen und Beilagen — angeschlossen. So genügt der vorliegende Band auch höheren Ansprüchen, zumal wichtige Textänderungen früherer Herausgeber und Vorschläge moderner Kant-Interpreten in reichlichen Fußnoten Platz gefunden haben. Wissenschaftliche Beilage d. Leipz. Ztg.

113	— *Kurzer Handkommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft.* Von Geh. Rat Prof. Dr. Hermann Cohen. 1907. 242 S.	2.—

Wer an Cohens Hand wandelt, dem sind hundert Ab- und Irrwege erspart, dem bleibt die volle Kraft für das Wesentliche an der Vernunftkritik, der mag schöne Stunden sichtlich wachsender Erkenntnis genießen. Und so wird in unseren Tagen, wo unleugbar der Sinn weiter Schichten sich der Philosophie öffnet, nur die Auswahl der philosophischen Lektüre oftmals durch geringere Schwierigkeit des Eindringens bestimmt wird und darum ins Allgemeine geht, Cohens Kommentar viel Segen stiften. Er sei vielen empfohlen. Leipziger Zeitung.

Band		ℳ ₰
38	**Kant. Bd. II.** Kritik der praktischen Vernunft. 5. Aufl. M. Einltg. hrsg. v. Karl Vorländer. 1906. 47 u. 220 S. (geb. 3.40)	2.80
39	— Kritik der Urteilskraft. 3. Aufl. Neu herausgeg. u. eingeleitet von Prof. Dr. Karl Vorländer. 1902. 38, 378 u. 36 S. (geb. 4.10) Ich stehe nicht an, diese Ausgabe eine Zierde der Philosophischen Bibliothek zu nennen. Ferd. J. Schmidt in den Preuß. Jahrbüchern.	3.50
40	— **Bd. III.** Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. 4. Aufl. Herausgeg. u. eingeleitet von Karl Vorländer. Mit 3 Beilagen. 1905. 44, 196 u. 12 S. (geb. 2.50) . . .	2.—
41	— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 3. Aufl. M. Einltg. herausgeg. v. K. Vorländer. 1906. 30 u. 102 S. (geb. 1.80)	1.40
42	— Metaphysik der Sitten. 2. Aufl. Hrsg. u. eingeleit. von Prof. Dr. Karl Vorländer. 1907. LI, 360 u. 18 S. (geb. 5.20)	4.60
43	— **Bd. IV.** Logik. 3. Aufl. Neu herausgeg. u. eingeleitet von Prof. Dr. Walter Kinkel. 1904. 28 u. 171 S. (geb. 2.50)	2.—
44	— Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 4. Aufl. 1899. 279 S.	1.50
45	— Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 3. Aufl. Herausgeg. u. eingeleitet von Karl Vorländer. 1903. 96, 236 u. 24 S. (geb. 3.70) . . . . Der große Vorzug der Ausgaben Dr. Vorländers besteht in den ausführlichen Einleitungen, welche die Grundgedanken des kritischen Idealismus erläutern und so, in Verbindung mit genauen Sachregistern, das Studium Kants zu erleichtern und sein Verständnis zu fördern recht geeignet sind. Wie trefflich jene Ausgaben ihrem Zwecke dienen, wird nur der recht zu würdigen wissen, der sich ohne solche Hilfsmittel durch Kants Philosophie mühsam hat hindurcharbeiten müssen. Protestantische Monatshefte.	3.20
46	— **Bd. V.** Kleinere Schriften zur Logik u. Metaphysik. 2. Aufl. Herausgeg. u. eingeleitet von Prof. Dr. Karl Vorländer. 1905. 32, 169; 40, 172; 20, 175; 31, 175 S. (geb. 6.—) . . . Hiervon einzeln:	5.20
46a	— Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. (geb. 2.—)	1.50
46b	— Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. (geb. 2.—)	1.50
46c	— Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnizens und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht hat? (geb. 2.—)	1.50
46d	— Der Streit der Fakultäten. (geb. 2.—)	1.50
47	— **Bd. VI.** Kleinere Schriften zur Ethik u. Religionsphilosophie. (2. Abt. in 2. Aufl.) VIII, 224; VIII, 172 S. (geb. 2.50) . Hiervon einzeln:	2.—
47II	— Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes und die anderen kleinen Schriften zur Rel.-Phil. 3. Aufl., rev. von Fr. M. Schiele. 1911. (geb. 2.—)	1.50
48	— **Bd. VII.** Kleinere Schriften zur Naturphilosophie. 2. Aufl. Herausg. u. eingel. v. O. Buek. Bd. 1. 1909. 42, 338 S. (geb. 4.60)	4.—
49	— — Bd. 2. 1907. 12 u. 454 S. (geb. 5.60)	5.—
50	— **Bd. VIII.** Vermischte Schriften und Briefwechsel. VI, 562 S. (geb. 4.60)	4.—
51	— **Bd. IX.** Physische Geographie. 2. Aufl. Neu herausgeg. von Paul Gedan. 1905. 30, 366 u. 20 S. (geb. 3.40)	2.80
52	— Die vier lat. Dissertationen im Urtext. VI, 122 S. (geb. 1.40)	1.—

Band | | ℳ ₰

126 — *Kants Leben.* Dargestellt von K. Vorländer. Mit e. Bildnis u. e. Zeittafel. 1911. XI, 211 u. 12 S. (geb. 3.60) . . 3.—

— — In vornehmem Geschenkband 4.20

Die großen Kantbiographien sind alle durchsetzt mit der Analyse seiner Werke; darum tritt in jenen die Gestalt des Weisen von Königsberg in den Hintergrund, und die schlichte Größe des Menschen kommt uns nicht recht zum Bewußtsein. Vorländer dagegen sucht das Leben Kants, seine menschlichen Erlebnisse, die Entwicklung und das äußere Geschick des Denkers darzustellen. Es ist trotz der Herbe der Züge ein wohltuendes Ganze, das uns hier geboten wird ... Kants Leben bleibt vorbildlich durch seine Reinheit, der Wert desselben überpersönlich, wie die Natur und alles, was den Stempel der Genialität trägt. Pester Lloyd.

— Busse. Immanuel Kant. Ansprache an die Königsberger Studentenschaft. 1904. 11 S. . . . . --.50

— Falckenberg, Richard. Kant und das Jahrhundert. Gedächtnisrede zum 100jähr. Todestag. 2. Aufl. 1907. 28 S. —.60

Siehe auch: **Wolffsche Begriffsbestimmungen.**

66 **Kirchmann, J. H. v.** Grundbegriffe des Rechtes und der Moral. —.80

Kirchner, Wörterbuch (12.50), siehe unter **Lehrbücher der Philosophischen Bibliothek.**

68 **La Mettrie.** Der Mensch eine Maschine. Übers. u. erläutert von Dr. Max Brahn. 1909. 22, 72 S. (geb. 2.20) . . . 1.80

Der neue Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, die Gedanken La Mettries in klarer und flüssiger Sprache möglichst genau wiederzugeben. Die Einleitung macht uns mit dem Leben und Charakter des Verfassers bekannt und skizziert mit liebevollem Verständnis seine Geistesrichtung.
Literarische Rundschau f. d. kath. Deutschland.

Leibniz. Philosophische Werke. In 4 Bibliotheksbände geb. 24.—

Diese vierbändige Leibniz-Ausgabe ist die einzige, die in handlichem Umfang ein Gesamtbild der Weltanschauung dieses Philosophen gibt, der für die Grundlegung der Probleme wissenschaftlicher Forschung noch heute maßgebend ist. Wer um die philosophische Begründung der Physik oder der Biologie sich bem ht, wer Geschichte, Ethik oder Religionsphilosophie durchdenkt, oder wer nach einer strengeren nnd tieferen Gestaltung der logischen und mathematischen Prinzipienlehre strebt, muß auf Leibniz zurückgreifen.

107 — **Bd. I.** Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übers. von Dr. Artur Buchenau. Durchgesehen u. mit Einleitungen u. Erläuterungen herausgegeben von Dr. Ernst Cassirer. I.: Zur Logik und Methodenlehre; Zur Mathematik; Zur Phoronomie und Dynamik; Zur geschichtlichen Stellung des metaphysischen Systems. Mit 17 Fig. 1904. 382 S. (geb. 4.20) 3.60

108 — **Bd. II.** Hauptschriften usw. II.: Zur Metaphysik (Biologie und Entwicklungsgeschichte; Monadenlehre); Zur Ethik und Rechtsphilosophie; — Anhang; — Sach- und Namenregister. 1906. 580 S. (geb. 6.—) 5.40

Der vorliegende Band enthält Abhandlungen, die weiteren Kreisen wenig bekannt sind, die aber das größte Interesse verdienen, weil sie für die Leibnizsche Philosophie grundlegend sind. Die Schriften zur Logik und Methodenlehre sind heute um so aktueller, als der Streit zwischen Psychologismus und Antipsychologismus, der gegenwärtig die Geister bewegt, teilweise zu Anschauungen führt, die schon bei Leibniz zu finden sind.
Neue Freie Presse.

Band | ℳ ₰

Die Auswahl, welche Cassirer von den Schriften gibt, strebt in glücklicher Weise Vollständigkeit der Übersicht in intensivem Sinne an. Die Einleitungen des Herausgebers sind zur Einführung in die geschichtlichen und sachlichen Vorbedingungen des Systems auch für den höchst wertvoll, welcher Cassirers Gesamtauffassung des Systems nicht überall teilt. Literarisches Zentralblatt.

69 **Leibniz. Bd. III.** Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Übers., mit Einltg. u. Lebensbeschreibung von Prof. Dr. C. Schaarschmidt. 2. Aufl. 1904. 68, 590 S. (geb. 6.80) . . . . 6.—

70 — — Erläuterungen dazu von Prof. Dr. C. Schaarschmidt. 2. Aufl. 1908. 122 S. (geb. 2.50) . . . . 2.—

71 — **Bd. IV.** Theodicee. Übers. u. erläut. von J. H. v. Kirchmann. Mit 2 Tfln. XVI, 533 S. (geb. 3.60) . . . . . 3.—

72 — — Erläuterungen dazu. 162 S.. . . . . —.50

— Merz, J. Th. Leibniz' Leben und Philosophie. Aus dem Englischen mit Vorwort von C. Schaarschmidt. 226 S. 2.—

119 **Lessings Philosophie.** Denkmäler aus der Zeit des Kampfes zwischen Aufklärung u. Humanität in der deutschen Geistesbildung. Herausgeg. von Dr. Paul Lorentz. 1909. 86, 396 S. (geb. 5.20) 4.50

Lorentz' Auswahlband ist wohl das beste und brauchbarste Werk, das wir über diesen Gegenstand in neuerer Zeit erhalten haben . . . Wer schnell die Quellenbelege für die Lessingsche Lebens- und Weltanschauung gebraucht und sich in der Kürze eine Übersicht über die Ansicht des Denkers in einzelnen Fragen auch entwicklungsgeschichtlich verschaffen will, folge diesem gediegenen Führer. Monatshefte der Comeniusgesellschaft.

121 **Lessing.** Über das Trauerspiel. Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai. Nebst verwandten Schriften Nicolais u. Mendelssohns herausgeg. u. erläut. von Prof. Dr. Robert Petsch. 1910. 55, 144 S. (geb. 3.50) . . . . 3.—

75 **Locke.** Versuch über den menschlichen Verstand. I. Bd. Neuauflage in Vorbereitung.

76 — — II. Bd. Neu übers. v. Dr. C. Winckler. 1911. VII, 428 S. (geb. 6.20) 5.40

78 — — Erläuterungen zu Bd. II. 138 S. . . . . 1.—

79 — Leitung des Verstandes. Übers. v. J. B. Meyer. 104 S. (geb. 1.20) —.80

141 **Lotze, Hermann.** Logik. (System der Philosophie. Tl. I.) Mit ausführl. Einleit. von Prof. Georg Misch. Preis ca. M. 7.50, geb. ca. 8.50

* **Macchiavelli, N.** Vom Staate. (Erörterungen über die erste Dekade des Livius.) Übers. v. W. Grüzmacher. 268 S. (kart. 1.40) . . . . 1.—

* — Der Fürst. Übers. u. eingeleitet von W. Grüzmacher. 72 S. (kart. —.70) . . . . —.40

* **Melanchthon.** Ethik. In der ältesten Fassung zum 1. Male herausgeg. v. H. Heineck. 59 S. 1.20

Mendelssohn, Moses. Von der Herrschaft über die Neigungen (3.—). Siehe unter Lessings Briefwechsel.

* **Milton, John.** Politische Hauptschriften. Übers. u. m. Anm. vers. v. Wilh. Bernhardi. 3 Bde. 328; 359; XVIII, 342 S. . 6.—

Nicolai, Friedrich. Abhandlung vom Trauerspiel (3.—). Siehe unter Lessings Briefwechsel.

Band		M ₰
80	**Plato.** Der Staat. Übers. von Friedr. Schleiermacher. 3. Aufl., durchges. von Th. Siegert. 1907. 432 S. (geb. 4.60)	4.—
81	— Gastmahl. Neuausgabe in Vorbereitung.	
82	— Theätet. Übers. u. erläut. von Dr. Otto Apelt. 2. Aufl. 1911. IV. 28, 116 u. 48 S. (geb. 4.—)	3.40
	Ohne die Apeltsche Übersetzung wird sich niemand mehr über Theätetfragen äußern können. Die Lektüre ist ein Genuß, namentlich sind dem Verfasser die Glanzstellen des Dialoges vortrefflich gelungen. – Das Buch bietet in gewissem Sinne einen Abschluß der Theätetforschung. Wochenschr. f. klass. Philologie.	
83	— Parmenides. 42, 142 S. (geb. 2.—)	1.50
*	**Pufendorf, Samuel v.** Über die Verfassung des Deutschen Reiches. Übers. u. eingeleit. v. H. Breßlau. 20 u. 118 S.	—.80
*	**Renan, Ernst.** Philosophische Dialoge u. Fragmente. Übers. v. Konrad v. Zdekauer. XIX, 239 S.	2.—
133/5	**Schellings Werke in 3 Bänden.** Mit drei Porträts Sch.'s und Geleitwort von Prof. Dr. A. Drews, hrsg. u. eingel. v. Dr. A. Weiß. 1907. Groß 8°. (geb. in Hfz. 30.—). . . . . (Vorzugsausgabe, 30 numerierte Exemplare in Ganzlederbänden 40.—).	25.—
	Wer die Überzeugung teilt, daß Schellings rastlos fortstürmende Gedankenarbeit in Tiefen der Wahrheit oder doch wenigstens des Wahrheitsuchens hineinführt, die kein anderer Denker uns erschließen kann, dem muß es eine Freude sein, obige prächtige Ausgabe der Werke Schellings anzuzeigen . . . Die Auswahl der Werke ist so getroffen, daß dem, der diese Ausgabe durcharbeitet, ein geschlossenes Bild der Gedankenentwicklung Schellings vor Augen liegt. Christliche Welt.	
133	— **Bd. I.** Schriften zur Naturphilosophie. 1907. CLXII, 816 S. Mit Bildnis Schellings in Photogravüre. (geb. in Hfz. 11.—)	9.—
	Geleitwort von Prof. Dr. A. Drews. S. IX—XXXII. — Einleitung; Schellings Leben und Lehre. Von Dr. O. Weiß. S. XXXIII—CLXII. — Vom Ich als Prinzip der Philosophie. (1795). S. 1—96. — Ideen zu einer Philosophie der Natur. (1797). S. 97—440. — Von der Weltseele. (1798). S. 441—680. — Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. (1797). S. 681—738. — Allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses. (1800). S. 739—816.	
134	— **Bd. II.** Die Schriften zum Identitätssystem. 682 S. (geb. in Hfz. 10.—)	8.—
	System des transzendentalen Idealismus (1800). S. 1—308. — Darstellung eines Systems der Philosophie (1801). S. 309—416. — Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge (1802). S. 417—536. — Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (1803). S. 537—682.	
135	— **Bd. III.** Philosophie der Kunst. — Freiheitslehre. — Positive Philosophie. 935 S. (geb. in Hfz. 11.—)	9.—
	Philosophie der Kunst (a. d. handschr. Nachl. 1802/3). S. 1—384. — Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur (1807). S. 385—426. — Über das Wesen der menschlichen Freiheit (1809). S. 427—512. — Darstellung des philosophischen Empirismus (1827). S. 513—574. — Auswahl aus der positiven Philosophie (Philosophie der Mythologie und Offenbarung. 1840/45). S. 575—856. — Bibliographie und Register. S. 857—935.	
	Einzeln erschienen:	
134c	— Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge (1802) . . . . geb.	2.40
134b	— Darstellung eines Systems der Philosophie (1801) geb.	2.40

Band		ℳ ₰
133d	— Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1797). — Allg. Deduktion des dynamischen Prozesses (1800)	2.40
133a	— Vom Ich als Prinzip der Philosophie (1795) . . . geb.	2.—
133b	— Ideen zu einer Philosophie der Natur (1797) . . geb.	5.40
134d	— Methode des akademischen Studiums (1803) . geb.	2.80
135a	— Philosophie der Kunst (aus dem Nachlaß) . . . geb.	5 40
135e	— Positive Philosophie (1840/45) . . . . geb.	5.—

Unendlich groß sind Schellings Schriften über die Kunst, und die Lichtblicke, die ihm in das Wesen und die Bedeutung des künstlerischen Schaffens geworden, sind unvergleichlich. Schelling war mehr Künstler als Philosoph und alles ging bei ihm auf das intuitive Schauen. Was er in dieser Beziehung, namentlich in seiner Schrift über die „Philosophie der Kunst“ und in seinem Vortrag „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“ geschaffen, gehört zum Bedeutendsten, was die intuitive Ästhetik jemals geleistet hat.

Joseph Kohler im Archiv f. Rechts- u. Wirtschaftsphilos.

134a	— System des transzendentalen Idealismus (1800). geb.	5.—
133c	— Von der Weltseele (1808) . . . . geb.	4.40
135b	— Wesen der menschlichen Freiheit (1809) . . . geb.	1.60

Außerhalb dieser Ausgabe erschien:

104	— Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung des philosophischen Empirismus. Neu herausgeg. mit Erläuterungen von Prof. Dr. Artur Drews. 1902. XVI, 262 u. 92 S. (geb. 5.20)	4.60
*	Schelling als Persönlichkeit. Briefe, Reden, Aufsätze. Hrsg. v. O. Braun. Mit Abb. der Jugendbüste Sch.'s. 1908. 282 S. (geb. 5.—)	4.—
	— Groos, Karl. Die reine Vernunftwissenschaft. Systemat. Darstellung v. Schellings rational. od. negativ. Philos. X, 187 S.	3.—
	— Braun, O. Hinauf zum Idealismus! Schelling-Studien. 1908. XII, 154 S. (geb. 3.50)	2.50

Inhalt: Hinauf zum Idealismus! — Schelling und unsere Zeit. — Schellings geistige Persönlichkeit und ihr Verhältnis zu Goethes Geisteswesen. — Schellings Methode und ihre Beziehungen zu Plato, Goethe und Schiller. — Schelling und die Romantik. — Schellings Gotteslehre und das religiöse Suchen unserer Zeit. — Die Entwickelung des Gottesbegriffes bei Schelling.

103	**Schiller.** Philosophische Schriften und Gedichte (Auswahl). Zur Einführung in s. Weltanschauung. Mit ausführl. Einltg. herausgeg. von Eugen Kühnemann. 2. vermehrte Aufl. 1910. 94 u. 344 S. (geb. 5.20)	4.50

Wertvoll ist die umfangreiche Einleitung, die den pädagogischen Wert der Philosophie Schillers betrachtet und dann insbesondere das Werden der Weltanschauung Schillers auf Kantischem Boden liebevoll behandelt. Über der feinsinnigen Arbeit liegt ein stimmungsvoller Hauch, der das Studium der Schrift zu einem Kunstgenuß macht. Pädagogische Zeitung.

Kühnemanns Buch, gerade in der neuen Gestalt der zweiten Auflage, geht jeden wissenschaftlich gebildeten Lehrer an, ohne Rücksicht auf sein „Fach“, das er auf Grund seiner Fakultäten im Unterricht vertritt — und hoffentlich auch in jeder Primanergeneration immer den einen oder den anderen.

Monatsschrift für höhere Schulen.

136—139 *	**Schleiermachers Werke** in 4 Bänden. Mit Geleitwort von Prof. D. Dr. A. Dorner. Hrsg. u. eingel. v. Priv.-Doz. Dr. Otto Braun. 1910.11. Groß 8°. (Bisher erschienen Bd. 1, 3 u. 4) (geb. in Hfz. 38.—)	28.—

Band | ℳ ₰

Solange wir noch nicht aus der Krisis, in der die ganze christliche Ideenwelt steht, heraus sind, so lange ist der Mann, der in dieser Krisis mitten inne stand und zu einem Führer aus ihr bestimmt war, ein Prophet für unsere Tage. Er hat unter allen den Großen seiner Zeit am persönlichsten und eindringlichsten mit dem eigentlichen religiösen Problem gerungen, hat aber ebensosehr daneben die ethischen und erkenntnistheoretischen Überzeugungen und Werte zu behaupten gesucht, indem er sie in eigener Weise durchdachte und ins praktische Leben mit unermüdlicher Tätigkeit einführte. Kantstudien.

136 **Schleiermacher. Bd. I.** Mit Bildnis Schl.'s nach der Büste von Rauch. CXXVIII, 547 S. (geb. in Hfz. 9.50) . . . 7.—

Geleitwort von Prof. D. Dr. A. Dorner. S. I.—XXXII. — Allgemeine Einleitung von Priv.-Doz. Dr. O. Braun. S. XXXIII-C. Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. Mit Inhaltsanalyse von Dr. O. Braun. XXVIII, 346 S. — Akademieabhandlungen (Tugendbegriff, Pflichtbegriff, Naturgesetz und Sittengesetz, Begriff des Erlaubten, Begriff des höchsten Gutes, Beruf des Staates zur Erziehung, Begriff des großen Mannes) S. 347—532. — Register usw. S. 533—547.

Daraus einzeln:

136a – Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. (1803 1834. 1846.) Mit einer Inhaltsanalyse. 1911. XXXII, 346 S. (geb. 5.—) . . . . 4.—

136b — — Akademieabhandlungen. 1911. IV, 185 S. . . . . . . 2.—

138 — **Bd. III.** 1910. XII, 748 S. (geb. in Hfz. 9.50) . . . . . 7.—

Dialektik (Auswahl). S. 1—118. — Die christliche Sitte (Auswahl). S. 119—180. — Predigten über den christlichen Hausstand. Hrsg. von Prof. D. Joh. Bauer. S. 181—398. — Zur Pädagogik (Auswahl). S. 399—536. – Die Lehre vom Staat (Auswahl). S. 537—630. — Der christliche Glaube (Auswahl) S. 631—729. — Register. S. 731—748.

Daraus einzeln:

138a — — Predigten über den christlichen Hausstand. Hrsg. u. eingel. v. Prof. D. Joh. Bauer. IV, 42, 176 u. 4 S. (geb. 4.—) 3.—

Eine wahre Perle sind die Predigten Schleiermachers über den christlichen Hausstand; man erschrecke nicht: Predigten, die ihrem Inhalt nach zu den ethischen Hauptschriften gehören. In wundervoller Weise, eingehend, feinsinnig sind sie von Bauer eingeleitet und in Beziehung gesetzt zu Schleiermachers Leben, Ideenwelt und sonstigen Äußerungen. Kantstudien.

139 — **Bd. IV.** 1911. X, 663 u. 17 S. (geb. in Hfz. 9.—) . . . . 7.—

Auswahlen aus: Psychologie. S. 1—80. — Vorlesungen über Ästhetik. S. 81—134. — Hermeneutik. S. 135—206. — Reden über die Religion. S. 207—400. — Monologen. S. 401—472. — Weihnachtsfeier. S. 473—532. — Universitäten im deutschen Sinne. S. 533—642. — Zwei Rezensionen. S. 643—662. — Register. S. 663—680.

Daraus einzeln:

139a — — Über Universitäten im deutschen Sinne. 1911. IV, 110 S. 2.—

139b — — Reden über die Religion. 1911. IV, 193 S. (In Pappband 1.80) 1.40

Wer heute über den Fall Jatho mitreden, nein, wer ihn ganz innerlich und in feinstem Empfinden miterleben und mitdurchleiden will, der lese die vierte Rede aus Schleiermachers „Reden über Religion". Christliche Freiheit.

139c — — Monologen und Weihnachtsfeier. II, 132 S. (geb. 2.50) 2.—

Außerhalb der Gesamtausgabe erschienen ferner:

84 — Monologen. 2. Aufl. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von D. Friedrich M. Schiele. 1902. 46 u. 130 S. (geb. 1.90) 1.40

Band | | ℳ ₰

Endlich sind uns die Monologen in mustergültiger Ausgabe vorgelegt! Während die bisherigen Neudrucke sich an die dritte und vierte Ausgabe hielten, gibt Schiele den Text der Ausgabe vom Jahre 1799 und fügt die Abweichungen sämtlicher späteren Ausgaben im kritischen Apparat hinzu. Er hat damit eine gediegene Arbeit geliefert, und die Vergleichung der Texte bietet reiche Ausbeute zur Erkenntnis des Umbildungsprozesses in Schleiermachers Gedanken. Für eine richtige Würdigung der Monologen ist aber der erste Text die einzig maßgebende Unterlage.
Zeitschrift für Philosophie.

117 — Weihnachtsfeier. Krit. Ausg. Mit Einlg. u. Reg. von Priv.-Doz. Lic. Hermann Mulert. 1908. 34 u. 78 S. (geb. 2.50) 2.—

85 — Grundriß der philosophischen Ethik. (Grundlinien der Sittenlehre.) Hrsgeg. v. F. M. Schiele. 1911. 219 S. (geb. 3.40) 2.80

Mit besonderem Danke nehmen wir die von Fr. M. Schiele neu herausgegebene philosophische Ethik Schleiermachers auf. Über die Bedeutung dieses Werkes braucht nichts weiter gesagt zu werden. Es führt uns in die zentralen Gedanken Schleiermachers ein. Mit Recht hat der Herausgeber, da eine abschließende Gestaltung des Textes noch nicht möglich ist, die Ausgabe Twestens an die Stelle des veralteten Schweizerschen Textes gesetzt. Aber sein Verdienst ist, daß die beiden besten Manuskripte Schleiermachers, aus denen Twesten den Text konstituiert hatte, hier in anderer Ordnung geboten werden. Der in sich geschlossene Text der Vorlesungen von 1812—13 wird als Einheit gelassen und umschlossen von einem andern Entwurf von 1816. Wir haben damit eine Textgestalt des wichtigen Werkes, die sowohl den inneren Gedankengang darstellt wie auch sein Werden erkennen läßt.
Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht.

86/7 **Scotus Eriugena.** Über die Einteilung der Natur. Übers. von L. Noack. 2 Bde. 428 S. 416 S. (geb. 3.80) . . . . . 3.—

88 — Leben und Schriften. Von L. Noack. 64 S. . . . . —.50

89 **Sextus Empiricus.** Pyrrhoneïsche Grundzüge. Übers. von E. Pappenheim. 19 u. 222 S. (geb. 2.40) . . . . 2.—

90 — — Erläuterungen dazu. 296 S. 1.50

110 **Shaftesbury.** Untersuchung über die Tugend. Übers. und eingeleitet v. Paul Ziertmann. 1905. 15 u. 122 S. (geb. 1.80) 1.40

Die vorliegende Übertragung der Hauptschrift Shaftesburys ist wohlgelungen . . . Es ist bekannt, wie Goethe, Herder und Schiller von Shaftesbury abhängen; Leibniz bedauert gerade von unserer Schrift, daß er sie nicht vor Veröffentlichung seiner Theodicee kennen gelernt hat. Allgemeine Zeitung.

111 — Ein Brief über den Enthusiasmus. — Die Moralisten. Übers. u. eingeleitet von Dr. Max Frischeisen-Köhler. 1909. 31 u. 212 S. (geb. 3.50) . . . . 3.—

Die Aufnahme dieser beiden Schriften in die „Philosophische Bibliothek“ kann als eine recht glückliche Wahl bezeichnet werden. Sie charakterisieren gerade durch ihre Zusammenstellung das Denken Sh.s aufs beste und enthalten zweifellos das Bedeutendste seines literarischen Schaffens. Seiner Übersetzung der beiden Schriften hat F.-K. eine Einleitung vorausgeschickt, die in gedrängter Kürze und unter völligem Verzicht auf biographische Einzelheiten, aber dafür in außerordentlich großzügiger Weise die historische Stellung des englischen Philosophen zu zeichnen unternimmt . . . Die Übersetzung liest sich fließend und gibt den Charakter des Originals sehr gut wieder. Literarisches Zentralblatt.

91—96 **Spinoza.** Sämtliche Werke. Übersetzt von O. Baensch, A. Buchenau, C. Gebhardt, J. H. v. Kirchmann und C. Schaarschmidt. In 2 Bibliotheksbände geb. . . . 21.—

Dies ist die einzige deutsche Ausgabe der Werke Spinozas, die auf Grund der umwälzenden Ergebnisse der modernen Textkritik erfolgt ist. So bietet sie in ihrer Textgestaltung der Forschung

Band | | ℳ ₰

die sicherste Grundlage; die Einleitungen bemühen sich, das Verständnis der Schriften S.s nach allen Seiten sicher zu stellen.

91 — Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück. Übers. u. eingeleitet von Prof. C. Schaarschmidt. 3., verb. Aufl. 1907. 12 u. 128 S. (geb. 2.30) 1.80

92 — Ethik. Übers. u. mit e. Einleitung u. Register versehen von Otto Baensch. 7. Aufl. 1910. 29, 276 u. 39 S. (geb. 4.—) 3.40

Die nicht leichte Aufgabe, Spinozas Ethik sachlich treffend zu übersetzen, ist von O. Baensch mit großer Sorgfalt weitergeführt worden. Sehr genau ist die neuere Forschung zum Spinozatext behandelt. Die Einleitung gehört zu dem Besten, was zur Einführung in Spinozas Denkweise gegeben werden kann. Die spinozistische Lehre vom Parallelismus der Attribute wird aus dem Seelenbegriff Spinozas erläutert. Und von hier gewinnt auch das Verhältnis von Intellektualismus und Voluntarismus bei Spinoza Klarheit. Die Bedeutung dieser Übersetzung wird man darin sehen dürfen, daß sie die für uns oft schwierig gewordenen Gedankenverschiebungen bei Spinoza klarlegt.
Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht.

93 — Theologisch-politischer Traktat. 3. Aufl. Übers. u. eingeleitet von Dr. Carl Gebhardt. 1908. 34, 362 u. 61 S. (geb. 6.—) 5.40

Eine vorzügliche Übersetzung dieses ungewöhnlich bedeutsamen Buches, die Gebhardt mit einer lehrreichen und fesselnden Einleitung, kundigen Erläuterungen und guten Registern versehen hat. Der Politiker in Spinoza ist bisher unterschätzt worden. Eben unser Traktat zeigt ihn als einen der klügsten und umsichtigsten Staatsmänner, die Holland hervorgebracht hat. Als politische Tendenzschrift entworfen, die zunächst die Kirchenpolitik Jan de Witts zu rechtfertigen unternimmt, greift sie dann weiter aus, um die Freiheit des Denkens, die Autonomie der Vernunft, das Prinzip der voraussetzungslosen Wissenschaft gegen die Ansprüche der jüdischen und christlichen Theologie zu verteidigen. Berliner Tageblatt.

94 — Descartes' Prinzipien der Philosophie auf geometrische Weise begründet. — Anhang, enthaltend metaphysische Gedanken. 3. Aufl. Neu übers. u. herausgeg. von Dr. Artur Buchenau. 1907. VIII, 164 u. 26 S. (geb. 3.—) . . . 2.40

95 — Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes. — Abhandlung vom Staate. 3. Aufl. Übers. u. eingeleitet von Dr. Carl Gebhardt. 1907. 32, 181 u. 33 S. (geb. 3.60) 3.—

Beide Schriften sind unvollendet. Und doch betont der Herausgeber mit Recht, daß ein gemeinsames Band sie umschlingt, da in beiden der Gedanke vom Glück des Menschen, das bei der freien Persönlichkeit ruht, zum Ausdruck kommt . . . In unserer Zeit, wo die wirtschaftlichen Interessen überwuchern, ist philosophische Politik etwas Erquickendes. Und dabei gibt Spinoza mehr als eine Utopie. Leipziger Zeitung.

96 — Briefwechsel. 13 u. 258 S. (geb. 2.40) . . . . 2.—

Renan, E., Spinoza. Rede, gehalt. zum 200jähr. Todestag im Haag. Übers. v. C. Schaarschmidt. 24 S. . . . . . . —.40

Steffens, Henrik. Über die Idee der Universitäten (4.—). Siehe unter **Fichte.**

122 Wolffsche Begriffsbestimmungen. Ein Hilfsbüchlein beim Studium Kants. Zusammengestellt von Julius Baumann. 1910. VI, 54 S. (geb. 1.40) . . . . 1.—

Aus der Erfahrung heraus, zu welcher Schärfe in Auffassung und Überdenken die Parallelisierung Kantischer mit Wolffischen Begriffsbestimmungen nötigt, ist dieses nützliche Buch erwachsen. Bei der ersten Lektüre Kants halte man sich an diesen. Bei wiederholtem Studium aber wird eine vergleichende Heranziehung der Wolffischen Begriffsbestimmungen anregend zum Selbstdenken sein.
Zeitschrift für Philosophie.

Pichler, H. Über Christian Wolffs Ontologie. 1910. 95 S. 2.—

Band | ℳ ₰

Lehrbücher der Philosophischen Bibliothek.

67 **Kirchner-Michaëlis.** Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. 6. Aufl. 1911. VIII, 1124 S. (geb. 14.—) . . . 12.50

Die hier vorliegende dritte Neubearbeitung des altbewährten Kirchnerschen Wörterbuchs durch die Hand des Herrn Stadtschulrat Dr. Michaelis wird sich ohne Zweifel bald viele neue Freunde zu den alten hinzuerwerben. Der Umfang des Werkes schwoll durch die Fülle des neuen Stoffes von 45 auf über 70 Bogen an — schon dies ein Maßstab, wie gründlich die Umarbeitung erfolgte.

* **Döring, A.** Grundlinien der Logik. 1912. XII, 181 S. (geb. 3.—) 2.50

Diese kleine „Logik" bemüht sich, die Mitte zu halten zwischen den allzuknappen „Leitfäden" und den voluminösen „Lehrbüchern". Das pädagogische Geschick des als Gymnasial- und Hochschullehrer bewährten Verfassers dürfte das Buch zu einer vorzüglichen Einführung und zu einem bequemen Kompendium dieser Wissenschaft machen.

118 **Messer, Aug.** Einführung in die Erkenntnistheorie. 1909. VI, 188 u. 11 S. (geb. 3.—) 2.40

Dies ist die beste einführende Schrift in die Erkenntnistheorie, die Ref. kennt. Sie zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie trotz des kleinen Umfanges eine Anschauung erweckt von der Fülle der Probleme, die der Erkenntnistheorie erwachsen; ferner daß sie stets auf die richtige Problemstellung hinweist; endlich ragt sie noch durch große Klarheit und Übersichtlichkeit hervor.
Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie u. Soziologie.

105 **Vorländer, Karl.** Geschichte der Philosophie. I. Bd.: Altertum, Mittelalter und Übergang zur Neuzeit. 3. Aufl. 1911. XII. 368 S. (geb. 4.50) 3.60

106 — — II. Bd.: Philosophie der Neuzeit. 3. Aufl. 1911. VIII, 524 S. (geb. 5.50) 4.50

Zur Einführung wird man schwerlich ein besseres Buch finden als die „Geschichte der Philosophie" von Vorländer, die den vielfach empfundenen Wunsch nach einer knappen, aber doch klaren, inhaltlich ausreichenden und zuverlässigen Darstellung der gesamten Geschichte der Philosophie aufs vortrefflichste erfüllt hat. Dieses Buch hat nicht wenig große Vorzüge. Zwar beschränkt es sich auf die Geschichte des philosophischen Denkens und läßt den kulturhistorischen Hintergrund zurücktreten. Aber in diesem Rahmen gibt es alles, was nur wünschenswert sein kann. Vortrefflich ist die Darstellung des Entwicklungsganges der Philosophie, was schon im Aufbau des Werkes klar hervortritt. Die biographische Behandlung der einzelnen Philosophen und die Darstellung ihrer Lehren stehen in allem auf der Höhe der Forschung. Dazu kommt, daß sich das Buch auch als Wegweiser für tiefer eindringende Arbeit bewährt durch die gute Auswahl in den Literaturangaben. Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht 1912.

Vorländers Buch reizt geradezu zum Studium. Die gediegene Art, in der er das historische mit dem systematischen Element zu vereinigen verstanden hat, macht das Buch zum philosophiegeschichtlichen Handbuch par excellence. Es gehört auf den Arbeitstisch eines jeden der Philosophie „Beflissenen". Kant-Studien.

115 **Witasek, Stephan.** Grundlinien der Psychologie. Mit 15 Fig. im Text. 1908. VIII, 370 u. 22 S. (geb. 3.50) . . . . . . 3.—

Was Witasek bietet, ist so gefaßt, daß niemand sein Buch ohne Gewinn aus der Hand legen wird. Der Stil ist einfach und durchsichtig, die erläuternden Beispiele sind anschaulich und belebend, neue Begriffe werden so erklärt, daß auch der Laie bei einiger Aufmerksamkeit gut folgen kann. Besonders wohltuend ist die Präzision, mit der überall zwischen gesicherten Erkenntnissen und vorläufigen Hypothesen unterschieden wird. Alles in allem: ein tüchtiges Buch, dem auch wegen seines ungemein billigen Preises weiteste Verbreitung zu gönnen ist.
Christliche Welt.

Neuere philosophische Werke
aus dem Verlag von Felix Meiner in Leipzig.

M *S*

Bluwstein, J. Weltanschauung Ardigos. 1911. 122 S. . . 1.50

Braun, O. Hinauf zum Idealismus! Schelling-Studien. 1908. XII, 154 S. (geb. 3.50) 2.50

Dem Verfasser ist es gelungen, mit seinem eigenen warmherzigen Idealismus den Leser zu fesseln und auch solche für den an sich recht spröden Gegenstand zu interessieren, die unsere klassische Spekulation und ihre Vertreter bisher höchstens nur vom Hörensagen kannten. Deutsche Literaturzeitung.

— Zum Bildungsproblem. 2 Vorträge. (Philosophie u. Schule. Kunst u. Schule). 1911. 49 S. . . . . —.75

Beide Aufsätze enthalten eine Fülle klarer und kluger Gedanken, denen man mit Teilnahme folgt und die zu weiterem Nachdenken anregen. Ich kann die Schrift den Fachgenossen nur dringend empfehlen. Zeitschrift f. d. Gymnasialschulwesen.

Busse, L. Geist und Körper, Seele und Leib. 1903. X, 488 S. (geb. 10.—) 8.50

„Eine glänzende systematische Darstellung". Allgemeine Ztg.

— Immanuel Kant. Ansprache an die Königsberger Studentenschaft. 1904. 11 S. . . . . —.50

Dietering, Paul. Die Herbartsche Pädagogik vom Standpunkt moderner Erziehungsbestrebungen. 1908. 18, 220 S. (geb. 7.—) 6.—

Dorner, A. Encyklopädie der Philosophie. Mit bes. Berücksicht. der Erkenntnistheorie u. Kategorienlehre. 1910. 343 S. In steifem Karton . . . . 6.—

— Grundriß der Religionsphilosophie. 1903. 466 S. (geb. 8.50) 7.—

Zu den hervorragendsten Erscheinungen der heutigen Religionswissenschaft gehört ohne Zweifel der Grundriß der Religionsphilosophie von Aug. Dorner.
Otto Pfleiderer in den Protestant. Monatsheften.

— Pessimismus, Nietzsche und Naturalismus mit besonderer Beziehung auf die Religion. 1911. VIII, 328 S. (geb. 7.—) . 6.—

Mit wohltuender Sicherheit der Logik und eingehender Sachkenntnis legt der Verfasser die Gedankengänge des Brahmanismus, des Buddhismus, Schopenhauers, Hartmanns, Drews' auf und unterzieht ihre Philosophie einer vorurteilsfreien, aber tief einschneidenden Kritik, die Unzulänglichkeit des Pessimismus vornehmlich nach der religiösen Seite aufweisend . . . . Das Werk gehört zu dem Besten, was von theologischer Seite über die philosophischen Zeitfragen geschrieben worden ist. Wartburg.

Dühring, E. Kursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung u. Lebensgestaltung. XII, 559 S. 9.—

Dürr, Ernst. Über die Grenzen der Gewißheit. 1903. 160 S. 3.—

Ehrenberg, Hans. Die Parteiung der Philosophie. Studien wider Hegel und die Kantianer. 1911. VI, 133 S. . . . 4.—

Eucken, Rudolf. Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. IV, 242 S. (geb. 5.20) 4.20

Wenn irgend Gelegenheitsschriften die Probe der Sammlung und Ausgabe in Buchform glänzend bestehen, so sind es die Euckens. Sie reichen auf dem Gebiete der Philosophie nahe an das heran, was die wundervollen Aufsätze Treitschkes uns auf historischem, die Michael Bernays' auf literarhistorischem Gebiete geben.
Deutsche Literatur-Zeitung.

— Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie. 2. erweit. Aufl. 1906. VI, 196 S. (geb. 4.50) 3.60

Aus dem Inhalt: Nikolaus von Cues als Bahnbrecher neuer Ideen. Paracelsus' Lehren von der Entwicklung. Kepler als Philosoph. Über Bilder und Gleichnisse bei Kant. Bayle und Kant. Parteien und Parteinamen in der Philosophie.

	ℳ ₰
— Braun, O. Euckens Philosophie und das Bildungsproblem. 1909. 54 S.	—.60
Falckenberg, Richard. Kant und das Jahrhundert. Gedächtnisrede zum 100 jähr. Todestag. 2. Aufl. 1907. 28 S. . . .	—.60
Flournoy, Th. Beiträge zur Religionspsychologie. Übers. v. M. Regel. Mit Vorwort v. G. Vorbrodt. 1911. LII, 62 S.	2.50
Groos, Karl. Die reine Vernunftwissenschaft. Systematische Darstellung von Schellings rationaler oder negativer Philosophie. X, 187 S.	3.—
Jacoby, Günther. Herders u. Kants Ästhetik. 1907. X, 348 S. (geb. 6.30)	5.40

Es scheint, als könne man es Herder niemals vergeben, daß er Kant angegriffen hat; und es scheint, als müsse es Herder für immer wie ein historischer Makel anhaften, daß er in der Zeit der Freundschaft Schillers und Goethes uneins war mit den Weimarer Dioskuren. Er hatte aber recht. Zum mindesten hatte er auf dem Gebiete der Ästhetik recht. Auf dem Gebiete, über das er sein Leben lang nachgedacht und dem er die besten Kräfte seines weitschauenden Geistes geschenkt hatte. Auf dem Gebiete, auf dem ihm Goethe mit dem ganzen Wesen seiner Persönlichkeit folgte und auf dem der scharfsinnige, aber nüchterne, ja hausbackene Geist des Königsberger Philosophen nur gar zu begreiflicherweise in die Irre ging. Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

— Der Pragmatismus. Neue Bahnen in der Wissenschaftslehre des Auslands. 1909. 58 S.	1.20

Jacoby versteht die nicht leichten Gedanken so einfach, elementar und anschaulich darzustellen, daß sie auch der philosophisch noch Ungeschulte begreifen kann. Das Büchlein ist dadurch auch geeignet, als Einführung in die philosophischen Probleme überhaupt zu dienen. Literaturbericht für Theologie.

— Herder als Faust. 1911. XII, 485 S. (geb. 8.50) . . .	7.—
Jungmann, K. René Descartes. Eine Einführung in seine Werke. 1908. VIII, 234 S.	6.50
Kinkel, Walter. Der Humanitätsgedanke. Betrachtungen zur Förderung der Humanität. 1908. 192. S.	2.50
Koeber, R. Die Philosophie Schopenhauers. 327 S. . .	5.—
Kühnert, H. Comtes Verhältnis zur Kunst. 1910. 65 S. .	1.—
Lasson, A. Über Gegenstand u. Behandlungsart der Religionsphilosophie. 55 S.	—.60
Lempp, Otto. Das Problem der Theodicee in der Philosophie u. Literatur des 18. Jahrhunderts bis auf Kant u. Schiller. Gekrönte Preisschrift der Walter Simon-Preisaufgabe der Kantgesellschaft. 1910. VI, 432 S. In steifem Karton .	9.—

Eine sorgfältige, erschöpfende, streng wissenschaftliche und dabei doch gut lesbare Schrift, die über diese viel umstrittenen Gedankengänge Abschließendes bietet... Wer sich in den mannigfachen Gottesbeweisen und den Anschauungen über die Willensfreiheit zurechtfinden will, muß zu diesem Buche greifen. Man wird immer wieder staunend gewahr, welche Erkenntnisschätze in unserer klassischen Zeit des Idealismus oft noch so ungehoben liegen. Pfarrer Traub in der Christlichen Freiheit.

Lévy-Bruhl, L. Die Philosophie Auguste Comtes. Übers. von H. Molenaar. VI, 288 S.	6.—
Lewkowitz, A. Hegels Ästhetik im Verhältnis zu Schiller. 1910. 77 S.	1.80
Lipps, Theodor. Psychologische Studien. 2., umgearb. u. erweit. Aufl. 1905. IV, 287 S. (geb. 6.—)	5.—

M ₰

In dieser nenen Fassung trägt die Darstellung ganz jenes eigentümliche Gepräge, das für den Lipps des letzten Jahrzehntes charakteristisch ist, jenes eindringlich Bohrende der Analyse, das pfeilscharf Geschliffene der Polemik, das sokratische Fortschreiten von Frage und Antwort, wodurch allmählich das gewünschte Resultat aus den Tiefen der Seele herausgeholt wird.
Dr. William Stern in der „Zeit".

Mehlis, G. Die Geschichtsphilosophie Comtes. 1909. IV, 158 S. 3.—

Meinong, A. Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften. 1907. VIII, 156 S. 4.80

Dies Buch ist eine Verteidigung von Meinongs Ansichten gegenüber verschiedenen Kritikern und eine weitere Erklärung der neuen Wissenschaft, die er „Gegenstandstheorie" nennt. Die Notwendigkeit und die Wichtigkeit dieser Wissenschaft werden dargelegt und Gründe dafür angegeben, daß sie weder mit Logik, noch mit Erkenntnistheorie, noch mit irgendeiner anderen bisher bekannten Wissenschaft identifiziert werden kann. Der Stil ist bemerkenswert klar, und die polemischen Argumente erscheinen dem Referenten im allgemeinen zwingend. „Mind."

Merz, Joh. Theod. Leibniz' Leben und Philosophie. Aus dem Englischen mit Vorwort von C. Schaarschmidt. 226 S. 2.—

Natorp, Paul. Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus. 1903. VIII, 474 S. (geb. 8.70) 7.50

Ein Werk, das in den hellsten Vordergrund philosophischen Interesses gehört, eins der bedeutsamsten der Philosophiegeschichte überhaupt, wie in den letzten Jahrzehnten nur sehr, sehr wenige erschienen sind von ähnlich zentralem Interesse, ähnlicher wissenschaftlicher Intensität, Energie und Kühnheit! Eine völlige Neuauffassung Platos! Ein kraftvolles Werk aus einem Guß und eigener Kraft! . . . Karl Joël in der „Deutschen Literaturzeitung".

Noack, Ludwig. Philosophie-geschichtliches Lexikon. Historisch-biographisches Handwörterbuch der Geschichte der Philosophie. XII, 936 S. . . . . 12.—

Oehler, Richard. Friedrich Nietzsche u. die Vorsokratiker. 1904. VIII, 168 S. 3.50

— Nietzsche als Bildner der Persönlichkeit. Vortrag. 1911. 31 S. —.60

Pichler, Hans. Über Christian Wolffs Ontologie. 1910. 95 S. 2.—

Plümacher, O. Der Pessimismus in Vergangenheit u. Gegenwart. Geschichtliches u. Kritisches. 2. Aufl. XII, 355 S. 7.20

Pochhammer, L., Prof. d. Mathematik. Zum Problem der Willensfreiheit. 1908. 82 S. 1.20

Die außerordentlich klar und anschaulich geschriebene Abhandlung ist ein interessantes und beachtenswertes Zeugnis dafür, wie ein an präzises Denken gewöhnter ernster Forscher der Gegenwart die Postulate des sittlichen Lebens mit der naturwissenschaftlichen Anschauungsweise auszugleichen versucht. Christliche Welt.

Richter, Raoul. Der Skeptizismus in der Philosophie. 2 Bde.
Bd. I. 1904. XXIV, 303 u. 61 S. (geb. 7.50) . . . . . 6.—
Bd. II. 1908. VI, 529 u. 55 S. (geb. 10.—) 8.50

Der griechische Skeptizismus hat auf deutschem Boden noch niemals eine so energische — sagen wir es gleich — im ganzen treffliche Darstellung und Beurteilung erfahren. Richter nimmt ihn ernst und weiß, obwohl keineswegs blind für seine Schwächen, Plattheiten und Naivitäten, die ihm innewohnende philosophische Kraft und seine bahnbrechende Bedeutung für die Probleme der Erkenntnistheorie klar herauszustellen.
Wochenschrift für klassische Philologie.

Richter, Raoul. Friedrich Nietzsche. Sein Leben u. sein Werk. 2., vermehrte Aufl. 1909. VIII, 356 S. (geb. 6.—) . 4.80

Ich habe selten ein Buch (und niemals eins über Nietzsche!) mit soviel Freude und Genuß gelesen, wie diese musterhaft klare, nirgends überschwengliche, doch überall von woltuender, liebe-

vollster Wärme gleichsam durchleuchtete Arbeit, deren letzter Abschnitt mit seiner sachlich historischen Bearbeitung der Lehre Nietzsches vorbildlich beweist, wie bewundernde Verehrung für einen Großen und unbestechliche kritische Besonnenheit zu vereinigen sind. Das Literarische Echo. — *M* *₰*

Ruge, Arnold. Das Problem der Freiheit in Kants Erkenntnistheorie. 1910. VIII, 84 S. 1.50

— Das Wesen der Universitäten und das Studium der Frauen. 1912. 34 S. . . . . —.80

Schaarschmidt, C. Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. 1907. VIII, 253 S. (geb. 5.40) . . 4.40

Scheler, Max F. Die transzendentale und die psychologische Methode. E. grundsätzl. Erörterung zur philosoph. Methodik. 184 S. 4.—

Schmidt, Ferdinand Jakob. Zur Wiedergeburt des Idealismus. 1908. VIII, 325 S. (geb. 7.—) . . . . 6.—

Aus dem Inhalt: Kapitalismus und Protestantismus. Der mittelalterliche Charakter des kirchlichen Protestantismus. Der theologische Positivismus. Adolf Harnack und die Wiederbelebung der spekulativen Forschung. Das Erlebnis und die Dichtung. Goethe und das Altertum. Kant-Orthodoxie. Die Philosophie auf den höh. Schulen. Die Frauenbildung u. das klassische Altertum.

Stern, L. William. Die Analogie im volkstümlichen Denken. Eine psychologische Untersuchung. Mit einer Vorbemerkung von M. Lazarus. IV, 164 S. . . . . 3.—

Vorländer, Karl. Kant-Schiller-Goethe. Gesammelte Aufsätze 1907. XIV, 294 S. (geb. 6.—) . . . . 5.—

Das Buch wird durch seine ganze Anlage für lange Zeit, wenn nicht für immer, den Anspruch erheben dürfen, als das grundlegende Werk über dies Thema zu Rate gezogen zu werden. Zeitschrift für Gymnasialwesen.

Weichelt, Hans. Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra, erklärt und gewürdigt. 1910. VIII, 319 S. (geb. 6.20) 5.—

Der Zarathustra bedarf eines Kommentars: das wird jeder zugeben, der darin studiert oder auch nur geblättert hat; jeder auch, der es beklagt, daß das falsch verstandene Werk in manchem unreifen Kopfe Verwirrung angerichtet hat. Weichelts Buch bietet nun eine feinsinnige, in die Tiefe dringende Erklärung und eine besonnene, gerecht abwägende Würdigung. Prof. Dr. A. Messer.

Ziegler, Leopold. Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. 1902. XII, 104 S. 1.60

Einen Autor, der in seinem Erstlingswerk die Metaphyysik des Tragischen zu seinem Gegenstand erwählt, diesen Gegenstand in so große und weittragende Beziehungen zu den höchsten Gebieten des menschlichen Lebens zu setzen weiß und sich damit in einer so glänzenden Weise abfindet wie Ziegler, einen solchen Autor wird man alle Veranlassung haben, für die Zukunft im Auge zu behalten. Prof. Arthur Drews i. d. „Südwestdeutsch. Rundsch.".

— Das Weltbild Hartmanns. Eine Beurteilung. 1910. 196 S. (geb. 3.50) 2.50

Zieglers Abhandlung ist von so entschiedener, ungewöhnlicher Begabung und großer, seltener Fähigkeit, tiefe Gedanken zur Klarheit herauszustellen, daß sie gewiß bei jedem Sachkundigen die freudigste Aufnahme finden wird — als die weitaus beste Schrift über Hartmann und zugleich als sachlich wertvoller Beitrag zur Philosophie der Gegenwart. Man darf den Verfasser aufrichtig beglückwünschen zu dieser Arbeit.
Prof. A. Riehl in einem Briefe an den Verlag.

Die Arbeit als Ganzes ist geradezu ein Muster klarer und umsichtiger Anwendung der kritischen Methode und ist dem, der diese immerhin schwere Methode auf verhältnismäßig einfachem Wege kennen lernen will, sehr zu empfehlen. Das Buch ist anschaulich geschrieben und ganz floskelfrei. Sozialistische Monatshefte.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Verlag von Felix Meiner in Leipzig.



Neuerscheinungen
der
Philosophischen Bibliothek.

Kirchner-Michaëlis. Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. 6. Aufl. 1911. VIII, 1124 S.
Preis M. 12.50, geb. M. 14.—

Die Festigkeit der Grundlagen, die umfassende Vollständigkeit des Stoffes, die durchsichtige Anlage und vortreffliche Form, sowie die würdige Ausstattung machen das Buch zu einem treuen Führer auf den verschlungenen Pfaden der Philosophie. Man kann ihm nur weitere und weitere Verbreitung wünschen.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1911.

Vorländer, Karl. Geschichte der Philosophie.
I. Bd.: Altertum, Mittelalter und Übergang zur Neuzeit. 3. Aufl. 1911. XII, 368 S. Preis M. 3.60, geb. M. 4.50
— — II. Bd.: Philosophie der Neuzeit. 3. Aufl. 1911. VIII, 524 S. Preis M. 4.50, geb. M. 5 50

Selten ist die Geschichte der Philosophie in den letzten Jahrzehnten so faßlich und übersichtlich dargestellt. Es ist nach diesem Werke möglich, die mannigfach divergierenden Wege der neueren Philosophen, die vielfach von den allgemeinen Tendenzen der Zeit beherrscht oder doch beeinflußt werden, zu verstehen und zu verfolgen .... Diese vaterländische Geschichte der Philosphie wird gewiß auf Jahrzehnte hin das Lieblingsbuch aller Freunde der Philosophie sein.

Literaturbericht für Theologie.

D'Alembert's Einleitung in die französische Enzyklopädie von 1751 (Discours préliminaire). Herausgeg. und erläutert von Dr. Eugen Hirschberg.
I. Teil: Text. XXIII, 153 u. 11 S.
Preis M. 2.50, geb. M. 3.—
II. Teil: Erläuterungen. VIII, 192 S. Preis M. 1.50
Beide Teile in 1 Band gebunden M. 4.50

Diese Schrift des „Vaters des Positivismus" dürfte besonders geeignet sein, zur Einführung in die Philosophie überhaupt zu dienen. In den französischen Schulen ist sie seit langem als Lehrbuch und Prüfungsgegenstand eingeführt, wozu sie sich durch ihre einfache, jedem verständliche Sprache besonders eignet. — Die Erläuterungen führen den D'Alembertschen Text bis zur Gegenwart fort.

Aristoteles. Nikomachische Ethik. Neu übers. u. erläut. v. Dr. theol. Eug. Rolfes. XXIV, 234 u. 40 S. Preis M. 3.20, geb. M. 3.80

Diese Ausgabe benutzt als erste den von der Forschung bisher regelmäßig übersehenen Kommentar des Thomas von Aquin, eines dem Aristoteles kongenialen Geistes. Durch das Heranziehen dieses Kommentars, der reifsten Frucht der Aristotelesforschung aller Zeiten, wird der Wert derselben ein unschätzbarer.

Aristoteles. Drei Bücher über die Seele. Neu übers. v. Gymn.-Dir. Dr. A. Busse. 1911. XX, 94 u. 27 S. Preis M. 2.20, geb. M. 2.70

Die systematische Psychologie ist ein Werk des Aristoteles. Für das Studium und das Verständnis dieser Quellenschrift ersten Ranges die sichere Grundlage zu schaffen, war die Aufgabe dieser Neuausgabe.

Descartes. Über die Leidenschaften der Seele. Neu übers. u. erläut. v. Dr. A. Buchenau. Mit dem Register der Gesamtausgabe. XXXI, 120 u. 30 S. Preis M. 2.20, geb. M. 2.80

Mit dem Erscheinen dieses Bandes liegt nunmehr die Descartes-Ausgabe vollständig in der neuen Bearbeitung vor. Dem Bande ist das schon lange dringend gewünschte Gesamtregister beigegeben.

Fichte. Werke. Bd. I. Mit Einleitung von Prof. Dr. F. Medicus. 1911. CLXXX, 603 S. Preis M. 7.—, geb. in Hfz. M. 9.50

Die Textbehandlung ist durch mustergültige Genauigkeit ausgezeichnet. Die Einleitungen des Herausgebers führen vortrefflich in die zeitgeschichtlichen Bedingungen dieser Schriften ein und zeigen, daß Fichte auch für unsere Zeit noch manches zu sagen hat, daß er noch nicht lediglich historisch geworden ist. Es scheint aber, als ob auch die geistige Stimmung vielfach zu Fichte zurücklenkt als dem Denker, der unter der Hülle seiner Metaphysik des Ich der Persönlichkeit ihre Stellung gewinnt. Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Daraus einzeln:

Fichte, Joh. Gottl. Über den Begriff der Wissenschaftslehre (1794). IV, 61 S. Preis M. 1.—

— Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794). Mit Einltg. von F. Medicus. XXX, 245 S. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—

Nach Friedrich Schlegel bedeutete dies „Buch eine der großen Tendenzen des Zeitalters, neben der französischen Revolution und dem Wilhelm Meister".

— Grundriß des Eigentümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen. IV, 83 S. Preis M. 1.20

Verlag von Felix Meiner in Leipzig.

Einzeln erschienen früher u. a.:

Fichte. Schriften zum Atheismusstreit. Mit Einleitung v. F. Medicus. XXXIII, 142 S. Preis M. 2.—

— Die Bestimmung des Menschen. IV, 155 S. Preis M. 1.80

— Der geschlossene Handelsstaat. Mit Einleitung von F. Medicus. XII, 127 S. Preis M. 1.50

— Die Wissenschaftslehre (1801 u. 1804). 396 S. Preis M. 4, geb. M. 5.—

— Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. IV, 264 S. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—

— Drei Schriften über den Gelehrten (1794. 1805. 1811). IV, 224 S. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—

— Anweisung zum seligen Leben. Mit Einleitg. v. F. Medicus. XVIII, 205 S. Preis M. 2.50, geb. M. 3.50

— Reden an die deutsche Nation. 250 S. Preis M. 2.—, geb. M. 2.80

Hegel. Grundlinien der Philosophie des Rechts. Mit den von Gans redigierten Zusätzen aus Hegels Vorlesungen neu herausgeg. von Georg Lasson. Preis M. 5.40, geb. M. 6.—

Die Ausgabe Lassons ist mustergültig. Die Einleitung gehört zu dem Schätzenswertesten, was in unserer Zeit über Hegel geschrieben wurde. Neben den außerordentlichen Seiten des großen Werkes werden seine Schwächen unverhohlen zur Darstellung gebracht. Überall aber blickt die Verehrung gegenüber dem Meister durch und das Bestreben, dem größten Denker des vorigen Jahrhunderts zu seiner gerechten Anerkennung zu verhelfen.

Josef Kohler im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie.

Humboldt, Wilh. v., Ausgewählte philosophische Schriften. Mit ausführlicher Einleitung herausgeg. von Dr. Joh. Schubert. XXXIX, 222 S. Preis M. 3.40, geb. M. 4.—

Inhalt: Zur Ästhetik. Zur Geschichtsphilosophie. Zur Sprachphilosophie. Zur Religionsphilosophie. Zur Pädagogik. Register.

Über das **Wesen der Universitäten.** Drei Aufsätze von Fichte, Schleiermacher und Steffens. Mit ausführlicher Einleitung herausgeg. von Prof. Dr. Ed. Spranger. XLIII, 280 u. 11 S. Preis M. 4.—, geb. M. 4.50

Da wir heute über das alte Humboldtsche Sprachgymnasium hinaus wollen, müssen uns Humboldts Gedanken zur Selbstbesinnung

über die verschiedenen Formen unserer heutigen höheren Schulen von der größten Wichtigkeit sein.

Nur auf den Universitäten herrscht der Humboldtsche Geist noch, die „Idee der Universitäten", wie sie vor 100 Jahren in deutschen Denkern lebte. Um diesen Geist lebendig zu erhalten gegen amerikanisierende und polytechnische Tendenzen, ist die von Spranger gegebene Zusammenstellung dreier Gutachten von Fichte, Schleiermacher und Steffens über die Neugründung einer Berliner Universität besonders freudig zu begrüßen, wenn auch alle drei Vorschläge nicht realisiert, sondern nur sehr teilweise von Humboldt benutzt wurden.

Die verschiedene Ausprägung idealistischer Gedankengänge über ein und dasselbe Problem kann besonders gut an dieser Ausgabe von „Universitätsschriften" erkannt werden. Ich möchte sie für Durcharbeitung in einem philosophischen Seminar ganz besonders empfehlen, ihr aber ebenso wie der Schubertschen Humboldtausgabe auch sonst die weiteste Verbreitung wünschen. Pädagogisches Archiv.

Isidoros. Das Leben des Philosophen. Wiederhergestellt, übersetzt u. erklärt von Dr. Rudolf Asmus. Preis M. 7.50, geb. M. 8.50

Unter den Urkunden zur Geschichte des Neuplatonismus ist die von Damaskios verfaßte Biographie des Isidoros eine der allerwichtigsten. Auf dem Hintergrunde des Hellenismus eines Julian des Abtrünnigen mit der Glut seiner Liebe und seines Hasses erhebt sich ein religionsphilosophisches Kulturbild des 5. Jahrhunderts, dem sich an Figurenreichtum und Farbenfülle nichts Ähnliches an die Seite stellen läßt.

Kants Leben. Dargestellt von Karl Vorländer. Supplementband zur Kantausgabe. Mit dem Doblerschen Bildnis. XI, 211 u. 12 S.
Preis M. 3.—, geb. M. 3.60, Geschenkband M. 4.20

Diese erste Sonderdarstellung von Kants Leben, die seit der Schubertschen Biographie (seit 1840!) erschienen ist, verdient ein Buch für jedes Haus zu werden. Denn trotz des Fehlens der in die Augen fallenden großen Momente mangelte es dem Leben des großen Philosophen keineswegs an innerer Bewegung, die Vorländer in der dem Gegenstand so gut angepaßten, ruhig dahinfließenden Darstellung trefflich hat hervortreten lassen.

Locke. Versuch über den menschlichen Verstand. 2. Bd. Buch 3 u. 4. Neu übersetzt von Dr. C. Winckler. VII, 428 S. Preis M. 5.40, geb. M. 6.20

Winckler bietet uns hier eine völlige Neuübertragung des wichtigen Werkes, die in Anbetracht der zahllosen Mißverständnisse der früheren Übersetzer, von denen überhaupt noch keiner die 1894 erschienene kritische Ausgabe Frasers benutzt hat, einem dringenden Bedürfnis entsprechen dürfte. Band I soll in kürzester Frist nachfolgen.

Lotze, Hermann. Logik. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. (System der Philosophie. Tl. I.) Mit ausführl. Einleitung von Prof. Georg Misch. Preis ca. M. 7.50, geb. ca. M. 8.50

Dies Werk, das die ausführliche Darstellung des Systems des großen Göttinger Philosophen enthält, war im Buchhandel lange Zeit gänzlich

vergriffen und auch antiquarisch kaum mehr aufzutreiben. Durch den Neudruck des Werkes wird also eine eingehendere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Philosophen, die gerade in letzter Zeit verheißungsvoll eingesetzt hat, überhaupt erst ermöglicht.

Plato. Theätet. Neu übers. u. erläut. von Dr. Otto Apelt. IV. 28, 116 u. 48 S. Preis M. 3.40, geb. M. 4.—

Ohne die Apeltsche Übersetzung wird sich niemand mehr über Theätetfragen äußern können. Die Lektüre ist ein Genuß, namentlich sind dem Verfasser die Glanzstellen des Dialoges vortrefflich gelungen. — Das Buch bietet in gewissem Sinne einen Abschluß der Theätetforschung.
Wochenschr. f. klass. Philologie.

Schellings Schriften.

Einzeln erschienen:

— **Bruno,** oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge (1802). Preis geb. M. 2.40

— Darstellung eines **Systems der Philosophie** (1801). Preis geb. M. 2.40

— **Einleitung zu dem Entwurf** eines Systems d. Naturphilosophie (1797). — **Allg. Deduktion** des dynamischen Prozesses (1800). Preis M. 2.40

— **Vom Ich** als Prinzip der Philosophie (1795). Preis geb. M. 2.—

— Ideen zu einer **Philosophie der Natur** (1797). Preis geb. M. 5.40

— **Methode des akademischen Studiums** (1803). Preis geb. M. 2.80

— **Philosophie der Kunst** (aus dem Nachlaß). Preis geb. M. 5.40

— **Positive Philosophie** (1840/45). Preis geb. M. 5.—

— System des **transzendentalen Idealismus** (1800). Preis geb. M. 5.—

— **Von der Weltseele** (1808). Preis geb. M. 4.40

— **Wesen der menschlichen Freiheit** (1809). Preis geb. M. 1.60

Schleiermacher, Friedrich. Grundriß der philosophischen Ethik. In der Twestenschen Fassung neu hrsgeg. von D. Friedrich M. Schiele. VIII, 219 S. Preis M. 2.80, geb. M. 3.40

Diesem Neudruck der Schleiermacherschen Sittenlehre ist die praktische und sorgfältige Twestensche Ausgabe zugrunde gelegt, die unter Schleiermachers eigenhändigen Entwürfen die beiden besten auswählt und sie in ihrer ursprünglichen Gestalt gibt. Doch hat der Heraus-

Druck von O. Grumbach in Leipzig.

Kants Leben.

Dargestellt von Karl Vorländer.

Mit dem Bildnis Kants von Dobler.

XI, 223 Seit. Preis M. 3.–. geb. M. 3.60,
in vornehmem Geschenk-Band M. 4.20.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß trotz der Rückkehr zur Kantschen Lehre, die die letzten fünfzig Jahre in der Philosophie charakterisierten, diese ganze Zeit uns keine einzige Sonderdarstellung seines Lebens gebracht hat.

Kants Leben entbehrte vielleicht der in die Augen fallenden großen Momente, und abgesehen von dem Zusammenstoß mit der preußischen Reaktion unter Friedrich Wilhelm II. der äußeren Erschütterungen oder leidenschaftlichen Bewegungen. Trotzdem wird die hier von einem unserer ersten Kantforscher gebotene Darstellung des stillen Gelehrtenlebens ein Buch für jedes Haus werden; hat es doch Vorländer verstanden, in der dem Gegenstand so gut angepaßten ruhig dahinfließenden, objektiv gehaltenen Darstellung die innere Bewegung dieses Lebens hervortreten zu lassen.

Kurzer Handkommentar zur Kritik der reinen Vernunft.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Hermann Cohen.

1907. 242 Seiten. Preis M. 2.–, geb. M. 2.50.

Wer an Cohens Hand wandelt, dem sind hundert Ab- und Irrwege erspart, dem bleibt die volle Kraft für das Wesentliche an der Vernunftkritik, der mag schöne Stunden sichtlich wachsender Erkenntnis genießen. Und so wird in unseren Tagen, wo unleugbar der Sinn weiter Schichten sich der Philosophie öffnet, nur die Auswahl der philosophischen Lektüre oftmals durch geringere Schwierigkeit des Eindringens bestimmt wird und darum ins Allgemeine geht, Cohens Kommentar viel Segen stiften. Er sei vielen empfohlen. *Leipziger Zeitung.*

Aristoteles. Drei Bücher über die Seele. Neu übers. v. Gymn.-Dir. Dr. A. Busse. 1911. XX, 94 u. 27 S. Preis M. 2.20, geb. M. 2.70

Descartes. Abhandlung über die Methode. 2. Aufl. 1905. 82 S. M. —.60

— Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Neu übersetzt und auf Grund der „Objectiones et Responsiones" erläutert von Dr. Artur Buchenau. 3. Aufl. 1904 68 u. 246 S. M. 3.—, geb. M. 3.50

Erst die bisher in der Seminarlektüre unberechtigt vernachlässigten „Einwendungen und Erwiderungen", die ja einen weit größeren Umfang einnehmen als das zugrunde gelegte Werk, geben einen vollständigen und sicheren Einblick in die Tendenz und Absicht dieser Schrift Descartes'. Immer sieghafter kann man den kritischen Gedanken, der in den Meditationen noch in einer metaphysisch-dogmatischen Umhüllung auftritt, in der Verteidigung gegen die Einwürfe und Mißverständnisse der Gegner durchbrechen sehen.

O. Buek im „Literarischen Zentralblatt".

Fichte. Die Wissenschaftslehre von 1801 u. 1804. Hrsg. v. F. Medicus. 396 S. M. 4.—, geb. M. 5.—

— Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. 1908. IV, 264 S. M. 3.—, geb. M. 4.—

— Bestimmung des Gelehrten (1794) — Wesen des Gelehrten (1805) — Bestimmung des Gelehrten (1811). IV, 224 S. M. 3.—, geb. M. 4.—

— Anweisung zum seligen Leben. Mit Einleitung von F. Medicus. XVIII, 205 S. M. 2.50, geb. M. 3.50

— Reden an die deutsche Nation. 1910. 250 S. M. 2.—, geb. M. 2.80

Die Textbehandlung ist durch mustergültige Genauigkeit ausgezeichnet. Die Einleitungen des Herausgebers führen vortrefflich in die zeitgeschichtlichen Bedingungen dieser Schriften ein und geben eine kritische Erörterung ihres Wertes nach modernen Forschungen. Daß Fichte auch für unsere Zeit noch manches zu sagen hat, daß er noch nicht lediglich historisch geworden ist, mögen besonders die Einleitungen zum „Handelsstaat" und zur „Anweisung" lehren. Es scheint aber, als ob auch die geistige Stimmung vielfach zu Fichte zurücklenkt als dem Denker, der unter der Hülle seiner Metaphysik des Ich der Persönlichkeit ihre Stellung gewinnt. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.*

Fichte, Schleiermacher, Steffens. Über das Wesen der Universität. Mit einer Einleitung herausgeg. von Eduard Spranger. 1910. XLIII, 280 u. 11 S. M. 4.—, geb. M. 4.50

Die Einleitung von Spranger ist als eine Abhandlung von selbständigem Wert anzusehen. Sie zeigt uns in großen Zügen, wie der Kampf zwischen Staat und Universität sich vom Mittelalter bis zur Neugründung der Berliner Hochschule gestaltete. *Zeitschrift für Philosophie.*

Zum Wiedererwachen des
Hegel-Studiums

Das neu erwachte Interesse für die Philosophie Hegels bildet in der philosophischen Arbeit der Gegenwart einen sehr bemerkenswerten Zug. Der große Denker, dessen System eine Zeit lang absolut zu herrschen schien und der dann um so entschiedener zu den Toten war geworfen worden, beginnt wieder aufzuleben. Aber er erscheint den Heutigen anders als seinen Zeitgenossen. Nicht um ein Bekenntnis zu seinem System handelt es sich jetzt, sondern darum, zuerst den Denker und seine Lehre geschichtlich zu verstehen und dann im Blick auf die veränderte philosophische Situation zu fragen, wodurch er etwa noch gegenwärtig unter uns fortwirkt und worin er uns künftig noch förderlich sein kann.

Eine unerläßliche Vorarbeit für das geschichtliche Verständnis Hegels ist die Herbeischaffung und Zusammenstellung alles erreichbaren Materials zu seiner Biographie und zur Entwickelungsgeschichte seines Denkens. Dabei wird es sich vielfach um Dinge handeln, die für den Umfang eines Buches nicht ausreichen und in kurzen Artikeln und Notizen veröffentlicht werden müssen. Ihnen droht das Geschick, daß sie, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut, dem Hegelforscher schwer zugänglich bleiben und also ihren wesentlichen Zweck nur unvollkommen erfüllen können. Diesem Übelstande abzuhelfen, den Hegelstudien einen Mittelpunkt zu bieten und sie dadurch weiter anzuregen, ist das

HEGEL-ARCHIV

bestimmt, dessen erstes Heft soeben ausgegeben wurde. Es soll dazu dienen:

1. die kleineren Stücke aus der ungedruckten Hinterlassenschaft Hegels, Entwürfe, Rezensionen, Briefe, Notizen und dergl. zu sammeln;
2. zeitgenössische Beiträge zu seiner Biographie und zur Beurteilung seiner Lehre, Briefe an ihn und Berichte über ihn mitzuteilen;
3. eine Bibliographie der gegenwärtigen Hegel-Literatur und schließlich
4. Abhandlungen zum Verständnis Hegels und der Philosophie des deutschen Idealismus, Besprechungen darauf bezüglicher Werke u. dergl. aufzunehmen.

Zur Herausgabe des Hegel-Archivs hat sich der bekannte Hegelforscher, **Georg Lasson,** bereit erklärt, dessen Name durch die verdienstvollen kritischen Neuausgaben dreier Hauptwerke Hegels allen Hegelfreunden wohlbekannt ist, und der auch die besondere hier in Frage stehende Art von Arbeit, wie sie nun im «Hegel-Archiv»

in umfassenderer und regelmäßiger Form fortgesetzt werden soll, in zwei Heften von «Beiträgen zur Hegelforschung» begonnen hat.

Was die äußere Erscheinungsweise des Hegel-Archivs betrifft, so ist geplant, zunächst alljährlich zwei Hefte im ungefähren Umfange von je 4—5 Bogen herauszugeben. Schon hieraus ergibt sich, daß keinerlei Wettbewerb mit größeren philosophischen Zeitschriften beabsichtigt ist. Alle Freunde deutscher Philosophie seien auf dies Unternehmen hingewiesen, das, frei von schulmäßiger Befangenheit oder einseitigem Parteistandpunkt, nur bestrebt sein will, zur besseren Erkenntnis des großen Denkers die Bausteine zu sammeln. Wir hoffen, im rechten Zeitpunkt zu kommen, und bitten, unser Unternehmen durch Abonnement und möglichste Verbreitung im Kreise aller Interessenten zu unterstützen.

Das erste Heft enthält aus den in den Besitz der Harvard-University übergegangenen Manuskripten Hegels die **Vorstudien zur Enzyklopädie und Propädeutik,** herausgegeben von Dr. Löwenberg, Cambridge, Mass. Voran geht eine Abhandlung des Herausgebers über «Die jugendlichen Denkversuche Hegels». **Das zweite Heft** soll u. a. wertvolle Ergänzungen zu den bisher veröffentlichten Briefen Hegels bringen.

Bestellungen auf das Hegel-Archiv nimmt jede gute Buchhandlung entgegen; wo keine am Platze ist, auch der Verlag.

Zuschriften in Angelegenheiten des Hegel-Archivs wolle man an den Herausgeber Pastor Georg Lasson in Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 richten.

Der Herausgeber: **Georg Lasson.**

Der Verlag: **Felix Meiner** in Leipzig.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

